Die Geschichte der "St. Petersburger Zeitung," 1727-1902

Carl Eichhorn

Die Geschichte

der

„St. Petersburger Zeitung“

1727—1902.

Zum Tage der Feier

des

175-jährigen Bestehens der Zeitung,

dem 3. Januar 1902,

verfaßt von

Carl Eichhorn.

St. Petersburg,
Buchdruckerei der St. Petersburger Zeitung (A. Laschinsky)
Kirpitschny-Pereulok Nr. 3
1902.

Vorwort.

Quellen und Litteratur. Die unerläßlichste Quelle für die Geschichte einer Zeitung ist natürlich diese Zeitung selbst, und von den 175 Jahrgängen der „St. Petersburger Zeitung“ ist glücklicherweise der allergrößte Theil erhalten. Am reichsten ist die Bibliothek der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften an alten Jahrgängen dieses Blattes, sehr viele finden sich in der Kaiserlichen Oeffentlichen Bibliothek, die Redaktion der „St. Petersburger Zeitung“ hat unter ihrem jetzigen Chef eine Kollektion alter Jahrgänge erworben, und diese drei Sammlungen ergänzen sich derartig, daß der Autor nur von den Jahrgängen 1727 und 1753—55 kein einziges Stück zu Gesichte bekommen hat. Von den Jahrgängen 1757—60 hat er nur die Beilagen (Kriegsrelationen) gefunden, die in der Bibliothek der Akademie erhalten sind, und außerdem eine Nummer des Jahrganges 1760, die im Besitze der Redaktion der „St. Petersburger Zeitung“ ist. Ein ganz vollständiges Exemplar des Jahrganges 1740 scheint in St. Petersburg nicht zu existiren. Die hochwichtige älteste Beilage der „St. Petersburger Zeitung“, die „Historischen, Genealogischen und Geographischen Anmerckungen“ ist in der Bibliothek der Akademie vollzählig vorhanden. Alles in Allem sind demnach 166 Jahrgänge komplet, einer unvollständig und vier in einzelnen Theilen erhalten, so daß dieses Material zur Erkenntniß der inhaltlichen und formalen Entwickelung des Blattes völlig ausreicht. Sehr zu bedauern ist natürlich das Fehlen des ersten Jahrganges, doch finden sich in G. F. Müllers Geschichte der Akademie so viele Zitate aus ihm, daß wir auch in ihn einen Einblick bekommen. — So unumgänglich nothwendig dieses Material aber auch ist, so kann es doch besonders für das erste Jahrhundert der Zeitung, wo die Persönlichkeit der Redakteure und Mitarbeiter ganz in den Hintergrund tritt (selbst die Namen der Chefredakteure werden erst seit 1836 in der Zeitung genannt) und die Quellen der Nachrichten höchst selten namhaft gemacht werden, dem Darsteller der Geschichte des Blattes nicht genügen. In der Zeitung selbst vermag er nur ein mehr oder minder getreues Bild der Ereignisse und kulturellen Zustände der vergangenen Zeiten zu erkennen, wie und warum sich aber die Strahlen der Wirklichkeit gebrochen haben, bevor sie dieses Bild erzeugten, erfährt er nicht.

Mit diesem Uebelstande haben mehr oder weniger die Darsteller der Geschichte aller Zeitungen zu kämpfen, die „St. Petersburger Zeitung“ befindet sich aber insofern in einer begünstigten Lage, als sie auch für die Geschichte ihrer Redaktion Quellen besitzt, welche jenes in der Zeitung selbst enthaltene Material vortrefflich ergänzen. Als Dependenz eines staatlichen Instituts, der Akademie der Wissenschaften, hat sie von ihrer Gründung bis zum Jahre 1859 die Geschichtsquellen mit diesem gemeinsam, und die Archive der Akademie sind sehr reich. Zwei von ihnen — das Archiv der ehemaligen Canzlei (Архивъ бывшей канцеляріи) und

das Verwaltungsarchiv (Архивъ правленія) enthalten in mehreren Tausenden von Foliobänden und Aktenfascikeln die Protokolle, Akten, ein- und auslaufenden Schreiben und Rechnungsbücher der akademischen Verwaltung, und da das Zeitungswesen ein sehr wichtiges Gebiet der Thätigkeit der Akademie bildete, so bezieht sich auf dasselbe eine sehr beträchtliche Zahl der Protokollpunkte und der einzelnen Dokumente. Die Scheidung der beiden Archive ist eine rein äußerliche: im Kanzleiarchiv befinden sich die Materialien bis zur Reform vom Jahre 1803, im Verwaltungsarchiv die aus der späteren Zeit. — Das dritte akademische Archiv, das Konferenzarchiv (Архивъ конференціи) enthält die Protokolle der gelehrten Konferenz, die Korrespondenz derselben, den Briefwechsel einzelner Akademiker, verschiedene Materialien zur Geschichte der Akademie, und überhaupt alles rein Wissenschaftliche. Für die Geschichte der Zeitung kommt es natürlich weit weniger in Frage als die beiden anderen, doch enthält die Korrespondenz der Akademiker vieles auf die Zeitungen Bezügliche, und der Verfasser wäre froh gewesen, wenn es ihm die Zeit erlaubt hätte, dieses Material ausgiebiger zu benutzen. Von großer Wichtigkeit für die Geschichte der „St. Petersburger Zeitung“ ist die im Konferenzarchiv enthaltene, durch den Druck bereits veröffentlichte Geschichte der Akademie von Müller und Stritter, und ferner das dort vorhandene biographische Material.

Was die Benutzung dieses Quellenmaterials — der alten Jahrgänge der Zeitung und der Archivalien der Akademie der Wissenschaften — betrifft, so ist sie mit recht großen Schwierigkeiten verknüpft. Völlige Vertrautheit mit den alten Bänden der „St. Petersburger Zeitung“ könnte man nur dann erlangen, wenn man sich längere Zeit ausschließlich ihrem Studium widmen könnte. Die Art, in welcher der Autor diesem Studium obgelegen hat, gleicht dem eiligen Durchwandern eines immer dichter werdenden Waldes, der erst ganz an seinem Ende von dem Lichte der persönlichen, durch praktische Erfahrung gewonnenen Kenntniß erhellt ist. Hier und da hat er eine seltene Pflanze brechen und durch flüchtigen Augenschein den Charakter des Waldes feststellen können, er verschließt sich aber nicht der Einsicht, daß vieles Interessante und Wesentliche seinen Augen verborgen geblieben ist. Manchmal stieß er auch „auf rost'ge Degenklingen, Speereisen, Panzerring“ und je weiter er vordrang, desto häufiger wurden diese Zeugen blutiger Kämpfe. Oft hat er sich gescheut, sie aufzuheben, denn es kam ihm vor, als ob es die abgebrochenen Spitzen der eigenen Waffen seien, als ob das Blut, das hier geflossen, ihm bekannt und theuer wäre.

Anders beschaffen waren die Schwierigkeiten bei der Benutzung des archivalischen Materials: hier liegen die auf die „St. Petersburger Zeitung“ bezüglichen Notizen unter Tausenden und Abertausenden von Protokollpunkten und Akten, die mit ihr nichts zu schaffen haben, und wenn auch die Protokollbücher mit einem chronologischen Verzeichniß der auf den einzelnen Sitzungen gefaßten Beschlüsse versehen sind, so giebt es ihrer doch in jedem Jahre so viele (im Jahre 1800 sind z. B. 2975 Protokollpunkte geschaffen worden), daß wiederum sehr viel Zeit erforderlich ist, um das Gewünschte herauszufinden. Die im Verwaltungsarchiv enthaltenen Sammelbände sind nicht nummerirt, so daß sich der Autor, der hier fast nur die Protokolle benutzte, darauf beschränkt hat, das Datum der Protokollpunkte zu nennen, ohne den betreffenden Kodex zu bezeichnen, während er für das Kanzleiarchiv, wo er auch in andere Bände Einsicht genommen, die Nummer des Kodex namhaft gemacht hat.

Durch den Druck ist ein Theil der in den Archiven der Akademie enthaltenen Materialien zugänglich gemacht worden. In den Jahren 1885—1895 sind von den „Матеріалы для Исторіи Академіи наукъ", 8 Bände und im Jahre 1900 der 10. Band erschienen, doch reichen sie nur bis zum Jahre 1750 incl. und enthalten auch für diese ersten Jahre der Akademie nicht alles Material. Der für die Geschichte unserer Zeitung so überaus wichtige Schriftwechsel zwischen Blumentrost und Awramow ist z. B. in den „Матеріалы" nicht enthalten. Von überaus großem Werthe ist es, daß Müller's und Stritter's Geschichte der Akademie, die bis zum Jahre 1743 reicht, im Bande VI der „Матеріалы" veröffentlicht ist. Die Protokolle der gelehrten Konferenz der Akademie werden in dem Werke „Procès verbaux des séances de l'Academie Impériale des Sciences depuis sa fondation jusqu'à 1803" (St. Petersburg, 3 Bde. 1897, 1899, 1900) vortrefflich herausgegeben. Die Edition ist jetzt bis zum Jahre 1785 gediehen. Interessante Materialien zur Geschichte der „St. Petersb. Ztg." am Ende der 70-er und Anfang der 80-er Jahre des 18. Jahrhunderts finden sich im Jahrgange 1866 der Чтенія въ Обществѣ Исторіи и Древностей Россійскихъ, und für die 50-er und 60-er Jahre des 19. Jahrhunderts war C. F. Meyers Buch „Unter dem russischen Szepter" von Bedeutung. — Andere Quellen haben einen mehr zufälligen Charakter.

Eine Litteratur der Geschichte der „St. Petersburger Zeitung" ist so gut wie gar nicht vorhanden, wir finden nur einzelne Hinweise auf das Jahr ihrer Gründung, die bis zum Jahre 1835, wo P. v. Köppen aus Müller's Geschichte die auf die Gründung der „St. Petersb. Ztg." bezüglichen Daten veröffentlichte, falsch, nach demselben meistentheils richtig sind. Bei Unterrichteten hat nach 1835 kein Zweifel über das Jahr der Gründung des Blattes gewaltet. Schmerzlich hat es der Autor empfunden, daß auch eine abgeschlossene Geschichte des Mutterinstituts der „St. Petersburger Zeitung", der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, nicht vorliegt. Von wie großem Nutzen ihm eine solche hätte sein können, kann er nach dem Danke bemessen, den er dem Autor einer unbeendeten Geschichte der Akademie, dem hochverdienten Akademiker P. Pekarski schuldig ist, obgleich sein Werk (Исторія Императорской Академіи Наукъ въ Петербургѣ. Санктпетербугъ I. 1870. II. 1873) nur die Biographien derjenigen Akademiker enthält, die bis zur Mitte der 40-er Jahre des 18. Jahrhunderts Mitglieder unseres gelehrten Instituts geworden sind. Besonders die Biographien Schumacher's, Groß's, Beckenstein's, Cramer's, Taubert's, Stählin's und Brehm's und theilweise auch die Lomonossow's waren für seine Arbeit von der allergrößten Bedeutung und dienten ihm vielfach als Wegweiser, an deren Hand er in die akademischen Archive eindringen konnte. Wichtig war ferner Ernst Kunik's Abhandlung Объ ученыхъ сборникахъ и періодическихъ изданіяхъ Имп. Акад. Наукъ. Ученыя записки I. 1852). Als litterarische Hilfsmittel haben dem Verfasser ferner die Biographien einzelner Redakteure der „St. Petersburger Zeitung" gedient, obgleich ihrer journalistischen Thätigkeit meistentheils gar nicht oder sehr flüchtig Erwähnung geschieht.

Schließlich ist der Verfasser auch einer ganzen Reihe lebender Persönlichkeiten zum allergrößten Danke verpflichtet, so vor Allem der Konferenz der Akademie der Wissenschaften, die ihm die Erlaubniß zur Benutzung des Archivs gegeben, ihrem beständigen Sekretär Akademiker-General-Leutenant N. F. Dubrowin, dem Direktor der 2. Abtheilung der akademischen Bibliothek, Akademiker Dr. C. Salemann, den Bibliothekaren Herrn O. von Haller und G. Hansen, dem Archivar der Akademie

Herrn N. J. Posnjakow, dem Bibliothekar der Oeffentlichen Bibliothek Herrn A. Braudo und sämmtlichen Beamten dieses Instituts, deren Freundlichkeit er oft in Anspruch genommen, ferner jenen Personen, die ihm eine Reihe von wichtigen Daten mitgetheilt haben: seinem Chef Herrn Paul von Kügelgen, dem Herrn Geheimrath Fr. von der Osten-Sacken, dem Wirkl. Staatsrath Herrn Fr. Th. von Köppen, Herrn Hauptmann d. L. Felix Schmalz auf Kussen, Frau Eugenie von Fuß, Herrn Ritterschaftsarchivar Ed. Baron Fircks, Herrn Dr. Ludwig Salomon in Elberfeld, Herrn Direktor Carl Feldmann, dem Kanzler des deutschen Konsulats in St. Petersburg Herrn Konstantin Schmidt, und dem Herrn Dr. Max von Lingen. All den Genannten sagt nochmals seinen wärmsten Dank

Der Verfasser.

St. Petersburg, 4. Dezember 1901.

Inhalts-Verzeichniß.

Beilagen:



Schlußvignette aus dem Jahrgange 1730.

Die Berechtigung der Zeitungsgeschichte.

Der Geschichtsforscher, der die mönchischen und weltlichen Annalen des Mittelalters mit hingebendem Fleiße, ja mit patriotischer Begeisterung studirt, herausgegeben und wissenschaftlich verarbeitet hat, um sie der historischen Erkenntniß nutzbar zu machen, hat den politischen Zeitungen, diesen Annalen der Neuzeit, die gleiche Aufmerksamkeit nicht geschenkt. Erst spät, und nicht in allen Kulturländern, hat man sich mit der Geschichte des Zeitungswesens beschäftigt: trotz mancher früheren Aufsätze wird Deutschland erst in unseren Tagen ein derartiges, auf gründlichster Kenntnis des Gegenstandes beruhendes Werk erhalten [1]), und Russlands periodische Presse harrt überhaupt noch ihres Historikers. Noch weniger ist dafür gethan worden, die Zeitungen als historisches Material zugänglicher zu machen, obgleich es bei der Häufigkeit der Entlehnungen nicht ausgeschlossen erscheint, daß wenigstens für das 17. und 18. Jahrhundert ein „nucleus novellarum" (Zeitungskern) zusammengestellt werden könnte, wie das einst Christian Weise für die Jahre 1660—1675 versucht hat. So wie die Sachen jetzt stehen, können die alten Jahrgänge der Zeitungen nur in geringem Maße in den Dienst der Wissenschaft gestellt werden: in ungeheuren Reihen füllen sie die Bibliotheken, nur selten aber rührt eine Hand an die umfangreichen Quartbände und Folianten, und wenn sich auch hier oder da ein Historiker bei ihnen Rath holt, so sind sie doch im Großen und Ganzen ein totes, unbenutztes Gut.

[1]) Ludwig Salomons „Geschichte des deutschen Zeitungswesens", deren erster Band bereits im Jahre 1900 erschienen ist. — Robert Prutz' geistvolle „Geschichte des deutschen Journalismus" (1845) ist leider in den Anfängen stecken geblieben.

Unerklärlich ist die geringe Verwerthung dieser gleichzeitigen Aufzeichnungen der Geschichte allerdings nicht. Wer die politische Geschichte der Neuzeit erforscht, hat an den besten und sichersten Gewährsmännern — den Urkunden — meistentheils keinen Mangel und braucht sich bei den weniger vertrauenswürdigen nicht aufzuhalten. Und die Zeitung ist im Allgemeinen eine trübe Quelle für die gleichzeitigen Ereignisse. Wohl hat der Zeitungsschreiber schon in den Anfängen des Journalismus einen bedeutend weiteren politischen Horizont und eine unvergleichlich viel höhere Bildung, als der Annalist, seine Glaubwürdigkeit ist aber deshalb kaum größer. War es um die kritische Befähigung jenes nicht zum besten bestellt, so hatte er dafür volle Muße zur Prüfung, und waren seine Kenntnisse spärlich, so hatte er dafür die Freiheit, Alles, was er wußte, in seinem für die Nachwelt bestimmten Werke zu verzeichnen. Anders der Journalist. Indem ihm die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Entwickelung des Postwesens die Möglichkeit gab, in immer reicherem Maße für die Mitwelt zu arbeiten, wurde er zugleich in seiner Berichterstattung sehr bedenklichen Einflüssen ausgesetzt. Das zeitgenössische Publikum, dem er diente, verlangte von ihm Alles zu wissen, was die Welt bewegte oder in der nächsten Zeit bewegen konnte — also auch das noch unverbürgte Gerücht. Hierdurch wurde es ihm unmöglich, nur dasjenige zu verzeichnen, was er selbst für wahr hielt, ja er ward zu einem Hauptträger des Gerüchts, dessen Verbreitung nur zu leicht verderbliche Folgen haben konnte, und gerieth so in einen Konflikt mit der Macht, die für das Wohl der Gesellschaft zu sorgen hat, mit der Regierung. Sie beanspruchte die Prüfung seiner Erzeugnisse, bevor sie in's Publikum gelangten, so daß er während der längsten Periode der Zeitungsgeschichte häufig auch das nicht berichten konnte, was seiner Ueberzeugung nach der Wahrheit entsprach. Zwischen den Wünschen beider, der Regierenden und der Regierten, hin und her lavirend, war er nicht im stande, seinem Werke jene Zuverlässigkeit und Vollständigkeit zu verleihen, die der Geschichtsforscher verlangt, denn die Zurechtstellung einer Falschmeldung, die schon bei dem zeitgenössischen Leser den ersten Eindruck nicht völlig verwischt, kann dem späteren erst recht nicht genügen, und das Schweigen über gewisse Ereignisse konnte vielfach überhaupt nicht gebrochen werden. Wenn wir trotz dieser Mängel die Zeitungen als geschichtliche Quelle hochschätzen, so liegt das daran, daß der Journalist nicht nur ein Referent der gleichzeitigen Ereignisse, sondern auch ein selbstthätiger historischer Faktor ist, so daß sein Werk in gewissem Sinne zu der Würde einer Urkunde erhoben wird. Seine Stellung zwischen der Regierung, die seinen Einfluß kennt, und dem Publikum, das ihm großes Vertrauen entgegenbringt, giebt ihm ganz von selbst die Rolle eines der Vermittler zwischen beiden. Die Tagespresse soll, wie Robert Prutz sagt, „die unermeßliche Lücke zwischen den Regierenden und den Regierten ausfüllen helfen und ein Band des Vertrauens und des gegenseitigen Verständnisses knüpfen zwischen den Einen und den Anderen“, und wenn wir gestehen, daß die Presse auch unter den modernen Verhältnissen diese ihre hohe Aufgabe nicht vollständig zu erfüllen vermag, so müssen wir andererseits anerkennen, daß sie auch in ihren Anfängen diesem ihrem Berufe nicht gänzlich fern gestanden hat. Schon früh können wir wahrnehmen, daß die politische Presse nicht nur officiös, sondern auch von sich aus bestrebt ist, die Wünsche und Absichten der Regierung den Regierten klar zu machen, und später, besonders seit dem nordamerikanischen Freiheitskriege, sucht sie auch die Wünsche und Bedürfnisse der Unterthanen immer deutlicher zum Ausdruck zu bringen. Und abgesehen von jenen direkten Aeußerungen, wird auch die

Art, wie der Journalist die Tagesbegebenheiten mittheilt, ja die Thatsache, daß er das eine oder andere Ereigniß ganz verschweigt der Erkenntniß jener Beziehungen förderlich sein. Nicht weniger Belehrung wird der Kulturhistoriker aus jenen alten Bänden schöpfen können, denn die Zeitungen wurden bald auch den Beziehungen der Regierten unter einander dienstbar: die Annonce oder das Avertissement vermittelte zwischen dem Produzenten und Konsumenten, dem Arbeitgeber und Arbeitnehmer, verhalf zu musikalischen und theatralischen Genüssen, ersetzte vielfach den Privatbrief u. s. w., während die gelehrte oder litterarische Rezension den Mann der Wissenschaft, den Schriftsteller und Dichter dem großen Publikum zu nähern suchte. Noch mannigfaltiger wurde diese Thätigkeit des Journalisten, als im 19. Jahrhundert der „lokale Theil" in's Leben trat.

Wenn demgemäß die umfassende und eingehende Zeitungsgeschichte eines Landes und Volkes von größter allgemein-historischer Bedeutung sein muß, so wird die Spezialgeschichte einer einzelnen Zeitung natürlich einen viel bescheideneren Werth beanspruchen. Ihre Stellung zwischen Volk und Regierung braucht der Gesammtlage nicht zu entsprechen, da die Beachtung, welche die Staatsgewalt dem betreffenden Organe der Presse schenkt, und die Persönlichkeit des jeweiligen leitenden Redakteurs einen überwiegenden Einfluß haben können, und die kulturhistorische Bedeutung des Blattes wird sich zu einem großen Theile auf den Ort seines Erscheinens beschränken, ja von der Größe und Beschaffenheit des Leserkreises abhängen, den es sich erworben hat. Sichere, allgemein giltige Schlüsse werden auf Grund der Kenntniß der Geschichte und des Wesens eines einzigen Blattes nicht gestattet sein und der Autor wird sich damit begnügen müssen, daß er das Material herbeischafft, welches durch den Vergleich allgemeinen Werth erhalten kann.

Abgesehen von diesem rein sachlichen Werthe möchten wir aber für die Spezialgeschichte einer Zeitung noch eine besondere, ideale Bedeutung in Anspruch nehmen, wenn das betreffende Organ der Presse durch Generationen an einem Orte bestanden hat, während dieser ganzen Zeit von der Sympathie einer bestimmten Bevölkerungsgruppe getragen worden ist und in dem Augenblicke, wo die Monographie erscheint, noch weiter lebt und in Blüthe steht. In diesem Falle gewinnt ein solcher historischer Aufsatz den Charakter einer Biographie eines noch lebenden Menschen, die dessen Freunden und Bekannten um seinetwillen willkommen ist. Sie möchten erfahren, wie diese Persönlichkeit ihr jetziges Gepräge erhalten hat, möchten aus dem Charakter ihres früheren Wirkens auf die Dauerhaftigkeit dieses Gepräges Schlüsse ziehen, und nehmen auch Kleinigkeiten und trockene Daten gern entgegen da sie zum Gesammtbilde gehören.

Wenn der Autor dieser Abhandlung sich nun unterfängt, die Resultate seiner Untersuchungen über die Geschichte der deutschen „St. Petersburger Zeitung", die vor 175 Jahren in der damals noch jungen Residenz des russischen Kaiserreiches gegründet wurde, den Lesern vorzulegen, so hofft er darauf, daß jener Affektionswerth die Mängel der Darstellung vielfach verhüllen werde. Er ist sich dessen voll bewußt, daß er das zu einem solchen Werke erforderliche Material lange nicht in dem nötigen Maße beschafft und ausgenutzt hat, weiß es aber auch, daß er sich bei der Forschung und bei der Darstellung, von der Liebe zu der „St. Petersburger Zeitung" hat leiten lassen, und hofft daher bei gleichgestimmten Lesern auf gütige Nachsicht.



Titelvignette 1728.

Die Gründung der „St. Petersburger Zeitung".

Die deutsche „St. Petersburger Zeitung" ist zwei Jahre nach Peters des Großen Tode in's Leben getreten, mittelbar wird man sie aber dennoch als seine Schöpfung bezeichnen können. Nachdem er bereits am 2. Januar 1703 die erste russische Zeitung unter dem Titel „Zeitung von militärischen und anderen, wissenswerthen und denkwürdigen Sachen, die sich im Moskowitischen Staate und anderen, benachbarten Ländern zugetragen haben"[1]) in Moskau in's Leben gerufen hatte, lag es ganz in seinem Geiste, daß auch ein Blatt gegründet wurde, welches den Zweck hatte, jene „anderen, benachbarten Länder" davon zu unterrichten, was sich in seinem Staate zutrug. Das Institut, das mit dieser Aufgabe betraut werden konnte, war seit 1725 vorhanden — die von Peter gegründete, wenn auch nicht mehr eröffnete Akademie der Wissenschaften. Wir wissen es, daß er gerade eine solche vermittelnde Thätigkeit mit unter die Aufgaben der Akademie rechnete. „Sie sollen", hat er von den Akademikern gesagt, „durch Werke, die sie von ihren Wissenschaften und neuen Entdeckungen lateinisch schreiben und drucken lassen, uns den Credit und die Ehre in Europa erwerben, daß auch bei uns die Wissenschaften getrieben, und wir nicht als Verächter derselben und als Barbaren angesehen werden"[2]). Ungleich besser noch, als durch solche, nur den Gelehrten zugängliche Werke, mußte der Zweck Peters des Großen durch die Herausgabe einer politischen, in einer lebenden europäischen Sprache abgefaßten Zeitung erreicht werden, und es war nur natürlich, daß auch hiermit das neue Centralinstitut der russischen Auf-

[1]) „Вѣдомости о военныхъ и иныхъ дѣлахъ, достойныхъ знанія и памяти, случившихся въ московскомъ государствѣ и во иныхъ окрестныхъ странахъ." Der Erlaß über die Gründung der Zeitung erschien am 16. Dezember 1702. Полное Собраніе Законовъ. IV, pag. 201.

[2]) Stählin, Originalanekdoten von Peter dem Großen. Leipzig. 1785. pag. 320. Vgl. auch Kunik: Объ ученыхъ сборникахъ и періодическихъ изданіяхъ Импер. Акад. Наукъ съ 1726—1852. Ученыя записки Имп. Акад. Наукъ I. 1852. pag. VII.

klärung beauftragt wurde. Unter den Sprachen kam in erster Linie die deutsche in Betracht — die Muttersprache der Mehrzahl der Akademiker.

Welche Verhandlungen in der Zeit von der ersten öffentlichen Sitzung der Akademie (27. Dezember 1725) bis zum Dezember des folgenden Jahres wegen der Gründung eines Blattes geführt worden sind, entzieht sich unserer Kenntniß, jedenfalls ist aber der Wunsch oder das Bedürfniß nach der akademischen Zeitung so rege gewesen, daß man nicht einmal die Gründung der eigenen Druckerei der Akademie, für die man bereits im März 1726 Materialien aus Amsterdam verschrieben hatte[1]), abwarten wollte, sondern sich dazu entschloß, die Zeitung in der St. Petersburger Typographie[2]), die dem hl. Synod unterstand, drucken zu lassen. Gegen Ende des Jahres 1726 muß Kaiserin Katharina I, die pietätvolle Fortsetzerin des Werkes ihres Gatten und huldvolle Gönnerin der Akademie, den Befehl zur Gründung der Zeitung erlassen haben, denn am 1. Dezember dieses Jahres hat Laurentius Blumentrost, der erste Präsident der Akademie der Wissenschaften, folgendes Schreiben an das Kabinet Ihrer Majestät gerichtet:

> „Laut Erlaß Ihrer Kaiserlichen Majestät ist in der Akademie der Wissenschaften ein besonderer Professor für das Sammeln von öffentlichen Zeitungen und Gazetten bestimmt worden und selbige müssen gedruckt werden. Da aber in genannter Akademie eine eigene Druckerei nicht errichtet ist, so bitte ich ergebenst, daß durch einen Erlaß J. K. M. befohlen werde, jene Zeitungen, Gazetten u. s. w., die in der Akademie verfaßt werden, in der Sanktpetersburger Typographie zu drucken, nicht nur in lateinischer und deutscher, sondern auch in russischer Sprache, bis in der Akademie eine eigene Typographie gegründet wird.
>
> Dieses meldet der Leib-Medikus und Präsident der Akademie der Wissenschaften
>
> Laurentius Blumentrost.“[3])

Aus dem Dezember 1726 sind noch drei Dokumente auf uns gekommen, die sich auf die Zeitung beziehen: am 20. fordert der Kabinetssekretär Makarow das Kollegium der auswärtigen Angelegenheiten auf alle „öffentlichen Zeitungen und gedruckten Gazetten,“[4]) die ihm zugingen, dem Präsidenten Blumentrost zu senden, da in der Akademie ein besonderer Professor für das Sammeln der Zeitungen bestimmt sei, am 24. theilt derselbe Würdenträger dem Direktor der Petersburger Typographie, Michail Awramow, mit, daß er die vom Präsidenten der Akademie übersandten deutschen und russischen Zeitungen zu drucken habe und am 29. wendet sich die Akademie mit einer gleichen Erklärung an Awramow.[5])

---

[1]) Kanzleiarchiv der Akad. d. Wissenschaften. Codex 417.

[2]) Die älteste, seit 1711 bestehende Druckerei St. Petersburgs.

[3]) Kanzleiarchiv. 417.

[4]) „Публичныя вѣдомости и печатныя газеты“. Das Wort „вѣдомость“ hat häufig ganz ebenso, wie früher das Wort „Zeitung“, die Bedeutung „Nachricht“, doch ist in der Nebeneinanderstellung der Worte „вѣдомости“ und „газеты“ oftmals (hier wohl nicht) nur ein Pleonasmus zu erblicken.

[5]) Матеріалы для исторіи Имп. Акад. Наукъ I. pag. 210, 211 und 213. Da sich die Unterschrift des Kabinetsekretärs Makarow direkt an die letzten Worte des Briefes

Nach diesen einleitenden Schritten erfolgt in den ersten Tagen des Januar 1727, wahrscheinlich am dritten, die Herausgabe der ersten Nummer der deutschen „St. Petersburger Zeitung“. Blumentrost sendet am 2. Januar dem Direktor Awramow das erste Manuskript der Zeitung mit nachstehendem Begleitschreiben:

Wohlgeborener Herr Direktor!

Ihre Kais. Maj. hat namentlich anbefohlen, daß deutsche Zeitungen (куранты) am 2. Januar d. J. gedruckt würden. Damit es nun möglich sei, selbige (Zeitungen), welche mit diesem Briefe Ew. Wohlgeboren zugeschickt sind, morgen Abend völlig fertig auf die Post zu senden, so geruhen Sie den Werkleuten anzubefehlen, daß sie dieses nach Möglichkeit zur bestimmten Zeit völlig fertig stellten, auch wenn sie Nachts arbeiten müßten, wofür sie außer der gebührenden Zahlung eine Belohnung erhalten werden.

Am 2. Januar.

An Awramow.[1])

Awramow antwortet schon am folgenden Tage:

Mein Herr Lawrentei Lawrentjewitsch!

Ich habe befohlen, daß die von Ew. Excellenz übersandten, in deutschem Dialekt abgefaßten Zeitungen unverzüglich in der S. Petersburger Typographie gedruckt würden; geruhen Sie nur, mein Herr, von diesen Zeitungen eine von Ew. Excellenz unterzeichnete Kopie in russischer

---

vom 20. Dezember schließt, so hat der Verfasser des Index aus ihm einen „нарочный профессоръ для собиранія вѣдомостей“ gemacht! (pag. 702.)

[1]) Dieses Schreiben findet sich im Konzept in dem Sammelbande № 3 des Kanzleiarchivs, welcher die akademische Korrespondenz des Jahres 1727, ziemlich viele Schriftstücke aus dem Jahre 1726, und einige wenige aus späterer Zeit enthält. Die einlaufenden Schreiben sind im Original, die auslaufenden im Konzept oder in der Kopie gegeben. Da das Schreiben vom 2. Januar weder Jahresdatum, noch Unterschrift trägt, so müssen beide ergänzt werden, was ohne jede Schwierigkeit möglich ist. Das Jahr geht sowohl aus der Antwort Awramows, als auch aus dem in demselben Bande befindlichen „Register der auslaufenden Erlasse, Promemorien und Schreiben 1727“ mit Evidenz hervor. Hier steht unter dem 2. Januar: „Schreiben an den Direktor Michaile Awramow wegen des Druckes der mit diesem Schreiben abgesandten Zeitungen in deutschem Dialekt“. Daß Blumentrost den Brief unterzeichnet hat, erhellt sowohl aus der Antwort Awramows, als aus dem zweiten Schreiben vom 9. Januar, welches von Blumentrost in der Kopie unterfertigt ist. Wir geben das Schreiben vom 2. Januar, da es gleich den folgenden für unsere Darlegung von Wichtigkeit ist, auch in dem russischen Original:

Благородный господинъ директоръ.

Ея Имп. Велич. имянно приказала чтобъ немѣцкія куранты напечатались сего генваря 2 дня дабы оныя можно было всеконечно въ за утро вѣчеръ послать на почты которыя при семъ письмѣ къ вашему благородію посланы, того ради прошу изволте приказать мастеровымъ чтобъ сіе какъ возможно на означенное время всеконечно исправить хотя почью бы работали, за что онымъ съ верхъ надлежащей платы будетъ награждeніе

Генваря 2 дня.

Авраму.

Sprache in die Typographie zu senden. Diese wird zur Kenntnißnahme stets in der Typographie belassen werden.

Im Uebrigen verbleibe ich Ew. Excellenz Diener

Michailo Awramow.

Am 3. Januar 1727.[1])

Der Druck der ersten Nummer der deutschen „St. Petersburger Zeitung" muß trotz dieser Klausel ohne Hindernisse stattgehabt haben, denn am 9. Januar, also genau nach einer Woche, sendet Blumentrost das Manuskript einer weiteren Nummer zum Drucke, ohne zu irgend welchen Reklamationen wegen der Nummer genöthigt gewesen zu sein. Der Präsident der Akademie giebt aber in seinem Begleitschreiben deutlich zu verstehen, daß er von irgend welchen Bedingungen Awramows überhaupt nichts wissen will, denn er bemerkt kurz und bündig: „Seien Sie so freundlich, die beifolgenden Zeitungen drucken zu lassen, und geruhen Sie anzubefehlen, daß diejenigen, welche weiterhin geschickt werden sollten, ohne Ew. Wohlgeboren zu bemühen, gedruckt würden."

Der erste Jahrgang der „St. Petersburger Zeitung" ist nicht erhalten und der obenstehende Briefwechsel zwischen dem Präsidenten der Akademie der Wissenschaften und dem Direktor der St. Petersburger Typographie wird hier zum ersten Mal der Oeffentlichkeit übergeben, dennoch hat man schon früher[2]) an dem Gründungsjahr 1727 nicht gezweifelt, da der berühmte Historiker Gerhard Friedrich Müller, einer der ersten Redakteure der „St. Petersburger Zeitung" hierfür unzweideutig Zeugniß abgelegt hat: als 23jähriger Jüngling in der Vorrede der „Hist., Geneal. und Geogr. Anmerkungen über die Zeitungen, auf das Jahr 1729", und als 71jähriger Greis in seiner Geschichte der Akademie der Wissenschaften[3]) Eine heftige bibliographische Fehde hat wegen des Gründungsjahres einer Zeitung der Petersburger Akademie allerdings stattgefunden, aber es handelte sich hierbei um das russische, nicht um das deutsche Blatt, um die „St. Petersburgskija Wedomosti", nicht um die „St. Petersburger Zeitung". Dennoch halten wir es für wichtig, auf diese Kontroverse hier näher einzugehen.

Grund zu dieser litterarischen Fehde hat auch Gerh. Friedr. Müller gegeben, denn in Bezug auf die „Pet. Wed." widersprechen sich seine beiden obenerwähnten Angaben. — In der Vorrede zu den „Anmerkungen" sagt er:

„Es laufft jetzo bereits ins 27. Jahr[4]), wie die grosse Sorgfalt des Glorwürdigsten Kaysers Peters des Ersten zum Nutzen seiner Unterthanen eine Art Zei-

---

[1]) Kanzleiarchiv. 3.

Государь мой лаврентей лаврентьевичъ.

Присланные отъ вашего превосходительства на немецкомъ диалекте куранты всанктъ питеръ бурхской тѵпографіи велѣлъ я печатать безъ замѣдленія; токмо изволте мой Государь прислать втѵпографію со оныхъ курантовъ на русскомъ языкѣ за рукой вашего превосходительства копію, которая для вѣденія имѣетъ быть всегда оставлена при тѵпографіи

впрочемъ остаюсь вашего превосходительства слуга

Генваря 3 дня 1727 года. Михайло Аврамовъ.

[2]) Speciell seit 1835, wo Müllers Geschichte der Akademie der Wiss. bekannt wurde.

[3]) Veröffentlicht in den „Матеріалы для исторіи Императорской Академіи Наукъ. Bd. VI.

[4]) In den „Anmerkungen" steht „in's 20. Jahr", doch ist das offenbar ein Druckfehler, denn in der russischen Uebersetzung der Vorrede ist die richtige Zahl angegeben.

tungen in Rußischer Sprache hat erscheinen lassen. Dieselbe hat seithdem so viele Liebhaber gefunden, daß man sich mit dem Anfange des Jahrs 1727 entschliessen müssen, dergleichen auch in Teutscher Sprache herauszugeben; und wie man den Nutzen bemerkt, welchen es haben würde, wenn die Rußische Zeitung mit der Teutschen überein kommen solte, so hat man auch mit dem vorigen Jahre 1728 eine Uebersetzung von der Teutschen Zeitung im Rußischen angefangen, welche so wie die Teutsche wochentlich 2 mahl ausgegeben wird."

In Müllers Geschichte der Akademie heißt es dagegen [1]:

„Mit dem anfange des jahrs 1727 fing man an, bei der academie in deutscher und russischer sprache zeitungen zu drucken, auf einem solchen fuß, als solches noch nie in Rußland geschehen war. Das ganze zeitungswesen ist in Europa nicht älter, als seit der zeit des 30 jährigen kriegs. Peter der Große ließ im jahre 1702 die ersten zeitungen zu Moskau drucken, aber nur alsdann, wann was merkwürdiges unter seiner regierung vorfiel, wovon er seine unterthanen benachrichtigen wollte. Die academie ließ ihre zeitungen das erste jahr alle woche einmahl, einen bogen stark, und seit dem anfange des j. 1728 zweimahl die woche einen halben bogen stark drucken, damit sie mit jeder post versandt werden könnten. Man druckte sie in zwei sprachen, auf russisch und auf deutsch, und das russische exemplar wurde nach dem deutschen übersetzt." [2])

Nach der zweiten Angabe sind also die „Pet. Wed." im Jahre 1727, gleichzeitig mit der „St. Petsbg. Ztg.", entstanden, während die erstere die Frage nahe legt: sind die „Pet. Wed.", die seit 1728 eine Uebersetzung der „St. Petsbg. Ztg." waren, nicht überhaupt erst seit diesem Jahre von der Akademie herausgegeben worden? Eine Streitfrage war hiermit schon gegeben.

Die Bibliographen ließen's aber hiermit noch nicht genug sein, sondern zogen auch jene erste russische Zeitung, die seit 1703 in Moskau, seit 1711 auch in St. Petersburg gedruckt worden ist, mit in's Spiel. Viele von ihnen identificirten die „Zeitung von militärischen und anderen Sachen" oder wenigstens ihre Petersburger Fortsetzung mit den akademischen „Petersburgskija Wedomosti", und da auch über das Gründungsjahr jener ersteren und das Jahr ihres ersten Erscheinens in St. Petersburg verschiedene Ansichten herrschten, so wurde die Frage „wie alt sind die „Petersburgskija Wedomosti"?" auf die mannigfachste Weise beantwortet. Als der hervorragende russische Bibliograph S. Poltorazki im Jahre 1827 [3]) die Gelehrten Russlands um Aufklärung bat, da konnte er bereits eine ganze Reihe verschiedener Hypothesen anführen: 1703, 1705, 1708, 1714 und 1728 waren als Anfangsjahre der „Pet. Wed." bezeichnet worden. Auf den Appell Poltorazkis antwortete A. Bulgakow [4]) und erklärte, daß die erste russische Zeitung im Jahre 1705 erschienen sei und die „Petersburgskija Wedomosti" schon 1727 von der Akademie edirt worden wären, wobei er anführte, daß er ein Exemplar von diesem Jahrgange in der Bibliothek seines Oheims gesehen habe. — Die irrige Ansicht, daß die erste russische Zeitung erst 1705 erschienen sei, konnte durch den Abdruck des ersten Jahrganges

[1]) Матеріалы VI. pag. 110.

[2]) Aus den folgenden Sätzen, die wir an einer anderen Stelle mittheilen, und Mat. I pag. 606 geht hervor, daß Müller im Jahre 1729 die Anmerkungen verfaßt hat.

[3]) Московскій Телеграфъ. 1827. XIV, 321.

[4]) Моск. Тел. 1827. XVI, 1.

von 1703 endgiltig widerlegt werden[1]), der Streit über den Ursprung der „Pet. Wed.“ ist aber bis zum heutigen Tage noch nicht entschieden. In der letzten Nummer der deutschen „St. Petersburger Zeitung“ vom Jahre 1835 veröffentlichte P. von Köppen, der bis dahin die Entstehung beider akademischen Zeitungen in das Jahr 1728 gesetzt hatte,[2]) jene Stelle aus Müllers Geschichte der Akademie, welche Bulgakows Ansicht zu rechtfertigen schien, und obgleich dann Bystrow im Jahre 1842[3]) wiederum 1728 als das Jahr des ersten Erscheinens der akademischen „Pet. Wed.“ bezeichnete, so blieb doch dieses Blatt, welches seit dem Januar 1841 sein Alter im Titel angiebt, bei 1727 und hat seine Ansicht auch heute nicht geändert, obgleich sich solche Autoritäten, wie Poltorazki, Kunik, Pekarski und Neustrojew, Bystrow angeschlossen haben. „Die Zeitungen,“ schrieb Poltorazki im Jahre 1845[4]) „wurden von 1711 bis 1727 inklusive in unbestimmten Intervallen zu St. Petersburg in Duodezformat (einige Nummern in Folio) herausgegeben, und **nicht** von der Akademie der Wissenschaften. Seit Dienstag, dem 2. Januar 1728, wurden sie jedoch regelmäßig, zweimal in der Woche, in Kleinquart von der Akademie der Wissenschaften edirt, und deshalb ist das jetzige Jahr 1845 das 118. seit ihrer Herausgabe durch die Akademie, nicht aber das 119.“ „Dieses wird“, wie Poltorazki weiter bemerkt, „durch die Zeitung selbst bewiesen, deren eigenes, unbestreitbares Zeugniß zuverlässiger und positiver ist, als die fehlerhafte Angabe die man in den von Müller hinterlassenen Handschriften gefunden hat.“ „Die deutsche akademische Petersburger Zeitung,“ fügt der Autor später hinzu, „hat thatsächlich im Jahre 1727 ihren Anfang genommen, ist folglich um ein Jahr älter, als die russische akademische Zeitung, und bezeichnet daher das Jahr 1845 mit Recht als das 119. seit ihrer Herausgabe durch die Akademie der Wissenschaften.“ Poltorazkis Beweisführung schlug nicht durch, ebenso wenig die Darlegung in der Vorrede der Edition der Kais. Oeffentlichen Bibliothek, und im Jahre 1862 ruft Pekarski[5]) in beinahe verzweifeltem Tone: „Man hätte glauben können, daß nach diesen langen Untersuchungen und überzeugenden Beweisen der ganz im Ernste erregten Bibliographen weitere Fehler bei der Angabe der Zeit des Erscheinens der ersten russischen Zeitung nicht begangen werden würden, thatsächlich kam es aber anders: in den „Pet. Wed.“ vom Jahre 1855 (№ 1, pag. 2) lesen wir in der Besprechung der Edition der Oeffentlichen Bibliothek: „und so dürfte es denn jetzt unzweifelhaft sein, daß die erste russische Zeitung im Jahre 1703 erschien und unser Blatt folglich 152 Jahre alt ist.“ Daß die Petrinische Zeitung 1703 zu erscheinen begann, steht außer Zweifel, aber die „Pet. Wed.“, die im Jahre 1728 ihren Anfang nahmen, waren 1855 weit jünger, als 152 Jahre“.

Wir können nicht zugeben, daß die Beweise, welche die Bibliographen gegen das Jahr 1727 vorgebracht haben, unumstößlich sind, denn die „Pet. Wed.“ konnten ja, wie es mit der „St. Petsbg. Ztg.“ thatsächlich der Fall war, in diesem Jahre von der Akademie herausgegeben, von der Petersburger Typographie aber gedruckt

[1]) Die Kais. Oeffentl. Bibliothek that dieses im Jahre 1855 durch ihre Edition „Первыя русскія вѣдомости, печатавшіяся въ Москвѣ въ 1703 году.“

[2]) In den Матеріалы для ист. просвѣщенія въ Россіи, 1819, pag. 16, und in den Библіографическіе Листы 1825, pag. 21.

[3]) Литературная Газета. 1842, pag. 496.

[4]) Сѣверная Пчела 1845. № 6, vgl. auch Сѣв. Пчела 1846. № 31.

[5]) Наука и Литература въ Россіи при Петрѣ Великомъ. 1862. Bd. II, pag. 87 ff.

worden sein, so daß man in den erhaltenen Nummern der russischen Zeitung des Jahres 1727 akademische Editionen zu erblicken hätte. Die Gegenüberstellung der Angaben Müllers aus den Jahren 1729 und 1776 spricht allerdings schon gegen 1727 als Gründungsjahr der „Pet. Wed.", um aber sicher zu sein, mußte man den Beweis liefern, daß die Akademie im Jahre 1727 kein russisches Blatt herausgegeben hat, obgleich zu Beginn des Schreibens, welches die Akademie am 29. Dezember an Awramow richtet, gesagt ist: „Laut Erlaß J. K. Maj. ist befohlen worden, daß mit dem Beginn des kommenden Jahres 1727 in der Sanktpetersburger Typographie Zeitungen in lateinischer [1]), deutscher und russischer Sprache gedruckt würden." [2])

Wir glauben diesen Beweis in den folgenden Sätzen liefern zu können.

1) Die „Peterburgskija Wedomosti" sind nicht, wie die Absicht augenscheinlich vorgelegen hatte, zu Beginn des Jahres 1727 von der Akademie herausgegeben worden, was aus dem angeführten Briefwechsel zwischen Blumentrost und Awramow mit Evidenz hervorgeht. Es ist in ihm nicht nur ausschließlich von der deutschen Zeitung die Rede, sondern Awramow bittet auch ausdrücklich um eine russische Uebersetzung und Blumentrost hält es nicht für nöthig, auf diesen Wunsch näher einzugehen. Daß zwischen der Akademie und der einzigen Druckerei Petersburgs in der Zeit zwischen dem 1. und 9. Januar keine weiteren Briefe ausgetauscht worden sind, die sich auf die russische Zeitung bezogen haben könnten, wissen wir aus dem Register der auslaufenden akademischen Erlasse, Promemorien und Schreiben.

2) Auch im weiteren Verlaufe des Jahres, vom 9. Januar bis zur Liquidation der Petersburger Typographie, welche in einem Allerhöchsten Erlaß vom 4. Oktober 1727 anbefohlen wurde und allmählich vor sich ging, ist die russische akademische Zeitung nicht herausgegeben worden. Wohl erscheint in diesem Zeitraum ein russisches Blatt, aber es ist die alte Petrinische Zeitung, die, wie wir wissen, seit 1711 in Petersburg gedruckt wurde und Awramow zum Leiter hatte. Die Kais. Oeffentliche Bibliothek zu St. Petersburg enthält vier verschiedene Nummern dieses Jahrgangs, alle in Duodez. Die beiden ersten, vom 13. Januar und 17. März, unterscheiden sich von denen des Jahrganges 1726 in keiner Hinsicht: sie tragen ebenfalls den Titel „Rossiiskije (!) Wedomosti" (Russische Zeitung) und haben dieselben primitiven Vignetten. Die Nummer vom 13. Januar zeigt das Bild des Kreml und darüber das Wort „Moskau", die vom 17. März das Bild der Admiralität und die Aufschrift „Sanktpetersburg". Am Schlusse der letzteren Nummer findet sich der Vermerk „Gedruckt in der Sanktpetersburger Typographie am 17. März 1727", am Schlusse der ersteren heißt es „Gedruckt in der Sanktpetersburger Typographie am 13. Januar 1727, in der Moskauschen aber am 6. März". Wir haben also eine Petersburger und eine Moskauer Ausgabe desselben Blattes vor uns, und ganz dieselbe Erscheinung tritt uns im Jahre 1726 entgegen. Aus diesen äußeren Kennzeichen können wir mit einiger Sicherheit schließen, daß wir es hier mit keinem neuen Unternehmen, sondern mit der Fortsetzung des alten zu thun haben. Daß die Akademie an dieser Edition keinen Antheil genommen, ergiebt sich aus dem Text der Nummer vom 13. Januar: Bei der Schilderung des Neujahrsempfanges am Kaiserlichen Hofe wird des Empfanges der Akademiker nicht gedacht, während

[1]) Das lateinische, rein wissenschaftliche Organ der Akademie, die „Commentarii Acad. Scientiarum Imperialis Petropolitanae", erschien seit 1728. Kunik am angeführten Orte, pag. XXXII.

[2]) Матеріалы для ист. Имп. Акад. Наукъ I, 213.

Müller in seiner Geschichte der Akademie ausdrücklich hervorhebt, daß die „St. Petersburger Zeitung" die Ansprache, welche Goldbach bei dieser Gelegenheit an die Kaiserin hielt, abgedruckt habe.[1]) — Die dritte in der Oeffentlichen Bibliothek enthaltene Nummer (vom 7. April) hat keine Vignette, trägt aber noch den Titel „Rossiskije Wedomosti", während die vierte (vom 17. Juli), welche in vier Exemplaren und zwei Redaktionen (der Text ist derselbe, die Anordnung aber eine andere) erhalten ist, den Titel „Sanktpeterburgskije Wedomosti" aufweist. Dieses könnte uns stutzig machen, doch wissen wir aus dem akademischen Schriftwechsel des Jahres 1727, daß die Akademie bis zum 28. Oktober überhaupt keine russische Zeitung in der Petersburger Typographie hat drucken lassen. Unter jenem Datum hat Awramow der Akademie ein „Promemoria" zugehen lassen, in dem er für den Druck von 41 Nummern der deutschen Zeitung 537 Rub. 50 Kop. verlangt. Des Druckes einer russischen Zeitung thut Awramow auch in diesem Schreiben keine Erwähnung, und wir müssen daher annehmen, daß sich die Petersburger Typographie bei der Aenderung des Titels ihres Blattes einfach an die deutsche Zeitung angelehnt hat. Daß die Akademie den Druck des russischen Blattes schon bezahlt hatte, den des deutschen aber nicht, ist gänzlich ausgeschlossen, da die Akademie gegen die von Awramow aufgestellte Rechnung Einwendungen erhebt, was unmöglich gewesen wäre, wenn sie sich bei der Begleichung einer ebensolchen, auf die russische Zeitung bezüglichen Rechnung bereits geeinigt hätten. — Es ist nicht wahrscheinlich, daß Awramow in diesem Jahre viele Nummern seines Blattes hat erscheinen lassen: Die Numeration, die 1726 schon recht regelmäßig geworden war (bald nach dem 24. Oktober erschien № 46) fällt 1727 ganz fort. Wir wissen es auch, daß die Druckerei in schweren finanziellen Nöthen war. Im August hatten die Arbeiter ihr Gehalt für das Januar- und Maitertial noch nicht erhalten und die Summe, welche die Druckerei ausstehen hatte, belief sich auf 17,668 Rub.[2]) Unter diesen schweren Umständen hat Awramow[3]) mit anerkennenswerther Zähigkeit sein Blatt doch noch fortsetzen und wenigstens die Zeit, wo die Akademie von ihrem Recht zur Herausgabe eines russischen Blattes keinen Gebrauch machte, ausnutzen wollen. Jene Bitte um eine russische Uebersetzung der deutschen akademischen Zeitung hat er wohl im Interesse seines Blattes an Blumentrost gerichtet.

3) Wir können annehmen, daß die Akademie auch in der Zeit vom Oktober 1727 bis zum Januar 1728 kein russisches Blatt hat erscheinen lassen. Hierfür spricht einmal ein Schreiben aus dem Kollegium des Auswärtigen vom 15. Nov. 1727[4]), laut welchem die Akademie das von einer Königsberger Zeitung ausgesprengte Gerücht, Kaiser Peter II. wolle seine Residenz in Moskau aufschlagen, in der „hiesigen deutschen Zeitung" widerlegen sollte. Wir geben zu, daß speziell zu diesem Zwecke eine deutsche Zeitung dienlicher erscheinen mußte, als eine russische, glauben aber, daß sich die Weisung des Kollegiums auch auf das russische Blatt bezogen hätte, wenn ein solches vorhanden gewesen wäre. Immerhin halten wir dieses noch

---

[1]) Мат. VI. 110.

[2]) Pekarski, Наука и литература. II, 658.

[3]) Ueber diesen merkwürdigen Mann, der aus einem Mitarbeiter Peters des Großen zu einem erbitterten Feinde des Westens wurde, vgl. Pekarski, Наука и литература I, 498 ff. J. Hasselblatt, Historischer Ueberblick der Entwickelung der Kais. Russ. Akademie der Künste, 32 ff.

[4]) Мат. I, 291.

nicht für beweisend und stützen unsere Behauptung mehr auf den Umstand, daß die Ernennung eines Redakteurs der „Pet. Wed." oder vielmehr eines Uebersetzers der „St. Petsbg. Ztg.", des deutschen Lehrers am akademischen Gymnasium Martin Schwanewitz, erst zu Beginn des Jahres 1728 erfolgte.[1])

Halten wir alles dieses mit Müllers Angabe aus dem Jahre 1729 zusammen, so ergiebt sich, wie uns scheint, mit völliger Klarheit, daß die akademische russische Zeitung erst am 2. Januar 1728 erschienen ist. Von diesem Tage an ist sie auch erhalten. Was den Fehler in Müllers Geschichte der Akademie betrifft, so ist er augenscheinlich auf die Gedächtnißschwäche des 71 jährigen Greises zurückzuführen. Er selbst beklagt sich darüber, daß ihm die Akademie die zur Abfassung der Geschichte nöthigen Materialien nicht zusende. Die „St. Petsbg. Ztg." der Jahre 1727 und 1728 war ihm, wie er ausdrücklich anführt[2]) bei der Abfassung seines Werkes zur Hand, weitere Jahrgänge besaß er nicht und augenscheinlich auch nicht die Anmerkungen vom Jahre 1729.

Den Anspruch, eine unmittelbare Fortsetzung der Petrinischen Zeitung zu sein, haben die „Pet. Wed." in der Person ihres Redakteurs Otschkin im Jahre 1843 ausdrücklich fallen lassen, und wenn sie ihn auch später wieder aufgenommen haben[3]), so ist seine Berechtigung doch unbewiesen. Hierin stimmen die Koryphäen der russischen Bibliographie überein und trotz jener Behauptungen rechnen auch die heutigen „Pet. Wed." ihr Alter von dem Zeitpunkt, wo sie ihres Erachtens von der Akademie herausgegeben wurden.

Die „St. Petersburger Zeitung" ist somit das älteste unter den bestehenden russischen Blättern und das zweitälteste, welches Russland überhaupt besessen. In Riga hat allerdings schon 1681 eine Zeitung, die „Rigischen Novellen", bestanden, Livland gehörte aber damals noch nicht zu Russland, und im Jahre 1710 stellten die „Rigischen Novellen" ihr Erscheinen ein[4]). Was die in deutscher Sprache erscheinenden Blätter betrifft, so sind folgende, heute noch bestehende älter, als die „St. Petersburger Zeitung": 1) Die „Magdeburgische Zeitung", deren älteste erhaltene Nummer aus dem Jahre 1626 stammt. 2) Die „Königsberger Hartungsche Zeitung". 1640. 3) Die „Leipziger Zeitung". 1660. 4) Das „Frankfurter Journal". 1665. 5) Die „Jenaische Zeitung". 1674. 6) Die „Hanauer Zeitung". 1678. 7) Die heutige „Augsburger Abendzeitung". 1690. 8) Die heutige „Augsburger Postzeitung". 1695. 9) Die „Wiener Zeitung", 1703 als „Wienerisches Diarium" ent-

[1]) Kanzleiarchiv 4 u. 584, Матеріалы I, 603.

[2]) Mат. VI, pag. 173.

[3]) E. Karnowitsch hat in der № 157 des Jahrganges 1860 der „Pet. Wed." die Geschichte dieses Blattes bis zum Jahre 1741 skizzirt und sich hierbei für das Gründungsjahr 1711 ausgesprochen. Ihm ist der Zusammenhang zwischen dem Petrinischen Blatte und den akademischen „Pet. Wed." evident, uns erscheint er zweifelhaft, solange nicht dokumentarisch der Beweis erbracht ist, daß die Akademie direkt mit der Fortsetzung des alten Unternehmens betraut worden ist. Bis dieses geschehen, müssen wir folgendermaßen kalkuliren: Da die Akademie schon zu einer Zeit, wo Awramows Blatt noch existirte, das Recht, ja die Pflicht, zur Herausgabe eines russischen Blattes hatte, so hat sie auch, als sie diese ihre Aufgabe erfüllte, ein neues Blatt gegründet, nicht aber das alte weitergeführt.

[4]) „Livl. Gouv.-Ztg." 1861. № 46.

standen. 10) Die „Hildesheimer Zeitung". 1705. 11) Der „Hamburger Correspondent", als „Schiffbecker Posthorn", 1710 entstanden. Der „Hamburger Corresp." selbst berechnet sein Alter nach dem Jahre seiner Ueberführung nach Hamburg (1731). 12) Die „Rostocker Zeitung" 1711. 13) Die „Vossische Zeitung". 1721[1]). Etwas jünger als die „St. Petersbg. Ztg." sind der „Schwäbische Merkur" (1729) und die „Schlesische Zeitung" (1742).

Der Autor dieser Abhandlung ist auf diese rein bibliographischen Fragen näher eingegangen, weil ihm ihre Behandlung als seine sachliche Pflicht erschien und die Klarlegung einer alten Streitfrage großen Reiz für ihn hatte. Einen idealen Werth besitzen diese Untersuchungen selbstverständlich nicht.

---

[1]) Herr Dr. Ludwig Salomon in Elberfeld, Verfasser der „Geschichte des deutschen Zeitungswesens", hat die Freundlichkeit gehabt, die Liste der ältesten deutschen Zeitungen, die der Autor dieser Schrift ihm zuschickte, zu korrigiren.



Titelvignette 1730—1738 incl.

Die erste Periode der „St. Petersburger Zeitung",

von der Gründung des Blattes bis zum Aufhören des Erscheinens der „Anmerkungen"

1727 — 1742.

Die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften, mit deren Geschichte die der „St. Petersburger Zeitung" über ein Jahrhundert auf das allerengste verknüpft gewesen ist, hat schon bald nach ihrer Eröffnung schwere Zeiten durchmachen müssen. Am 6. Mai 1727 starb die Kaiserin Katharina I., die ihr warmes Interesse für die Akademie so oft bewiesen hatte, am 9. Januar 1728 verließ Kaiser Peter II. die neue Residenz, und bald gewann es den Anschein, als ob Petersburg seine Rolle als Kaiserstadt überhaupt ausgespielt habe. Auf die Petersburger Akademie mußte dieses selbstverständlich sehr ungünstig einwirken. Ihr Präsident, der ja zugleich Leibmedikus war, hielt sich dauernd am Hofe in Moskau auf, der Bibliothekar Schumacher, den Blumentrost als seinen Stellvertreter hinterlassen hatte, machte sich durch seine Eigenmächtigkeit bei den Professoren, die an die ausländische akademische Freiheit und Selbstverwaltung gewöhnt waren, bitter verhaßt, der Etat der Akademie wurde nicht ausgezahlt, so daß die Unzufriedenheit immer höher stieg, die Schuldenlast wurde immer drückender und belief sich im Jahre 1732 bereits auf beinahe 36,000 Rubel. Viel besser wurde die pekuniäre Lage auch dann nicht, als die Kaiserin Anna 1732 nach St. Petersburg zurückkehrte, und vor allem machte es sich schmerzlich fühlbar, daß die Akademie noch immer keine bestätigten Statuten besaß, denn jenes Blumentrostsche Projekt, welches Peter der Große gutgeheißen hatte, war niemals offiziell veröffentlicht worden. Trotz aller dieser Kalamitäten unterscheidet

sich diese Periode — die Regierungszeit der Kaiserinnen Katharina und Anna und der Kaiser Peter II. und Joann VI. — in mancher Beziehung vortheilhaft von späteren Zeiten der Akademie. Männer wie der große Mathematiker Leonhard Euler, der Astronom Nicolas de l'Isle, die Historiker Bayer und Gerh. Friedrich Müller, der Naturhistoriker Johann Georg Gmelin, der Physiolog Josias Weinbrecht und andere wirkten zu dieser Zeit an der Akademie, die Präsidenten Laurentius Blumentrost, Hermann Baron Keyserlingk, Johann Albrecht Baron Korff und Karl von Brevern waren zum allermindesten vom besten Wollen erfüllt, und wenn sich der Schaden, welchen die Willkürherrschaft eines Johann Daniel Schumacher der Akademie gebracht hat, nicht in Abrede stellen läßt, so haben gerechte Historiker auch die Verdienste dieses Mannes nicht vergessen.[1] Für die Zeitung hat er jedenfalls viel gethan, und wir dürften wohl kaum fehl gehen, wenn wir ihn, der seit langer Zeit die rechte Hand Blumentrosts war, als eine der wichtigsten treibenden Kräfte bei der Gründung des Blattes betrachten. Sein Interesse und seine Arbeit sind dem Blatte jedenfalls lange Zeit erhalten geblieben. Als Gelehrter wurde er von den Akademikern nicht für voll angesehen, und setzte nun seinen Ehrgeiz gerade in die Förderung der Hilfs- und Nebeninstitute der Akademie, und wie das Entstehen der akademischen Buchdruckerei, Schriftgießerei, Buchbinderei, Kupferstecherei, Glasschleiferei ꝛc.[2]) sein Werk und seine Freude war, so ist er auch für die Zeitung eifrig thätig gewesen. Sein Briefwechsel legt Zeugniß davon ab, wie sehr ihm das Gedeihen der Zeitung am Herzen lag; an ihn wenden sich die Redakteure in den Angelegenheiten des Blattes, und im Jahre 1730 wo er sich in Moskau aufhielt, ist er der Uebermittler sehr vieler wichtiger Hofnachrichten, die er selbst mit der Randbemerkung „für die Zeitung“ versieht. Jahre lang ist jede Annonce durch seine Hände gegangen und um das Erscheinen des hochwichtigen Beiblatts der Zeitung, der „Historischen, Genealogischen und Geographischen Anmerckungen über die Zeitungen“, hat er sich unstreitig große Verdienste erworben.

War es derart um die Administration des Blattes (Schumacher, der allmächtige Chef der Kanzlei, kann direkt als erster Administrator des Blattes bezeichnet werden) gut bestellt, so war auch für die Redaktion in jener ersten Zeit trefflich gesorgt. Wir haben aus Blumentrosts Schreiben vom 1. Dezember 1726 ersehen, daß ein „besonderer Professor“ für die Redaktion der Zeitung ernannt worden war, und wenn wir das auch nicht so zu verstehen haben, daß ein Professor ausschließlich für das Zeitungsschreiben bestellt worden wäre, so hat doch ein Professor speziell den Auftrag erhalten, die Redaktion des Blattes zu versehen. Dieser erste Redakteur der „St. Petersburger Zeitung“ war Christoph Friedrich Groß aus Liebenstein in Würtemberg. Sein Geburtsjahr kennen wir nicht, wissen aber, daß er 1718 zu Tübingen Magister der Philosophie wurde und die Stellung eines Repetenten am Herzoglichen Stifte

[1]) Vgl. Pekarski, Исторія Академіи Наукъ. I. 15—65. Schumacher, geb. 1690 zu Kolmar im Elsaß, bezog 1707 die Universität Straßburg, promovirte 1711 zum Magister ging 1713 nach Paris, wo er Lefort kennen lernte, auf dessen Betreiben er 1714 nach Russland kam, wurde durch den Leibarzt Areskin Bibliothekar Kaiser Peters des Großen und hat schon bei der Gründung der Akademie eine hervorragende Rolle gespielt. Seine späteren Lebensschicksale werden in dieser Arbeit berührt.

[2]) Vgl. das direkt auf ihn zurückzuführende Werk: Gebäude der Kays. Acad. der Wiss. 4°. pag. 5.

erhielt[1]), die, wie Müller sagt, nur Männer von ausgezeichneter Gelehrsamkeit einzunehmen pflegten. Müller erwähnt auch, daß Groß, als er mit seinem ehemaligen Lehrer, dem Philosophen und Physiker Bülfinger, im Sommer 1725 nach Petersburg kam, „schon ein Mann bei Jahren gewesen sei". Sehr hoch können wir dieses Alter aber schwerlich veranschlagen, denn er kam als Adjunkt oder gar als Student[2]) und einem älteren Gelehrten konnte eine solche Stellung schwerlich geboten werden. Er wird 1725 wohl einige dreißig Jahre gewesen sein, was ja Müller, der selbst mit 25 Jahren Professor wurde, als ein ziemlich hohes Alter für einen „Studenten" erscheinen konnte. Im Uebrigen wurde er schon in demselben Jahre, am 24. November, dem Namenstage der Kaiserin Katharina, zum außerordentlichen Professor der Moralphilosophie kreirt und in seinem Ernennungsdekret vom 29. Januar 1726 heißt es „da der Student Groß verschiedene Proben seiner Kunst abgelegt hat, so ist befohlen worden, ihn bei der Akademie der Wissenschaften als außerordentlichen Professor der Moralphilosophie anzustellen und ihm ein Gehalt von 300 Rubeln jährlich zu geben". Im Dezember desselben Jahres unternimmt er im Auftrage der Akademie eine Reise nach Reval, um den Druck der Reden, die auf der ersten öffentlichen Sitzung gehalten werden sollten, zu besorgen. Die Petersburger Typographie hatte zu wenig lateinische Lettern, um diese Arbeit zu übernehmen. Groß hat seinen Auftrag auch glücklich ausgeführt[3]). Auf den Sitzungen der Akademie hat er in den Jahren 1725—1727 eine ganze Reihe philosophischer Vorträge gehalten: über die Phantasie, über das Maß der Tugenden und Laster, über das Gewissen, über den Geist der Gesetze, über die Freiheit des Willens u. s. w. Seinen Studenten las er 1727 über das Staatsrecht nach Puffendorf.

Aus demselben Jahre 1727 ist uns die Notiz erhalten, daß er die „öffentlichen Zeitungen" verfaßt habe[4]) und das Gleiche erfahren wir aus Müllers Geschichte der Akademie. Hier heißt es[5]): „der erste verfasser (der Zeitungen) war Herr Groß; er schrieb sechs Monate lang, die folgenden 6 Monate schrieb Herr Beckenstein." Aus dem Jahre 1727 ist uns auch ein Brief erhalten, den Groß am 15. April an Schumacher gerichtet hat. „Wegen der Zeitungen", schreibt er, „wird Johann Friedrich (offenbar ein Diener der Akademie; der Jäger der Akademie hieß Karl Friedrich) gemeldet haben, daß der Buchstabe O (hierunter ist augenscheinlich der vierzehnte Bogen, d. h. Nr. 14 des Blattes, zu verstehen) heut ohne Zweifel wird fertig werden. Wann also in dem Artickel von Petersburg etwas zu ändern ist, wäre anjetzo es Zeit dazu. An der Uebersetzung der Relation der Persischen Troublen fehlt noch immer Nr. 2 und 3, welche also, wann es vor gut befunden wird, nochmahlen eilend müssen vertiret werden."[6])

[1]) Konferenzarchiv. Akademiker-Biographien.

[2]) In den Akten wird er als Student bezeichnet, in der im Konferenzarchiv vorhandenen kurzen Biographie heißt es: „Petropolin cum Bulfingero venit, adjuncti Academiae partes suppleturus". Der Unterschied zwischen den Adjuncten und den Studenten, welche in den Dienst der Akademie aufgenommen waren, kommt hauptsächlich in der Höhe der Besoldung zum Ausdruck, auch wurden die Adjuncten später zu den Konferenzsitzungen hinzugezogen, während diese Ehre den Studenten nicht zu Theil ward. Nur die ersten „Studenten", Groß, Müller u. and., haben hierin eine Ausnahme gemacht.

[3]) Mat. VI. pag. 91.

[4]) Mat. I. pag. 284.

[5]) Mat. VI. pag. 110.

[6]) Konferenzarchiv. № 13.

Wie aus Müllers Worten ersichtlich, hat Groß nur kurze Zeit das Blatt redigirt, wahrscheinlich war es ihm unmöglich, diese Arbeit mit der Stellung eines Hauslehrers im Hause des Vicekanzlers Ostermann, die er um diese Zeit erhielt, zu vereinigen [1]).

Zu Beginn des Jahres 1728 zieht Groß mit Ostermann und dessen Familie nach Moskau und hat seine Thätigkeit an der Akademie überhaupt nicht mehr aufgenommen, wenn er auch fortfuhr, sich lebhaft für deren Angelegenheiten, und speziell auch für die Zeitung, zu interessiren. Am 5. Mai 1728 meldet er Schumacher, daß der Kammerherr Buturlin, den er beim Prinzen Kantemir getroffen, die Petersburgischen russischen und deutschen Zeitungen zu erhalten wünsche und die 4 Rubel, die für das halbe Jahr zu entrichten seien, sogleich bei dem Empfang bezahlen wolle. Groß ist nicht sicher, ob die Akademie die Zeitungen kreditiren wolle, denn er bemerkt weiter, daß er es vollständig Schumachers Entscheidung überlasse, ob man von Buturlin die Pränumeration begehren solle oder ob „in Consideration einer gantz besonderen Gnade, in deren er bey Hofe bekanntermaßen nach dem Ober Kammerherrn D. (Dolgoruki) als der erste stehet, unsere Zeitungen sich werden gratuliren müssen, ihm gratis zuzukommen". Groß ist auch bereit „mit guter Manier von der ganzen Sache zu abstrahiren", da er nur versprochen, deshalb zu schreiben. [2]) Im Jahre 1730 bittet ihn Schumacher um Daten über den verstorbenen Fürsten Golizyn, da Groß sich jederzeit „das Aufnehmen unserer Zeitung und remarquen habe laßen angelegen seyn", 1731 ist er der Vermittler zwischen der Zeitung und dem Grafen Ostermann, den eine „passage aus Konstantinopel", erzürnt hatte, in der von der christenfeindlichen Stimmung der Türken die Rede war und indirekt ein baldiger Krieg in Aussicht gestellt wurde. Schumacher entschuldigt sich damit, daß diese Nachricht in der preussischen Fama und im Hamburgischen Korrespondenten, ja sogar in dem Wienerischen Diario gestanden habe. Lange habe er nicht zugeben wollen, daß sie in der Petersburger Zeitung gedruckt werde, es schließlich aber doch zugelassen, weil das Diarium sie gebracht habe. Schumacher schreibt: „Ich deprecire und erhoffe Seine Hochgräfl. Excell. werden uns noch vor dieses mahl einen fehler, den auch der vorsichtigste hätte machen können, gnädigst vergeben. Man meinet manchmal man wolle es so gut machen und alsdann ist man eben auf dem irrwege". [3]) Der Zorn Ostermanns mußte Schumacher besonders schmerzlich sein, da er gerade von ihm viel für die Akademie hoffte. Im Jahre vorher hatte er Groß geschrieben, der Graf solle der Akademie nur die Gelegenheit geben, in ihren „öffentlichen Papieren seiner gedenken zu können", so werde er aus „denen Expressionen", deren man sich bedienen werde, leicht abnehmen, welche Hochachtung man vor seiner Person habe und jeder Zeit gehabt habe. Groß wird es auch ohne Zweifel gelungen sein, Ostermann zu versöhnen, denn weiterhin ist von dieser heiklen Angelegenheit nicht mehr die Rede. — Am 21. Februar 1733 sendet Groß Schumacher ein „gedrucktes und geschriebenes Blatt", welches Ostermann mit der Bitte um Veröffentlichung aus Frankreich zugeschickt worden sei. Vielleicht finde sich in den Petersburgischen Zeitungen, an dem Ort, wo gewöhnlich von neuen Büchern Meldung geschehe, ein Platz, wenn nicht auf einmal, so doch nach

[1]) Zu Beginn des Jahres 1727 ist Groß Mentor der jungen Grafen Skawronski. Vrgl. seine Briefe an Schumacher vom 8. Februar und 15. April Konferenzarchiv № 13.

[2]) Konferenzarchiv № 15.

[3]) Konferenzarchiv № 16. Der Brief ist am 29. Juli aufgegeben, die Konstantinopeler Nachricht war am 15. Juli erschienen.

und nach. — In demselben Jahre 1733, am 3. April, teilte er Schumacher mit, daß es ihm von Ostermann anbefohlen worden sei, darum zu bitten, „mit der fortsetzung des lebenslauffes Königes Augusti, so bißhero in denen zeitungs-anmerkungen erschienen, so lange innezuhalten biß das Manuscript vorher examiniret seye, indem von dem hiesigen schwedischen envoié über die harte expressionen gegen i. m. den gottsel. König von Schweden Carl XII. Klagen eingekommen“.[1]

Vermittelnd, ratend und inspirirend hat also Groß zum Wohle der Akademie und ihres Organs weiter gewirkt, obwohl er inzwischen aus dem aktiven Verbande des gelehrten Instituts völlig ausgeschieden war. Im Februar 1731 war er nach Ausdienung seiner Jahre um seinen Abschied eingekommen, hatte ihn erhalten und war gleichzeitig zum Ehrenmitglied der Akademie erkoren worden. Der Abschiedsukas der Kaiserin Anna, der erst im folgenden Jahre erschien, war in den ehrendsten Ausdrücken abgefaßt.

Groß hatte, augenscheinlich durch die Vermittelung Ostermanns, eine Stellung erhalten, die seinen Fähigkeiten durchaus entsprach — er war Diplomat geworden. Der braunschweig-wolfenbüttel-blankenburgische Gesandte Baron Cramm machte ihn 1731 zu seinem Sekretär, später erhielt er den Titel eines Legationsrats und war, wie Müller sagt, „chargé d'affaires vom braunschweigischen Hofe und eine Art Minister“. Als solcher trat er auch zum Gemahl der Prinzessin Anna Leopoldowna, dem Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig-Lüneburg, in nahe Beziehungen und muß besonders während der kurzen Regierung Joanns VI. eine sehr einflußreiche Rolle gespielt haben, da er auch die Verbindung mit Ostermann beständig aufrecht erhielt, (auch als Vertreter eines auswärtigen Staates wohnte er in dessen Hause). Dieses vertraute Verhältniß zu den Großen der Welt wurde sein Verderben, denn als Ostermann nach der Thronbesteigung der Kaiserin Elisabeth stürzte, da ward er in seinen Prozeß mit hineinverwickelt. Die Anklage gegen Groß gründete sich hauptsächlich auf die Thatsache, daß er einen Auszug aus einem Briefe, in dem der englische Gesandte Finch im Frühjahr 1741 Ostermann vor den Plänen der Prinzessin Elisabeth gewarnt hatte, die mit der französischen Regierung und dem Gesandten Chetardie in Verbindung stände, für die Regentin Anna Leopoldowna abgeschrieben. Ostermann stellte es in Abrede, Groß zur Korrespondenz benu't zu haben, gab aber zu, daß er durch Groß' Vermittelung mit dem Herzoge An..n Ulrich verhandelt habe. Die Situation wurde für Groß dadurch noch prekärer, daß gegen ihn die Anklage erhoben ward, er habe sich nicht nur in auswärtige Angelegenheiten, sondern auch in innere russische eingemischt und unter Anderem den Rath gegeben, das Amt der Prokuratoren aufzuheben, was ihm der General-Prokurator Fürst N. J. Trubezkoi, der unter der Kaiserin Elisabeth seine Stellung behielt und die Untersuchung leitete, nicht verzieh[2]. Immerhin hätte Groß, den ja auch seine diplomatische Stellung deckte, nach der Ansicht der Zeitgenossen schwerlich etwas zu besorgen gehabt[3], aber der sonst so klar denkende und philosophisch durchbildete Mann war durch den Prozeß aus seinem Gleichgewicht gebracht worden. Am 25. Dezember 1741 machte er noch Aussagen, am Sylvestertage erschoß er sich. „Das ärgste das Ihnen melden will“, schreibt der Akademiker Krafft am Neujahrstage 1742 dem in Berlin weilenden Leonhard Euler, „ist, daß Herr Prof. Groß, welcher bei der jetzigen Veränderung bißher in einem sehr

[1]) Mat. II, 320.

[2]) Pekarski I, pag. 220 ff.

[3]) Матеріалы VI, pag. 61.

leiblichen Hauß-arrest gewesen, sich gestern nachm., selbst todgeschossen hat. Ohne Zweiffel muß ihn sein dickes Geblüt zu dieser Desperation gebracht haben; denn allem Ansehen nach wäre er bald wieder frey worden." [1]) Anders äußert sich der französische Gesandte Marquis de la Chetardie in einem Berichte an seine Regierung vom 2. Januar 1742. Nach seiner Darstellung hat sich Groß, welcher de facto niemals Vertreter Braunschweigs gewesen sei, aus Furcht vor der „verdienten" Strafe erschossen.

In Groß haben wir jedenfalls eine bedeutende und hochachtbare Persönlichkeit zu erblicken. Müller nennt ihn „einen mann von wissenschaften, verstande, klugheit, redlichkeit und verschwiegenheit, zu ministerialsachen geschickt", der auch „gewohnt war, an fleisse, in dem was ihm aufgetragen wurde, nichts fehlen zu lassen." [2])

Wie die meisten Gelehrten seiner Zeit ist Groß Polyhistor. Er ist nicht nur Philosoph, sondern interessirt sich auch für eine Hesiod-Handschrift, erklärt russische Münzen, macht sich chronologische Tabellen für die russische Geschichte u. s. w. [3]) Seinen hinterlassenen Schriften wurde von Müller ein bedeutender Werth zuerkannt [4]) und sie wurden von der Akademie erworben. Groß ist auch insofern eine interessante Persönlichkeit, als er, der Ausländer, mit hervorragenden Russen Freundschaft schloß: mit dem Dichter Antiochus Kantemir, der 1726 sein Schüler war und dem er sein Werk „Institutiones Philosophiae seu Logicae" widmete, und mit dem liberalen Erzbischof von Nowgorod, Feofan Prokopowitsch. [5]) Durch Kantemir ward Grossens Bruder Heinrich im russischen diplomatischen Dienste angestellt und wurde später Gesandter in Berlin und London.

Die Schilderung des Lebenslaufes Ch. F. Großens, der uns als erster Redakteur der „St. Petersburger Zeitung" besonders interessirt, hat uns der Zeit weit voraneilen lassen, und wir müssen daher zum Jahre 1727 zurückkehren, in dem, wie bereits gemeldet, unser Blatt noch einen zweiten Redakteur gehabt hat, den Doktor beider Rechte Johann Simon Beckenstein, einen geborenen Danziger, der seit 1726 als Professor der Jurisprudenz an der Akademie thätig war und vorher in Königsberg als Privatdozent über Jurisprudenz, Geschichte und Philosophie gelesen hatte. Sein Geburtsjahr ist uns unbekannt, Müller sagt nur, er sei älter erschienen, als Bayer, welcher 1694 geboren war. In Petersburg hat er sich sehr bald eine hochgeachtete Stellung zu verschaffen gewußt. „Jedermann hielt ihn würdig, höhere ehrenämter zu bekleiden, und geschickt, den wichtigsten geschäften vorzustehen", sagt Müller von ihm [6]), wie er denn seiner überhaupt mehrfach in Ausdrücken hohen Lobes Erwähnung thut. Auch Schumacher schätzt ihn hoch und sucht ihn, da er gleich nach Ablauf seines fünfjährigen Kontraktes Petersburg verlassen möchte, auf jede Weise zu fesseln. Und das Streben, diesen Mann der Akademie zu erhalten, war begreiflich, denn er hatte „nicht nur in der rechtsgelahrtheit, sondern auch in den historischen wissenschaften, in den gelehrten sprachen, und in allem was zu den schönen wissenschaften rechnet, große kenntnisse." Er war nicht nur Gelehrter, sondern auch Dichter, sobald es die Bedürfnisse der Akademie erheischten (von ihm stammte die Kantate, die am 1. August 1726 auf der

[1]) Konferenzarchiv № 108.
[2]) Матеріалы VI, 61.
[3]) Pekarski Ист. Акад. I, 218.
[4]) Procès verbaux des séances de l'Académie II, 112.
[5]) Pekarski, a. a. O.
[6]) Мат. VI. pag. 54 ff.

Festsitzung in Gegenwart der Kaiserin Katharina I. gesungen wurde, er verfaßte ein Gedicht auf die Verlobung Peters II. mit der Tochter Menschikows, und er war auch der Autor des Glückwunschgedichtes an die Großfürstin Natalia Alexejewna, welches die Akademie am 12. Juli 1727 überreichte), ferner ein vortrefflicher Redner und auch in den bildenden Künsten genug befähigt, um von dem Präsidenten Baron Korff 1734 den Auftrag zu erhalten, „ein Beywesen zu dem Portrait Ihro Kayserlichen Majestät, und zugleich ein Insiegel vor die Akademie des sciences zu inventiren.“ Wenn die Akademiker über die Feuerwerke und Illuminationen nachzusinnen hatten, dann war es „gemeiniglich Herr Beckenstein“, der aus ihren Gedanken „etwas Ikonologisches“ machte; aus seiner Feder stammte ein deutscher Panegyrikus auf Kaiser Peter den zweiten (1728), er schrieb ad usum des jungen Monarchen ein Lehrbuch der Heraldik, das später auf Befehl des Präsidenten Blumentrost dem aufsteigenden Gestirne des Hofes, Ernst Johann Biron, gewidmet wurde [1]), er verfaßte die schöne lateinische Inschrift für den Katafalk der jung verstorbenen Herzogin von Holstein Anna Petrowna, der Stammmutter unseres Kaiserhauses [2]). Bei den gelehrten Debatten in den Sitzungen der Akademie ist er einer der Hervorragendsten und auch in persönlichen und administrativen Angelegenheiten hat seine Meinung viel gegolten. Er fällt den Schiedsspruch in dem Injurienprozeß zwischen den Professoren Juncker und Weitbrecht, und dem Willkürregiment der Kanzlei setzt er einen hartnäckigen passiven Widerstand entgegen. Getreu den Traditionen der deutschen Universitäten richtet er seine Schreiben nicht an den Präsidenten und die Kanzlei, sondern an das Collegium professorum, die er als „Hochadelgeborene, hochgelahrte ꝛc. Herren“ anredet. Seine unabhängige Gesinnung zeigte er auch als Mitglied des Justizkollegiums der est- und livländischen Rechtssachen, in welches er 1731 berufen wurde, und bei allem dem war er von zu feiner Bildung, um in der Form irgendwie Anstoß zu erregen. Er ist sogar, wie jener Panegyrikus auf Peter II. und ein zweiter auf Kaiserin Anna beweisen, in dem er auf den mißglückten Versuch einer Beschränkung der Autokratie anspielte [3]), eifrig bemüht, die Hochgestellten dieser Welt günstig für die Akademie zu stimmen. Für sich selbst hat er nichts begehrt: das ihm angetragene Direktoriat in den akademischen Versammlungen wies er standhaft zurück, [4]) ebenso eine Erhöhung seiner Gage, die er seiner Ansicht nach nicht verdiente. Theils durch Heimweh, theils durch die Unzufriedenheit mit den an der Akademie herrschenden Verhältnissen bewogen, bittet er immer wieder um seinen Abschied, bis er ihm 1735 gewährt wird. Er wird zunächst auf ein Jahr in seine Vaterstadt Danzig beurlaubt und noch in demselben Jahre ganz verabschiedet. 1738 erfolgte seine Ernennung zum Ehrenmitglied der Akademie [5]). Der Autor der kurzen lateinischen Biographie, die uns im Konferenzarchiv erhalten ist, führt seine beständigen Entlassungsgesuche auf einen „morbus hypochondriacus“ zurück und Müller charakterisirt ihn als „allezeit misvergnügt und sich selbst zur last“, fügt aber folgende Zeilen hinzu, die uns das Bild eines Mannes edelsten Schlages vor Augen führen „der redlichste Mann von der welt, ernsthaft in seinen reden, ein strenger verfechter der wahrheit und abgesagter feind böser ränke, ohne eigennutz, sparsam, mildthätig, dienstfertig, gegen jedermann höflich,

[1]) Мат. VI, 103, 143, 145, ff. 159. Procès verbaux I, 19, 20, 53, 121.

[2]) Мат. VI., pag. 162.

[3]) Procès verbaux I, 41; Пекарскій I, pag. 208.

[4]) Procès verbaux I, 73.

[5]) Procès verbaux I, 204, 512.

ein treuer freund, aber nicht ohne behutsame wahl, gesellig, ob er gleich wenig aus dem hause kam, dessen gesellschaft so nützlich, als angenehm war, der sich, wenn er allein war, keine müssige stunde machte, dem gute bücher über alles gingen, der seine meiste lebenszeit mit lesen und excerpiren zugebracht hatte, und seiner erstanlichen lekture wegen eine lebendige bibliothek genannt werden konnte". — Seine letzten Tage hat Beckenstein zu Königsberg verbracht, und zwar wie Müller erfahren, in dürftigen Verhältnissen. Ueber sein Todesjahr sind wir nicht unterrichtet; die lateinische Biographie sagt nur „Regiomontum profectus est, ubi 174 . . . diem supremum obiit." Pekarski nimmt an, daß er vor 1744 gestorben sei.

Die Zeitung des Jahres 1727, die zwei so hervorragende Männer, wie Groß und Beckenstein, zu Redakteuren hatte, ist uns bekanntlich nicht erhalten. Ueber ihren Inhalt erfahren wir nur durch die Citate in Müllers Geschichte der Akademie und durch den angeführten Brief Grossens an Schumacher vom 15. April. Die Citate bei Müller erstrecken sich über das ganze Jahr und beziehen sich ausschließlich auf russische Ereignisse: den Neujahrsempfang bei der Kaiserin Katharina I., Krankheit und Tod der Kaiserin (von ihrem Leibarzt, dem Präsidenten Blumentrost geschildert), speziell akademische Begebenheiten, Schießversuche mit Kanonen und Haubitzen von neuer Konstruktion etc. Die späteste Nummer des Jahrganges, welche bei Müller erwähnt wird, ist die vom 25. November. In ihr ist der deutsche akademische Kalender für das Jahr 1728 angezeigt worden. So dürftig diese Citate auch sind, so erlauben sie doch den Schluß, daß sich die Zeitung des Jahres 1727 inhaltlich von den nächstfolgenden Jahrgängen nicht sehr unterschieden hat: charakteristisch sind ja gerade die russischen Nachrichten, und die Auswahl aus den Artikeln der ausländischen Blätter werden solche Männer, wie Groß und Beckenstein, gewiß mit Geschick getroffen haben. Von Beckenstein sagt Müller ganz direkt: „von dem Herrn Beckenstein konnte nichts als in seiner Art vortreffliches kommen." Daß sich der erste Jahrgang in Bezug auf die Häufigkeit des Erscheinens und die Stärke der einzelnen Nummer von den folgenden unterschied, haben wir bereits gesehen; die Zeitung wurde alle Woche einmal in der Stärke von einem Bogen, seit 1728 aber zweimal wöchentlich in der Stärke von einem halben Bogen gedruckt. Ob die Zeitung im ersten Jahre in Quart, in Oktav oder gar in Duodez erschien, wie das Blatt Awramows, wissen wir nicht. Das Oktavformat war damals durchaus üblich, die „Vossische Zeitung" hatte es bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Auf die Aenderungen, die mit dem Beginn des Jahres 1728 in der Zeitung vor sich gehen, kann sich ein Passus beziehen, der in einem Briefe, den Blumentrost, am 5. Febr. aus Moskau an Schumacher sendet, enthalten ist: „die Gazette ist admirable, wann keine Materialien manquiren werden, wird die Form gut sein." (Konferenzarchiv, 14.)

Waren die beiden ersten Redakteure der St. Petersburger Zeitung ohne Zweifel interessante Persönlichkeiten und durch Tüchtigkeit und Bildung von ansehnlichem Einfluß auf ihre Umgebung, so erhielten sie im Januar 1728 einen Nachfolger, der zu den denkwürdigen Männern aller Zeiten gehört, Gerhard Friedrich Müller, den Vater der russischen Geschichtsschreibung.

Am 18. Oktober 1705 als Sohn des Schulrektors Thomas Müller zu Herford in Westphalen geboren, bezog G. F. Müller im Jahre 1722 die Universität Rinteln, und dann zur Vollendung seiner Studien die Universität Leipzig, wo er ein Schüler des Redakteurs der acta Eruditorum, Professor Johann Burchard Mencken, war, und folgte im Jahre 1725, nachdem er das Baccalaureat erlangt hatte, der

Einladung Professor Kohls, als „Student“ nach Petersburg zu gehen. Anfangs machte er die Einwilligung von der Erlaubniß seines Vaters abhängig, ein Brief Blumentrosts schlug aber alle Bedenken des ehrgeizigen und unternehmungslustigen jungen Mannes nieder, obgleich sein Vater ihm schrieb, es wäre ihm nicht anders zu Muthe, als ob er dem Sohne zu Grabe folgen sollte.[1]) Vom Berliner Bankier der Akademie, Zacharias Nägelin, mit einem Reisegelde von 100 Thalern Leipziger Courant ausgestattet, schifft er sich in Travemünde ein und langt am 5. November 1725 in St. Petersburg an. Hier wird er zunächst bei dem akademischen Gymnasium angestellt, an dem er zwei Jahre hindurch „die latinität, die redekunst, die kunst briefe zu schreiben, die historie und geographie“ lehrt, bis es die Leiter der Akademie, d. h. Schumacher, einsahen, daß der fähige und strebende Mann besser zu verwerthen sei. Am 6. Januar 1728 wird der Student Müller in's Archiv abkommandirt und mit der Abfassung der deutschen Zeitung betraut[2]), und in dem Rechenschaftsbericht für die Jahre 1728 und 1729[3]) heißt es: „Adjunkt Gerhard Friedrich Müller hat in denen Conferenzen zwei Vorträge (lateinisch) gehalten, die secretariatsgeschäffte bey denen conferentzen und in der academischen cantzelley versehen; Bey der bibliothec die bücher ausgegeben. Bei der buchdruckerey die correcturen abgewartet und überdem die zeitungen und anmerckungen in teutscher sprache verfasset.“ Müller ist also in dieser Zeit zum Adjunkten avancirt und zu einer überaus ansehnlichen Stellung gelangt, die er ohne jeden Zweifel der Gunst Schumachers zu danken hatte. Durch Müllers eigenes Zeugniß wissen wir es, daß er damals danach strebte, der Schwiegersohn und einstige Nachfolger des allmächtigen Bibliothekars zu werden, und die erhaltenen Briefe Schumachers an ihn legen von dem intimen Verhältniß zwischen den Beiden ein beredtes Zeugniß ab. Für Müllers Stellung an der Akademie ist dieses verhängnißvoll geworden, der Zeitung aber kann sein gutes Einvernehmen mit Schumacher nur von Nutzen gewesen sein, denn es konnte nun eine allerdings kostspielige, aber außerordentlich dankenswerthe Erweiterung des Programmes der akademischen Zeitungen gewagt werden, welche sie auf das Niveau der besten ausländischen Blätter emporhob — sie erhielten in den „Historischen, Genealogischen und Geographischen Anmerkungen über die Zeitungen“ ein Beiblatt oder eine Ergänzung. 1728 erscheinen sie in russischer, seit 1729 in russischer und deutscher Sprache, wobei der deutsche Text der ursprüngliche ist. „Wir haben“, schreibt Müller in der Vorrede zum Jahrgange 1729, „schon das vorige Jahr hindurch Anmerckungen über die Zeitungen in Rußischer Sprache herausgegeben, und sind willens gewesen, unsere Arbeit beständig nach der einmal angenommenen Richtschnur fortzusetzen. Wie sich aber viele Liebhaber dazu gefunden, welche gewünschet, daß man auch dergleichen in teutscher Sprache lesen könne, so hat man sich entschloßen dem Verlangen derselben ohnangesehen aller obgedachten Hindernüssen[4]) ein Genügen zu thun: und ihnen von nun alle Wochen 2 mahl ein Blatt dergleichen mitzutheilen. Es hat sich zu dem Ende eine Gesellschaft von verschiedenen Personen

[1]) Mat. VI, pag. 63 ff.

[2]) Mat. I, pag. 346.

[3]) Mat. I, pag. 600.

[4]) „Man pfleget sich dabey an eine gewisse Zeit zu binden, und ist doch nicht zu allen Zeiten gleich geschickt, Sachen von Wichtigkeit auf's Tapet zu bringen. Zuweilen erschöpfet sich auch der Brunnen und die Vorraths-Cammer wird ledig: der Leser aber will gleichwohl jederzeit befriedigt seyn.“

zusammen gethan, welche mit vereinigten Kräften sich bemühen werden, ein jeder das seine zum Nutzen und Vergnügen der Leser beyzutragen. Um so viel weniger haben wir also zu befürchten, daß es uns jemals an Materie mangeln werde." In seiner Geschichte der Akademie [1]) nennt Müller die Glieder dieser Gesellschaft auch mit Namen. „Um eben diese Zeit (im Jahre 1729)" schreibt er, „nahm hr. Schumacher den hrn. Cramer von dem gymnasio zur canzellei, das journal zu führen und mir bei der bibliothek, bei dem zeitungsschreiben, bei der aufsicht über die druckerei und den buchladen etc. behülflich zu seyn. Herr Cramer ließ sich vortrefflich an, die Anmerkungen mit guten historischen, geographischen und genealogischen abhandlungen zu versehen, wozu ihm hr. Beckenstein oft seine excerpta mittheilte. Wie nun aber die herren Euler, Gmelin, Krafft, Weitbrecht mit an diesen blättern zu arbeiten sich entschlossen, so wurden dieselben wegen mannigfaltigkeit der darin abgehandelten materien je länger, je beliebter. Es entstand eine gesellschaft, die sich alle sonnabend bei hrn. Schumacher versammelte, worin über die materien, die in den anmerkungen abgehandelt werden sollten, gerathschlagt wurde." Die Seele des ganzen Unternehmens ist, wie der Fortsetzer der Geschichte Müllers, Professor Stritter, bezeugt, Schumacher gewesen, die größte aktive Kraft ist aber Müller. Im Jahre 1728, wo nicht der ursprüngliche deutsche Text der „Anmerkungen", sondern nur die russische Uebersetzung Adadurows [2]) gedruckt wird, ist Müller augenscheinlich ihr einziger Verfasser, denn er nennt keinen Mitarbeiter. Ebenso stammt in den ersten Jahren der deutschen „Anmerkungen" sicher ein sehr großer Theil aus seiner Feder. Wir haben schon gesehen, daß in dem Rechenschaftsbericht für 1728 und 1729 einfach gesagt ist, Müller habe „die zeitungen und anmerckungen in teutscher Sprache verfasset"; in der Vorrede nennt er sich ebenfalls den „Verfasser" und in der Geschichte der Akademie sagt er ganz direkt „ich habe Anmerckungen herausgegeben", „ich nahm keinen Anstand, sie in teutscher Sprache drucken zu lassen."

Was den Zusammenhang zwischen der Zeitung und den „Anmerckungen" betrifft, so ist er ganz unzweifelhaft. Der Umstand, daß Nachrichten der Zeitungen Gegenstand der Betrachtungen in den Anmerckungen sind, würde allein noch nicht genügen, um den letzteren den Charakter einer Dependenz der ersteren zu verleihen — und außerdem kommen in den Anmerckungen sehr viele ganz selbständige Artikel vor — aber es geht aus Anderem hervor, daß diese beiden Editionen der Akademie in einem solchen Verhältniß zu einander standen. Wohl war es möglich, nur auf eine dieser beiden Editionen zu abonniren, wer aber auf beide subskribirte, erhielt einen bedeutenden Rabatt; die Anmerckungen wurden zugleich mit den Zeitungen versandt und es ist auf die Sonderabonnenten, die thatsächlich auch nur wenig vorhanden waren, keine besondere Rücksicht genommen worden. Im Jahre 1729 wird z. B. in der Zeitung ein im Auslande erschienener politischer Aufsatz erwähnt und hinzugefügt „der Inhalt dieser Schrift folgt in beygehender Anmerckung", in demselben Jahre erscheint die Uebersetzung eines französischen Berichts „als zum Supplement unserer Zeitungen" in den „Anmerck.", 1738 wird ein kaiserlicher Ukas, der doch seinem Wesen nach in die Zeitung gehörte, wegen seines Umfanges in den Anmerckungen abgedruckt, dasselbe geschieht 1741 mit einem Manifest der Kaiserin Elisabeth, 1742 wird ein Theil des Berichts über die Kriegsoperationen in Finnland in der Zeitung veröffentlicht, dann aber auf die Anmerckungen verwiesen, in denen die Fort-

[1]) Mat. VI, pag. 180, 181.

[2]) Mat. I, 593, 603.

setzung erfolgt, außerdem werden hier die „Präliminar-Friedens-Articul" zwischen Preußen und Oesterreich abgedruckt u. s. w. Seit 1739 heißen sie „Anmerckungen bey den Zeitungen", was sie noch deutlicher als Beiblatt der Zeitung dokumentirt, als der erste Titel.

In der Zeitung selbst hat Müller wohl kaum große Neueinrichtungen vorgenommen. Die Form war einmal gegeben und ist auch viele Jahrzehnte hindurch fast ganz unverändert geblieben. Anzuführen wäre nur, daß die Zeitung, die bisher einspaltig gewesen war, 1730 zweispaltig wurde und daß Müller als großer Bücherfreund in demselben Jahre die Rubrik „Neue Bücher" einführte, in der die Titel neu erschienener, hauptsächlich wissenschaftlicher Werke (deutscher, lateinischer, französischer, englischer, holländischer, ja spanischer und portugiesischer) [1]) angeführt, aber auch manchmal kurze Nachrichten aus der Gelehrtenwelt gegeben wurden.

Im Jahre 1730 wurde Müller Professor der Geschichte, doch nicht ohne Kampf. Als Anhänger Schumachers war er bei den Professoren nicht beliebt, und er selbst mag durch rücksichtsloses Auftreten Anstoß erregt und den Beinamen „flagellum professorum" (Zuchtruthe der Professoren), den er nach Lomonossow's Zeugniß [2]) erhalten, wohl verdient haben. So kam es denn, daß das Professorenkollegium ihn überging und Schumacher seinen Einfluß aufbieten mußte, um Müllers Ernennung durchzusetzen. Am 16. April 1730 schreibt er ihm aus Moskau: „der Herr Leib-Medicus hat Euer Hochwohlgeboren conduite in beiden Begebenheiten approbirt, welches Sie aus dem mit der vorigen Post an die Academie abgelassenen schreiben werden abmercken können. Nur fermeté (Fermeté, Standhaftigkeit) gehalten und noch eine kleine Zeit simulirt, es wird sich schon alles schicken. Die sache ist bereits incarniret. Die Klagschrift ist zum vorschein gekommen, aber sie ist in guten Händen, ingleichen des Herrn Prof. Leutmann frevelhafftes schreiben. Nach der Crönung wird man zum Werck schreiten." [3]) Müller, den Schumacher als stellvertretenden Kanzleichef zurückgelassen hatte, ist also in dieser Zeit ein entschiedener Parteigänger Schumachers gewesen und hat es damals auch nicht zu bereuen gehabt. Er wird nicht nur Professor, sondern erlangt auch noch die Erfüllung eines anderen Wunsches: am 16. Juli 1730 schreibt Schumacher, daß der Professor Gerhard Friedrich Müller in sehr wichtigen Angelegenheiten der Akademie in's Ausland reise, und am 2. August [4]) hat dann Müller diese Fahrt, die bis zum 2. August des folgenden Jahres dauerte, thatsächlich angetreten. Die Redaktion der Zeitung wurde für die Dauer seiner Abwesenheit dem Adjunkten Cramer übertragen, der auch, wie wir aus dem Blatte selbst ersehen, die ihm bereits vertraute Arbeit mit Geschick und Eifer gethan hat.

Für Müllers weiteres Leben war diese Reise, die er angetreten hatte, um seine häuslichen Angelegenheiten in Herford zu ordnen (sein Vater war 1729 gestorben), neue Kräfte für die Akademie anzuwerben und für den Vertrieb der akademischen Editionen zu sorgen, von weittragender Bedeutung, denn mit ihr steht die völ-

[1]) Von russischen Büchern wird 1731 Tredjakowskis „Ѣзда въ островъ любви" erwähnt.

[2]) Билярскій. Матеріалы для біографіи Ломоносова. 050, 051. Büsching (Beyträge zur Lebensgeschichte denkwürdiger Personen pag. 22) giebt allerdings an, alle Professoren hätten der Ernennung Müllers zugestimmt, doch scheint der Briefwechsel mit Schumacher Lomonossow's Angabe zu bestätigen.

[3]) Konferenzarchiv. № 16.

[4]) Мат. VI, pag. 212.

lige Aenderung seiner Beziehungen zu Schumacher in Verbindung. Die Motive des Zwistes sind ziemlich dunkel. Im Konferenzarchiv[1]) findet sich die Kopie eines Briefes, den Schumacher am 2. Januar 1731 Müller nach Amsterdam gesandt hat, und dieses Schreiben läßt von einer Sinnesänderung des Bibliothekars noch nichts ahnen. Er meldet ihm, daß Cramer die Zeitung schreibe, geht dann zu den „Anmerckungen" über und bemerkt: „Sie würden aber nach meinem gout weit angenehmer seyn, wenn sie durch dero Hand gehen sollten. Derohalben wünschte ich sowohl um dieser, als um Ew. HochEdelgeboren vortheil, welcher zu dieser Zeit, da man willens ist, Ihro Hoheiten der Printzessin von Mecklenburg durch einige Professores in etlichen theilen der Wissenschafften, absonderlich aber in der Historie und Geographie, wozu dieselbe ungemein incliniret, lectiones geben zu lassen, Ihnen fast nicht entgehen könnte, daß Sie dero rückreyße so geschwind, alß es Ihnen nur möglich wäre, beschleunigen möchten." Müller scheint diesen Brief nicht erhalten zu haben, denn er erwähnt ihn nicht, hat auch seine Reise nicht sonderlich beschleunigt, und als er im August in Petersburg eintrifft, findet er nicht nur die Stellung bei der Prinzessin Anna Leopoldowna von Mecklenburg bereits durch Henninger, einen Verwandten Schumachers, besetzt, sondern auch seinen eigenen Schreibschrank durch Schumacher erbrochen und der Briefe, die ihm Schumacher während seines Moskauer Aufenthalts geschickt hatte, beraubt. Müller weiß sich dieses, wie er in der Geschichte der Akademie sagt, nur psychologisch zu erklären: derjenige, der den Anderen beleidigt habe, feinde den Beleidigten zuerst an und suche ihn auf alle Weise außer Stand zu setzen, ihm zu schaden. Grund zum Mißtrauen glaubt Müller nicht gegeben zu haben, und nimmt daher an, Schumacher habe jene Stellung, für die man ihn in Aussicht genommen, Henninger zu verschaffen gewußt und dann der Rache des Beleidigten vorzubeugen gesucht. Eine solche Intrigue läßt aber jener Brief vom 2. Januar als wenig glaubhaft erscheinen und Pekarski wird wohl Recht haben, wenn er meint, Schumacher habe Müller im Aerger über dessen Schweigen und verzögerte Heimkehr fallen gelassen. Wie dem aber auch sei, die Brutalität des Vorgehens Schumachers läßt sich auf keine Weise entschuldigen. Die Heftigkeit Beider wird dann wohl den Riß erweitert und eine Versöhnung unmöglich gemacht haben. Sie sind Feinde geblieben und Müller gab den Gedanken, Schumachers Nachfolger als Bibliothekar zu werden, vollständig auf. Auch der politischen Journalistik scheint er gleich nach seiner Rückkehr entsagt zu haben. Er selbst führt an, er habe das Geschäft des Zeitungschreibens bis in die Hälfte des 1731 Jahrs — also bis zu seiner Rückkehr von der ausländischen Reise — verwaltet, ja sein Freund und Biograph, der Pastor zu St. Petri Anton Friedrich Büsching, setzt sogar[2]), was dem Wesen nach richtiger zu sein scheint, das Ende seiner Redaktionsthätigkeit in den Juli 1730. Formell scheint er das Amt des Redakteurs allerdings bis zu seiner Abreise nach Sibirien beibehalten zu haben, denn am 21. März 1732 „wird resolviret, daß der prof. historiarum herr Gerhard Friedrich Müller die teutsche St. Petersburger zeitungen sowie vorhin schreiben, und ihm hierinnen der adjunctus herr Cramer assistiren soll", de facto hat aber Cramer die Zeitung ohne Zweifel seit der Mitte des Jahres 1730 selbständig geleitet. Nach seiner Rückkehr wandte sich eben Müller ausschließlich der russischen Geschichte zu und auf diesem Gebiete liegen seine unsterblichen Verdienste, über die wir uns an diesem Orte nicht näher auslassen

[1]) Konferenzarchiv № 16.

[2]) A. a. O., pag. 136.

können. 1732 erschien der erste Band seiner „Sammlung russischer Geschichte", am 8. August 1733 trat er mit Gmelin und de l'Isle de la Croyère seine große sibirische Reise an, von der er erst im Februar 1743 zurückkehrte; 1748 wurde er russischer Historiograph, 1754 Konferenzsekretär der Akademie, 1765 Direktor des Moskauer Findelhauses, 1766 Chef des Moskauer Staatsarchivs

Auf die vielen Widerwärtigkeiten, die ihm seine Neider und Feinde in der Akademie bereitet haben, auf seine Degradation zum Adjunkten, auf seine Zwistigkeiten mit Schumacher, Lomonossow, Teplow, Kraschenninnikow und Taubert, die Unannehmlichkeiten mit Schlözer u. s. w., können wir hier gleichfalls nicht eingehen; sie bilden ein trauriges Kapitel in der Geschichte der Akademie der Wissenschaften, gehören aber nicht hierher, wo wir nur jene Lebensepoche Müllers, in der er an dem Blatte thätig war, und sein Verhältniß zu Schumacher, dieser für das Blatt maßgebenden Persönlichkeit, zu schildern hatten. [1])

Das Bild, das die Zeitgenossen von Müller, dem berühmtesten Redakteur der „St. Petersburger Zeitung," entwerfen, zeigt uns einen weit über das geistige Mittelmaß ragenden Mann von großen sittlichen Eigenschaften. Die Aeußerungen seines persönlichen Feindes Lomonossow können hieran nichts ändern, denn sie zeigen nur, daß diese feurige, ehrgeizige und unbeugsame Kampfnatur vielfach unbequem sein mußte, vermögen aber ihren Werth nicht zu verringern. Auch sein anfängliches vertrautes Verhältniß zu Schumacher wirft keinen Flecken auf sein Kleid, da man es ihm nicht verargen kann, daß er mit einem anerkannt und unstreitig tüchtigen Manne zusammenging. Nichts spricht dafür, daß er an irgend welchen Intriguen betheiligt gewesen. Schmerzlich berührt allerdings der Haß, mit dem er später als Greis von Schumacher redet, wenn wir aber daran denken, wieviel er in der Zwischenzeit erduldet, so werden wir auch hierüber milder denken.

Büsching schreibt über ihn: [2]) „Müller war ein Mann von ansehnlicher Größe, wohlgestaltet und lebhaft von Farbe. Der Umgang mit Personen von allen Ständen hatte ihn so gebildet, daß man ihm gleich ansahe, er sey ein Mann, der zu leben wisse, ohne verkünstelt, und ohne auf irgend eine Weise in das Uebertriebene gefallen zu seyn. Seine Augen kündigten schon Rechtschaffenheit an, die ihm sogleich Zutrauen verschaffte, und der längere und genauere Umgang mit ihm bestätigte und vergrößerte die Ueberzeugung von derselben. Seine Lebhaftigkeit war um die Zeit, da ich ihn persönlich kennen lernte, mäßig, und die vielen Widerwärtigkeiten und Hintansetzungen, welche er erfahren, hatte in sein Wesen eine gewisse Schüchternheit und Zurückhaltung gebracht, die man sich nicht eher erklären konnte, als bis man etwas von seiner Geschichte wußte. Er hatte Ehrfurcht vor Gott, und Vertrauen zu demselben, und war in allen Stücken sehr gewissenhaft. Von Schmeicheley und Zweideutigkeit war er weit entfernet, so daß man sich auf ihn verlassen, und er selbst Verleumdungen aller Art geduldig, ja stillschweigend ertragen konnte, weil er sich der Falschheit derselben bewußt war."

Man könnte versucht sein, in diesen Aeußerungen Büschings nur Freundeslob zu erblicken, aber ebenso ehrenvoll ist das Zeugniß, welches Müller von August Ludwig Schlözer ausgestellt worden ist, der ihn gleichfalls genau gekannt und mancherlei

[1]) Wir verweisen auf Pekarski, Büschings Biographie und P. von Kügelgens Aufsatz „der Historiograph Gerhard Friedrich Müller und sein Manuskript zur Geschichte der Akademie der Wissenschaften" in der „St. Petersburger Zeitung" vom 9. bis 14. März 1886.

[2]) a. a. O., pag. 124.

Differenzen mit ihm gehabt hat. Von der Passivität im Charakter Müllers, welche Büsching hervorhebt, hat Schlözer nichts bemerkt, obgleich sie ungefähr um dieselbe Zeit (im Jahre 1761) mit ihm bekannt geworden sind. Schlözer schreibt von ihm in seiner Selbstbiographie:[1] „In seiner Denkungsart hatte er etwas Großes, Gerechtes, Edles. Für Russlands Ehre, das ihn doch bis daher sehr vernachlässigt hatte war er ein warmer Patriot, und über die Gebrechen der damaligen Regierung, die niemand besser kannte, als er, war er äußerst zurückhaltend. Er war im literarischen Geschäftsgang, was der Feldmarschall Münnich im militärischen (mit gleichem Lobe) war. Er, selbst unermüdet arbeitsam und pünktlich in allem, wollte beide Eigenschaften in gleichem Grade auch von jedem andern erzwingen.“ Wir müssen gestehen, daß uns Schlözers Schilderung als die treffendere erscheint.

Das Aeußere Müllers beschreibt Schlözer ebenso vortheilhaft, wie Büsching. Er nennt ihn einen bildschönen, auffallend großen und starken Mann, und erzählt, daß ihn die Furcht vor den ewigen Nachstellungen der preußischen Werber aus seinem Vaterlande, dem preußischen Westfalen, getrieben hatte. Sein Portrait scheint leider nicht auf die Nachwelt gekommen zu sein. — Verheirathet war Müller mit der deutschen Wittwe eines deutschen Wundarztes, die er auf seiner Rückreise aus Sibirien in Werchoturje kennen gelernt hatte. 41 Jahre hat er mit ihr in der Ehe gelebt, und sie dann als Wittwe hinterlassen.[2] Er starb am 11. Oktober 1783 und die „St. Petersburger Zeitung“, die sich damals noch nicht als ein selbstständiges Institut, sondern nur als Organ der Akademie fühlte, hat es in ihrem Nekrolog, der am 20. Oktober an der Spitze des Blattes erschien, nicht einmal erwähnt, daß er einst ihr Redakteur gewesen, sondern nur geschrieben:

„Am 11. dieses Monats starb in Moskau zum Leidwesen der gelehrten Welt der würkliche Staatsrath, Historiograph, des Archivs des Collegiums der auswärtigen Angelegenheiten in Moskau, der Kayserl. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, verschiedener auswärtiger Akademien und gelehrten Gesellschaften Mitglied, und Ritter des Wladimir-Ordens der dritten Klasse, Gerhard Friedrich Müller, im 78. Jahre seines Alters. Es war derselbe den 18. Oktober 1705 zu Herford geboren worden.[3])

Adolf Bernhard Cramer, der seit dem Sommer 1730 die „St. Petersburger Zeitung“ redigirt hat, ist ein Altersgenosse, engerer Landsmann und Verwandter G. F. Müllers. Als Sohn eines Raths der Aebtissin von Herford in dieser Stadt geboren, kam er im September 1725, also noch vor Müller, nach St. Petersburg, machte aber keine so rasche Karriere, wie dieser, denn er war auch wohl in den Studien noch nicht so weit. Von ihm wissen wir, daß er nicht nur dem Namen nach „Student“ der St. Petersburger Akademie war, wie Müller und Groß, sondern thatsächlich bei Bayer und Beckenstein Kollegia gehört hat. Gleich Müller hat er an dem akademischen Gymnasium unterrichtet, und zwar in der lateinischen Sprache. 1729 wurde er, wie bereits erwähnt, von Schumacher in die Kanzellei genommen, und trat allmählich in das Erbe Müllers ein. Fleiß und Fähigkeiten Cramers werden in Müllers Geschichte der Akademie mehrfach rühmend hervorgehoben, und wir besitzen auch einen Brief Schuhmachers an Kramer aus dem Jahre 1730, in dem es heißt:

[1]) A. L. von Schlözer's öffentliches und Privatleben, von ihm selbst beschrieben, pag. 29.

[2]) Büsching a. a. O., 42.

[3]) Ein zweiter, ausführlicher Nekrolog in der Nr. vom 31. Oktober erwähnt seine Redaktionsthätigkeit ebenfalls nicht.

„Dero fleiß und gute conduite ist mir so angerühmet worden, daß ich die darüber empfundene freude Ihnen nicht länger habe verbergen wollen. Ich ersuche Ew. Wohlgeboren, ferner damit zu kontinuiren: die Belohnung dafür wird nicht ausbleiben." [1]) Zugleich verspricht er ihm für das nächste Jahr eine Aufbesserung seiner Stellung, die wohl auch erfolgt ist. 1732 wird er als Adjunkt der Geschichte genannt und ist auch wirklich auf dem Gebiete der Geschichtschreibung thätig gewesen, hat unter Anderem auch Materialien zur Geschichte der baltischen Provinzen gesammelt. [2]) Bei seiner Abreise nach Sibirien hinterließ ihm Müller die Materialien zu den drei letzten Stücken des ersten Bandes der „Sammlung russischer Geschichte", die Cramer auch herausgegeben hat. Müller bat sogar darum, daß Cramer von dem Zeitungsschreiben dispensirt werde, damit er sich der historischen Arbeit vollständig widmen könne, aber obgleich die Kanzlei hierauf einging, kam es doch nicht dazu. Der passende Ersatz, von dessen Ausfindigmachung die Kanzlei die Erfüllung der Bitte abhängig gemacht hatte, war wohl nicht da gewesen. [3]) In der Instruktion, die der Präsident Baron Keyserlingk am 18. Dezember 1733 ertheilt [4]), heißt es, daß Cramer die Zeitung weiterhin zu verfassen und die Kanzlei sie zu censiren habe. Wie wir aus dem Briefwechsel Schumachers mit Groß und Müller wissen, ist diese censirende Thätigkeit der Kanzlei oder vielmehr ihres Chefs ziemlich weit gegangen, Schumacher hat nicht nur Bedenkliches beanstandet, sondern auch für die Vollständigkeit der Nachrichten Sorge getragen. Immerhin blieb für Cramers Thätigkeit Raum genug: auf seine Initiative wird es unter Anderem zurückzuführen sein, daß im März 1733 eine neue Rubrik „Gelehrte Sachen" nach ausländischem Vorbilde eingeführt wurde. Lange hat sie sich allerdings nicht gehalten — nur wenige Monate — und herzlich wenig Raum beansprucht.

Auch Cramer hat nicht lange an der Spitze der „St. Petersburger Zeitung" gestanden — schon am 20. November 1734 stirbt er. In seinem Schicksal liegt etwas tief Wehmüthiges. „Seines fleißes wegen wäre er ein tüchtiger mitarbeiter für die russische geschichte geworden, wenn er nicht in der blüthe seiner jahre gestorben wäre", schreibt Müller — und wie war er gestorben! Als man ihn am 20. November tot fand und sofort nach einer „Verlassenschafft" suchte, da zeigten sich außer „einem Bette, etwas weis Zeug und einem Kleid" nur 1 Rubel und 5 Kopeken, und die Hälfte von diesem Gelde mußte sofort „vor Rasiren item denen Weibern, daß sie ihn rein gewaschen, und vor andere Kleinigkeiten" verausgabt werden. Die wenigen alten Scharteken und Kleider, die man später noch fand, konnten neben den Schulden, die sich herausstellten, nicht in Betracht kommen. Sein Gehalt hatte anfangs 200, dann 300 Rubel jährlich betragen. Die Beerdigung wurde von der Akademie bestritten, doch ward im Voraus festgesetzt, „daß alles so genau und gering, als es immer möglich, angefangen und alle überflüssigen Depenses vermieden würden. [5]) In der deutschen Heimat aber lebte noch seine Mutter, die sich ahnenden Geistes abhärmte: „Herr Cramer", lesen wir in Müllers Geschichte der Akademie, [6]) „hatte zu Lübeck noch eine mutter am leben. Diese berichtete ihm in einem briefe, daß sie in einer

[1]) Konferenzarchiv Nr. 16.

[2]) Procès verbaux I, 159.

[3]) Мат. II, 313.

[4]) Мат. II, 413.

[5]) Мат. I, 511, ff. Kanzleiarchiv 428.

[6]) Мат. IV, 97.

nacht und zu einer stunde, die sie anzeigte, einen sehr fürchterlichen traum von ihm gehabt hätte, weswegen sie um seine gesundheit bekümmert sey; er möchte ihr doch ungesäumt von seinem zustande nachricht geben 2c. Als dieser brief zu Petersburg ankam, und von einem freunde des verstorbenen erbrochen wurde, so fand sich, daß er in derselben nacht und stunde, wie die mutter es anzeigt hatte, verschieden war. Ich habe diesen brief gelesen, vielleicht ist er noch zu Petersburg aufbehalten. Man mag dergleichen sachen glauben, oder nicht, so sind sie doch werth, angemerkt zu werden."

Ein Mann von ganz anderem Schlage war Johann Caspar Taubert, Cramers Nachfolger, der erste Petersburger unter den Redakteuren der Zeitung. Wir werden ihn im Laufe unserer Darstellung noch oftmals zu erwähnen haben, so daß wir an dieser Stelle, bei Gelegenheit seiner ersten, kurzen Redaktionsthätigkeit, nur wenig von ihm zu sagen brauchen. Am 31. August 1717 als Sohn eines an der Admiralität angestellten deutschen Mühlenbauers zu St. Petersburg geboren,[1]) trat er als ein augenscheinlich sehr frühreifer Knabe im Januar 1726 in das akademische Gymnasium und wurde als „in den grammatischen Regeln mittelmäßig erfahren" in die dritte Klasse gesetzt.[2]) Als Prinz Emanuel von Portugal im Jahre 1730 die Akademie und unter Anderem auch das akademische Gymnasium besuchte, war er der Schüler, den man dazu ausersah, den hohen Gast mit einem lateinischen Gedicht zu begrüßen. Er verstand es überhaupt so einzurichten, daß sein Licht niemals unter einen Scheffel gestellt wurde, wozu ohne Zweifel nicht wenig beitrug, daß er, Stiefsohn des akademischen Oekonomen Matthias Velten und ein weitläufiger Verwandter Schumachers war. Erst 15 Jahre alt, wird er auf sein Gesuch hin an der Bibliothek und Kunstkammer mit einem Gehalt von 50 Rubel angestellt, von 1733 bis 1736 übersetzt er die Petersburger Zeitung in's Russische. Nach Cramers Tode wird ihm auch die „St. Petersburger Zeitung" übertragen, so daß ein 17=jähriger gleichzeitig beide Zeitungen unter sich hatte. In demselben Jahre wird er Sekretär der bei der Akademie bestehenden „russischen Konferenz", die sich mit der Besserung des russischen Stils und der russischen Orthographie beschäftigte, und bereits 1737 erfolgt seine Ernennung zum Adjunkten in der historischen Klasse. Außerdem übersetzte er auch größere Werke — so das Leben des Prinzen Eugen — aus dem Deutschen in's Russische, wie er denn überhaupt sein rasches Emporsteigen wohl zu einem großen Teil seiner Kenntniß der Landessprache zu verdanken hat.

Die „St. Petersburger Zeitung" hat er zunächst nicht lange geleitet, höchstens vom 20. November 1734 bis zum 28. September 1735, und bereits am 31. Januar 1735 bekam er in dem Studenten Friedrich Johann Brehm aus Reval einen Gehilfen, der ohne Zweifel älter war und wissenschaftlich höher stand.[3])

Im Jahre 1735 wurde ein neuer Redakteur angestellt, der am 10. Mai 1709 zu Memmingen geborene Jakob Stählin, der gleich Taubert in der Geschichte der St. Petersburger Zeitung eine bedeutende Rolle gespielt hat. Er entstammte einer angesehenen Familie der alten schwäbischen Reichsstadt, besuchte das Lyceum seiner

[1]) Pekarski, Ист. Акад. Наукъ I, 637.

[2]) Мат. I, 227.

[3]) In einem Bericht an den Senat (Kanzleiarchiv 83) wird in den letzten Tagen des Jahres 1743 angeführt, daß Taubert von 1734—1736 die „Petersb. Ztg." redigirt habe, doch ist das offenbar ein Fehler. Ueber Brehms Angestellung vgl. Kanzleiarchiv 431, Мат. II, 587.

Vaterstadt und das Gymnasium zu Zittau, wo er sich besonders mit den neuen Sprachen, mit Litteratur und Kunst beschäftigte und auch einige Kenntnisse in der Veranstaltung von Feuerwerken erwarb. Nach Absolvirung des Zittauer Gymnasiums (1731) bezog er die Universität Leipzig und war zugleich schriftstellerisch thätig (sein erstes Buch, eine Lobrede auf Johann Hommel, den Hofmathematiker Karls V, war bereits 1728 erschienen). Er gab eine Uebersetzung der Lieder der Sappho heraus und schmückte das Werk mit einer selbst gezeichneten Vignette (ein Exemplar findet sich im Konferenzarchiv der Akademie). Gleichzeitig machte er sich in Leipzig und Dresden durch die Erfindung allegorischer Feuerwerke, wie sie damals so sehr in der Mode waren,[1]) bekannt. Hierdurch erregte er die Aufmerksamkeit des Präsidenten Baron Korff, erhielt einen Ruf an die Akademie, willigte nach einigem Zögern ein, wurde 1735 als Adjunkt der Beredsamkeit engagirt und traf mit Professor Lotter im Sommer desselben Jahres in Petersburg ein. Ihm wird auch die Zeitung übertragen. „Adjunktus Stählin", heißt es in einer Ordre vom 28. September, „soll die Zeitungen einen Posttag voraus in die Druckerey liefern und Posttäglich Montags und Donnerstags des Morgens in der Zeitungsexpedition sich einfinden"[2]). Ueber den Eindruck, den Stählin auf seine Kollegen an der Akademie gemacht hat, können wir nach zwei Briefen des Gymnasialrektors und nachmaligen Professors Joh. Eberhard Fischer an Gerhard Friedr. Müller urtheilen. „Der Professor Lotter", schreibt er am 8. Mai 1736,[3]) „ist im Julio vorigen jahres mit drey neuen subjectis, die alle bey der Academie engagirt worden, von Leipzig nach St. Petersburg gekommen. Der erste von diesen Dreyen, Jakob Stählin, ein Memminger von Geburt, ist Adjunktus, und ein vortrefflicher deutscher Poet; neben dem versteht er auch die Zeichenkunst flute traversiere und die Italiänische Sprache vollkommen, und hat einen freyen Zutritt bey dem Polnischen Ambassadeur, Grafen von Lynar." Im zweiten Briefe, der am 20. Dezember 1737, also bereits nach Stählings Ernennung zum Professor abgefaßt ist, drückt sich Fischer schon weit weniger liebenswürdig aus: er sagt von Stählin, daß er „vor einen ziemlichen Poeten oder Versmacher passire" und „nach den Fußtapfen des Herrn Junckers[4]) wandere", „indem er sich bei Hof und bei vielen Grossen ziemlich bekandt zu machen und einzuschmeicheln gewußt." Das ziemlich wegwerfende Urtheil Fischers ist entschieden nicht gerecht — Stählin hat mehr gethan, als Verse gemacht und die flute traversière geblasen. Eitelkeit wird ihm gewiß nicht ohne Grund vorgeworfen, aber ist gleichzeitig eines der lebensvollsten, thätigsten Glieder der Akademie und hat in so mancher Beziehung bis in sein spätes Alter segensreich gewirkt. Die schmeichlerischen Gedichte, die er auf die Machthaber Russlands verfaßte, wollen wir ihm nicht zu hart anrechnen — das war einmal ein Brauch der Zeit, dem größere Münner gehuldigt haben. Außerdem war's Stählins dienstliche Pflicht. Einen von ihm selbst wunderbar kalligraphisch geschriebenen Bericht über seine vielseitige Thätigkeit haben wir im Kanzleiarchiv der Akademie.[5]) Er zählt auf: die Zeitungen in die 3 Jahr lang geschrieben und zum Druck befördert; viele sogenannte Anmerckungen verfertigt; die deutsche Grammatik zum Gebrauch der Russen gänzlich verbessert; alle Gratulationsgedichte zu ordentlichen und außerordentlichen Hoffesten

[1]) Pekarski a. a. O., pag.

[2]) Kanzleiarchiv 431.

[3]) Konferenzarchiv. Papiere Müllers.

[4]) Professor der Poesie (1734—1737) und ebenfalls Erfinder allegorischer Feuerwerke.

[5]) Nr. 786.

auf Ihro Kayſ. Majeſtät im Namen der geſammten Akademie; die Vorſtellungen aller Illuminationen und der allermeiſten Feuerwerkpläne vor den Hof gegeben, deren Beſchreibungen und Erklärungen gemacht; Vignetten zu Büchern inventirt und gezeichnet; Collegia geleſen (über Litteraturgeſchichte, Rhetorik, Kritik, Wolfs kleine Logik, Gottſcheds Anfangsgründe der Weltweisheit ꝛc.); ganze Opern aus dem Italiäniſchen theils in Proſa, theils in Verſen überſetzt; in Moskau die Kommiſſionen der Akademie bey Hofe und im dirigirenden Senat treulich und mühſam beſorget; ebendaſelbſt die gänzliche Kommiſſion über die Einrichtung eines neuen Opernhauſes gehabt (bei Gelegenheit der Krönung der Kaiſerin Eliſabeth) u. ſ. w. In einer franzöſiſchen Biographie in den Nova Acta Academiae Scientiarum Imp. Petropolitanae [1]) wird angeführt, daß ihm Präſident Korff im Jahre 1737 die Redaktion der Anmerkungen übertragen habe.

Die Redaktion der Zeitung legte er nieder, als er im September 1737 Profeſſor der Beredſamkeit und Poeſie wurde. Sein Nachfolger war Friedrich Johann Brehm, der erſte Balte unter den Redakteuren der „St. Petersburger Zeitung.“ Er iſt in Reval [2]) (wahrſcheinlich als Sohn des hochverdienten, im Jahre 1730 verſtorbenen Rektors des Revalſchen Gymnaſiums Johann Rudolf Brehm [3]), geboren und wurde, nachdem er im Auslande auf mehreren Univerſitäten ſtudirt [4]), am 31. Januar 1735 an der Akademie angeſtellt, um „in der Zeitungsexpedition und in anderen Verrichtungen, welche ihm anbefohlen würden, verwandt zu werden.“ Dabei wird er ermahnt, fleißig die Collegia zu beſuchen und ruſſiſch zu lernen. Bald fand er Verwendung in der Bibliothek, wo er die Bücher austheilte und bei der Abfaſſung des Katalogs thätig war [5]), den er auch ſpäter in drei Bänden fertig geſtellt hat. [6]) Als Stählin Profeſſor wurde, avancirte Brehm zum Adjunkten in der dritten Klaſſe (in dem Werke Schumachers „Gebäude der Kayſerl. Akademie der Wiſſenſchafften“ wird er als Adjunkt der Litteraturgeſchichte bezeichnet) und erhielt den Auftrag, die Zeitung zu ſchreiben, und die Korrektur zu verſehen. Sein Gehalt betrug 360 Rubel außer freier Wohnung, Beleuchtung und Beheizung. Weiter erfahren wir von Brehm nicht ſehr viel. Er hat in den Anmerkungen mehrere hiſtoriſche Abhandlungen geſchrieben, und in der Bibliothek ſo viel zu thun gehabt, daß Stählin ihm helfen mußte; den Konferenzſitzungen hat er ſeit 1742 beigewohnt, 1743 klagt er mit anderen Akademikern über die ſchlechte Verwaltung Nartows und wird mit Krafft und Stählin abgefertigt, um dem Jägermeiſter Raſumowski die Klageſchrift einzuhändigen. [7]) 1747 wird Brehm Sekretär im Juſtizcollegium für eſt- und livländiſche Rechtsſachen und ſcheidet ſomit aus der Akademie aus. Es war an die Akademie die Anfrage gerichtet worden, ob ſie für dieſes Amt einen rechtskundigen Mann empfehlen könne, und Brehm meldet ſich, wobei er anführt, daß er ſich auf ausländiſchen Univerſitäten mit Jurisprudenz beſchäftigt habe, und ſeine ruſſiſche Unter-

[1]) Bd. III, 18.

[2]) Mat. II, 587, IV, 738.

[3]) Recke und Napiersky. Allg. Schriftſteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Livland, Eſtland und Kurland I, 246; v. Hanſen, Geſchichtsblätter des Revaler Gymnaſiums, 85 und 190.

[4]) Mat. VIII, 400.

[5]) Mat. III, 574.

[6]) Mat. VI, 555.

[7]) Procès verbaux I, 758.

thanenschaft betont. — Die Redaktion der „St. Petersburger Zeitung" hat er sicher bis in's Jahr 1741 gehabt, denn in dem Personalstatus der Akademie für dieses Jahr[1]) wird von ihm gesagt, er sei in der Bibliothek thätig und schreibe die „hiesigen" Zeitungen. Im März des folgenden Jahres hat er dieses Amt jedenfalls schon Taubert abgegeben, der im März 1741 auf sein Gesuch hin Unterbibliothekar mit einem Gehalt von 500 Rubel geworden war und die Aufsicht über die Druckerei erhalten hatte. Es ist sehr möglich, daß Taubert mit dem Amt des Unterbibliothekars auch das des Redakteurs erhielt.

In Tauberts Dienstliste, welche nach dem 28. Dezember 1743 auf eine Senatsanfrage hin aufgesetzt wurde,[2]) ist es allerdings nicht erwähnt, daß er seit 1741 oder 1742 wieder Redakteur der Zeitung geworden sei, aber dieses Schweigen läßt sich wohl erklären: er hatte mit den Zeitungen Unglück gehabt. Am 23. März wird er gefragt, warum er eine Falschmeldung von einer Ordensverleihung (Bestuschew habe den St. Andreasorden erhalten) in die Zeitung aufgenommen hätte, und gleichzeitig wird angezeigt, daß die Zeitung fortan im Senatskomptoir zensirt werden müsse. Taubert antwortet wenige Tage darauf, ein großer Theil der St. Petersburger Artikel werde nach dem bloßen Gerücht abgefaßt und so sei auch hier ein bei Hofe kursirendes Gerücht die Ursache.[3]) Daß diese Erklärung zufriedengestellt hat, glauben wir nicht, die Zensur ist aber zunächst noch nicht geübt worden. Schumacher schreibt am 31. März 1742 an den wegen der Krönungsfeierlichkeiten in Moskau weilenden Stählin[4]): „Mit der heutigen Post hat die Academie dem Hohen Senat in einer Donoschenie unterleget, daß die Russische Zeitungen dem Senatscomptoir zur approbation wäre zugeschickt, aber nicht angenommen worden. Er hat recht, dann dadurch würde der Lauff der Zeitung gehemmt und die difficultäten nicht gäntzlich aufgehoben werden." Schumacher wiegt sich aber deswegen nicht in Sicherheit und seine Stimmung ist überhaupt aus diesem und anderen Gründen sehr gedrückt. „Mit dem Buchladen und der Druckerey", bemerkt er in einem Schreiben vom 26. April, „ist auch nichts mehr anzufangen, ehe wir des Hohen dirigirenden Senats Meinung diesfalls werden erhalten haben." Das Petersburger Senatskomptoir mischt sich schon bald in die Zeitungsangelegenheiten, denn am 6. Mai berichtet Schumacher, das Komptoir habe ein akkurates Verzeichniß der Avancements versprochen und deshalb vor gut befunden, daß bis dahin in den Zeitungen nichts darüber gemeldet werde. Am 16. Mai schreibt er Stählin: „Nach des Korrektors Barsoffs (Barssows) mit der Expressen an die academie geschickten Rapport, so hat der dirigirende Senat einen Secretaire über dieselbe gesetzt und folglich so dependiren die russischen Setzer und Drucker nicht mehr von der Akademie; wie man mit der teutschen Druckerey halten will, muß man abwarten. Mir ist nun schon alles gleichgültig." Schumacher wagt es indeß, wie wir aus einem Schreiben vom 7. Juni ersehen, die Artikel, welche Stählin aus Moskau schreibt, sofort in die Zeitung zu setzen, „weilen die Herren Petersburger vielleicht noch begieriger sind, als die Moskoviter." „Besonders", fährt er fort, „trägt der Herr Executor im Senatscomptoir ein großes Verlangen darnach. Dann als vor einigen Posttagen die Zeitung nicht sogleich fertig war, so schickte derselbe in die Cantzelley, ließ den Canzellisten Dmitri Timofeoff zu sich kommen und

[1]) Kanzleiarchiv Nr. 787.

[2]) Kanzleiarchiv 83.

[3]) Mat. V, 75, 76.

[4]) Die Korrespondenz zwischen Schumacher und Stählin im Konferenzarchiv Nr. 16.

fragte ihn: „warum ist die Zeitung noch nicht fertig? Als er ihm darauf antwortete, er wüßte es nicht, so sagte Er: „Dich will ich in Cyßen schließen. Du sollt darauf Achtung geben.“ O. E .... (?) Akademie! Ich wollte, daß ich tausend Meilen weit davon entfernt wär.“ Bald kommt auch in der Zensurangelegenheit völlige Klarheit, und zwar infolge eines neuen unangenehm auffallenden Artikels: „Mit der gestrigen Post“, heißt es in einem Brief vom 17. Juni, „haben wir eine Ukase aus dem dirigirenden Senat erhalten, daß wir demselben melden sollen: von wem wir den art. von Moskau, welcher in der Zeitung Nr. 40, die Grusinischen Nonnen betreffend, bekommen haben, und daß wir künfftighin ohne approbation des Senatscomptoirs bey straffe keine Zeitung drucken sollen, Wie Ew. Hochedelgeboren solches aus beygehender Uebersetzung ersehen werden. Da wir nun genöthigt sind Ihnen die Wahrheit zu sagen, als würden Ew. Hochedelgeboren nicht übel thun, wenn sie sich bey dem Herrn Generalprokureur Excell. suchten zu vertheidigen, ehe Sie desfals in den Senat gefordert würden, um aller etwan daraus entstehenden übeln folgung vorzubeugen. Gott sey mit uns, Amen. Was sollen wir doch thun, um dieses fürsten (des Generalprokurators Trubezkoi) zorn von uns abzulehnen, ohne seine Gunst werden wir in dem Senat in unßern academischen angelegenheiten wenig außrichten.“ Hatte sich die Redaktion in der ersten Affäre durch unbedachte Wiedergabe eines bloßen Gerüchts in's Unglück gestürzt, so trug in dem zweiten Falle ein nachlässiger Bericht des Moskauer Korrespondenten — Professor Stählins — die Schuld. Wie wir aus dem vorerwähnten Senatsukas [1]) ersehen, war in einem Moskauer Bericht angeführt worden, die Kaiserin habe am 28. Mai in der Granowitaja Palata den grusinischen und imeretinischen Prinzessinnen Audienz ertheilt, in deren Suite sich unter Anderem auch zwei Nonnen befunden hätten, diese Nonnen waren aber thatsächlich — die Zarin und die Zarewna von Grusien. „Warum ist der Bericht so unrichtig?“ wird in dem Ukas gefragt, und nochmals eingeschärft, daß die Zeitungen nur nach Approbation durch das Senatskomptoir gedruckt werden dürften. Die Anzeige von dem Vergehen des Blattes hatte der Generalprokurator Fürst Nikita Jurjewitsch Trubezkoi — derselbe, der im Prozeß gegen Groß eine solche Rolle spielte — im Senat erstattet, und Schumachers ganzes Bestreben geht nun dahin, diesen einflußreichen Mann zu versöhnen.

„Um den Herrn Generalprokureur zu gewinnen“, schreibt Schumacher an Stählin am 21. Juni, „so deucht mich würde es keinen übeln effekt thun, wann Ew. Hochedelgeboren dergleichen Artikul demselben zuvor weißen würden, dann es scheint, daß verlangt Er.“ Mit der Zensur im Petersburger Senatskomptoir (Trubezkoi ist samt dem Senat selbst mit dem Hofe in Moskau) machte Schumacher schlechte Erfahrungen. Artikel, welche Stählin aus Moskau eingeschickt hat, werden nicht gestattet, weil das Senatskomptoir die betreffenden Nachrichten noch nicht hat. Hierdurch sieht Schumacher, wie er am 24. Juni schreibt, seine Ansicht bestätigt, daß sie vom Generalprokurator vorher genehmigt werden müßten. Da gerade die Moskauer Artikel vielfach offiziös waren, so ergaben sich aus dem Vorgehen des Senats eigenthümliche Konsequenzen. Schumacher bemerkt in seinem Schreiben vom 24. Juni, er wolle abwarten, wie der Hof „solches procedere“ aufnehmen werde. „Dann da der Herr Kammerherr Woronzoff auf Speciellen Befehl J. K. M. befohlen, den Articul von Moscau zu schreiben und selbigen in der St. Petersburgischen Zeitung drucken zu lassen, so kann ich nicht begreiffen, warum man solches verhindert.“ Anfangs hatte

[1]) Mat. V, pag. 257.

Schumacher gehofft, daß sich die Weisung, nichts ohne Erlaubniß des Senats zu drucken, nur auf die russische Zeitung bezöge, nach nicht langer Zeit wird er aber eines Anderen belehrt. „Vermöge des Senats Ukase“, schreibt er am 29. Juli, „können wir die rußische Art. nicht in die teutsche Zeitung setzen, ohne zuvor aus dem Comptoir die Approbation zu haben“, und in einem Briefe vom 26. August heißt es: „obgleich die St. Petersburgische Zeitung teutsch gedruckt wird, so bleibt sie dennoch alle Zeit eine rußische Zeitung und folglich ist sie mit in der Ukase begriffen.“

Mittlerweile hatten sich die Wolken über Schumachers Haupt immer dichter zusammengezogen. Feinde hatte er an der Akademie immer gehabt und auch wohl verdient, ihre Klagen hatten aber unter den Präsidenten, die ihn wegen seiner Tüchtigkeit schätzten, keinen Erfolg gehabt. Jetzt wurden die Angriffe erneut, aber nicht mehr von den alten Gegnern. Ein einziger Ausländer, der Astronom Nicolas de l'Isle, befindet sich unter den Hauptanklägern Schumachers, die übrigen sind Russen — der ehemalige Drechsler Peters des Großen, Andrei Konstantinowitsch Nartow, den der Präsident Baron Korff wegen seiner technischen Fähigkeiten bei der Akademie angestellt hatte, und der Translateur Iwan Gorlizki, ein Mann, den Müller, welcher der Feindseligkeit gegen die Russen ganz gewiß nicht beschuldigt werden kann, folgendermaßen attestirt hat: „er war seiner wunderlichen einbildung halber zum übersetzen eben so untüchtig, als zum lehren, wuste sich aber gönner zu machen, um derentwillen er wieder in dienste genommen wurde, wenn man sich seiner schon entledigt hatte.“ [1]) Die übrigen Kläger sind kleine Beamten. Der berühmte Lomonossow, der eben erst Adjunkt geworden war, stand auf Seiten der Gegner Schumachers. Andere Russen, die Adjunkten Adadurow, Teplow und der Dichter Tredjakowski betheiligten sich nicht an der Campagne, und die nationalistische Basis, welche dem Prozeß verliehen wurde, ist unbedingt erkünstelt. Der Beginn der Regierung der Kaiserin Elisabeth brachte eine Steigerung des russischen Nationalgefühls, die durchaus begreiflich war, aber auch am unrechten Platze zum Vorschein kam. Von irgend einer Feindschaft Schumachers gegen die Russen können wir nirgends etwas bemerken, und wenn auch de l'Isle damals erklärte, Schumacher habe junge deutsche Gelehrte an die Akademie gezogen, die russischen aber fern gehalten, [2]) so fehlt doch der Beweis für eine solche Parteilichkeit dieses Mannes. Bei seinem ständigen Bestreben, nach oben hin keinen Anstoß zu erregen, ist sie sogar von vorn herein höchst unwahrscheinlich, und wenn wir daran denken, wie sehr mit geringen Ausnahmen alle deutschen Akademiker unter seiner Rücksichtslosigkeit und Eigenmächtigkeit zu leiden hatten, so werden wir gestehen müssen, daß von irgend einem deutschen Chauvinismus bei ihm wahrlich nicht die Rede sein konnte. Auf Gorlizkis Anklage, er habe Russland gegenüber eine „offenbare zähnefletschende Feindschaft an den Tag gelegt“ (явное Шумахера на Россію скрежетаніе), konnte er daher wohl mit gutem Gewissen die Antwort geben, dem sei nicht so gewesen. Den wilden Deutschenhaß Gorlizkis ersehen wir aus seinem Briefe an Nartow vom 14. September 1742 [3]). „Was uns betrifft“ schreibt er, „so sind wir durch Gottes Segen bisher gesund und warten darauf, durch Ihre Bemühungen der Gnade Gottes unter Vermittelung Seiner Gesalbten theilhaftig zu werden, die Apostaten aber (супостаты — so nennt er die Deutschen) durch die Fürbitte der Hochheiligen Mutter Gottes und aller Heiligen unter die Füße der russischen treuen Knechte und Söhne zu bringen.

[1]) Mat. VI, 102.

[2]) Pekarski a. a. O. I, 135.

[3]) Pekarski a. a. O., I, 35,

Das gebe Gott." Der Haß Gorlitzkis wird verständlich, wenn man weiß, daß er sich für eine verkannte wissenschaftliche Kraft hielt. Schon 1733 hatte er es durchgesetzt, daß der Senat den Befehl ertheilte, ihn in den Wissenschaften zu prüfen, doch war er von dem Examen freiwillig zurückgetreten.[1])

Weit bedenklicher waren die anderen Anklagen, die gegen Schumacher gerichtet wurden und auf eine Antastung akademischer Gelder hinausliefen, denn daß er mindestens sehr eigenmächtig mit den akademischen Mitteln — die übrigens sehr knapp waren — umsprang, unterliegt keinem Zweifel. Ebenso unstreitig ist es, daß er sich de l'Isle und Nartow gegenüber offenbarer Gehässigkeit schuldig gemacht hatte.

Schumacher sah den Sturm kommen und scheint sich nicht vor ihm gefürchtet zu haben. In seinem Briefe vom 29. Juli schreibt er Stählin: „des Herrn Samjatins[2]) conduite ist mir gar wohl bekannt, imgleichen des Herrn de l'Isle sowie als des Raths Nartoffs in den dirigirenden Senat gethane Vorstellungen. Ich warte mit verlangen, biß die sache an mich kommen wird, alsdann werde dieser Leuthe Böse absichten und calumnien zu entdecken wißen. Beyde sind Betrüger und Narren, vor das passiren sie bey denen, mit welchen sie umgegangen." Und am 26. August: „Herr Rath Nartoff ist auf des Senats-Comptoir Paß nach Moscau gegangen, ohne zweiffel des de l'Isle eingegebene Puncten und auch seine eigene calumnien valirend zu machen. Ich kehre mich nicht daran, denn ich hab ein reins gewißen. Der größte biß zum Kleinen außer etlichen Lumpen werden zeuchnüß geben, daß Beyder absichten lediglich dahin gehen, die Academie zu ruiniren und von diesem ruin zu profitiren." Nartow und de l'Isle hatten trotzdem Erfolg: auf Allerhöchsten Befehl wurde eine Untersuchungskommission, bestehend aus dem Präsidenten des Admiralitätskollegiums Grafen Golowin, dem Vizepräsidenten des Kriegskollegiums und Oberkommandanten von St. Petersburg Generallieutnant Ignatjew und dem Präsidenten des Kommerzkollegiums Fürsten Jussupow niedergesetzt, die am 7. Oktober Schumacher vom Amte suspendirte und mit Hausarrest belegte und Nartow mit der Leitung der Akademie betraute. Es begann eine schwere Zeit für die Akademie: Nartow ging gegen die Konferenz der Akademiker noch eigenmächtiger vor, als Schumacher, und stand wissenschaftlich noch erheblich niedriger, als dieser. Zu seinen ersten Handlungen gehörte die Versiegelung des Konferenzarchivs, die den Akademikern zu den bittersten Klagen Anlaß gab, und dieselbe Versiegelungspolitik scheint er anfangs der Zeitung gegenüber beobachtet zu haben. Jedenfalls muß Taubert, um seinen Pflichten als Redakteur nachkommen zu können, ein Zimmer (augenscheinlich das Redaktionszimmer) entsiegeln.[3]) Dieses wurde dann zum Vorwande einer Anklage gemacht: es ward ihm vorgeworfen, aus diesem Zimmer Briefe in seine eigene Kammer gebracht zu haben und er wurde am 30. Oktober 1742 seines Amtes enthoben.[4])

Schumachers Geschick war nicht lange zweifelhaft. Vor der Untersuchungskommission gab er allerdings zu, daß er Franzbranntwein, welcher der Akademie ge-

[1]) Procès verbaux I, 65. Praelectum fuit mandatum supremi Senatus, allatum a Cl. Schumachero, ut Dominus Horletzky interpres Academiae a Professoribus examinetur in juris prudentia, mathesi et philosophia; quod vero examen ipse Dominus Horlezky, qui praesens erat, recusavit.

[2]) Samjatin war Sekretär des Senats.

[3]) Мат. V, 469.

[4]) Мат. V, 405.

hörte, auch in seinem eigenen Hauswesen verwandt habe, sonst aber konnte er sich vollständig reinigen, am 28. Dezember ward er aus dem Arrest befreit, und am 12. März 1743 erfolgte das Urtheil,[1]) welches über einzelne seiner Ankläger (auch Gorlizki) das Todesurtheil verhängte, das allerdings sofort in Ruthenstrafe und Deportation nach Orenburg verwandelt und von der Kaiserin ganz außer Kraft gesetzt wurde. De l'Isle soll seinen Abschied erhalten, Nartow die Akademie nicht mehr verwalten. Schumacher wird eine Pön von ca. 100 Rub. dictirt, weil er den Franzbranntwein zu eigenen Bedürfnissen verwandt, gleichzeitig wird aber ihm die Beförderung zum Staatsrath, Taubert die zum Assessor (d. h. Kollegienassessor) in Aussicht gestellt. Am 5. Dezember 1743 wird er in sein früheres Amt wieder eingesetzt. Dem Anscheine nach kehrt Alles in's alte Geleise zurück, thatsächlich bildet aber der Prozeß gegen Schumacher einen Abschnitt in der Geschichte der Akademie und ebenso auch in der Geschichte der Zeitung. Schumachers Sturz machte dem Erscheinen der „Anmerckungen", dieser werthvollen Ergänzung der Zeitung, ein Ende. „Endlich", schreibt Johann Gotthilf Stritter, der Fortsetzer Müllers,[2]) „muß ich noch erwähnen, daß dieser band der anmerckungen mit dem 89-stücke vom 21. Oktober beschlossen wird, und auf denselben keiner gefolgt ist. Denn da die ganze sache bloß ein privatunternehmen des herrn Schumacher war, so hörte sie auf, als derselbe, um diese zeit in diejenigen verdrießlichkeiten gerieth, welche ihn einige monate lang seiner freiheit beraubten." Nartow hat allerdings im April 1743 an die Konferenz die Frage gerichtet, warum die „Anmerckungen" nicht mehr erschienen seien, aber die Antwort erhalten, er wüßte es ja selbst am besten, denn er habe nicht einmal diejenigen Anmerkungen, welche Schumacher bereits für die Presse bestimmt, in den Druck gegeben, und sei auch nicht nach dem Beispiele jenes bemüht gewesen, solche Anmerkungen zu verschaffen. Die Professoren seien nicht verpflichtet, dafür zu sorgen, daß sie stets bereit wären, Schumacher sei es gewesen, der die Anmerkungen, welche er mit den Zeitungen veröffentlichen wollte, teils von einigen Mitgliedern der Akademie, teils von Fremden, die dergleichen verfertigen wollten, gesammelt habe.[3]) Dabei blieb es, und auch als Schumacher später wieder zur Macht gelangte, ist diese erste und wichtigste Beilage des Blattes nicht mehr erschienen. Seine Arbeitskraft war freilich nicht gebrochen, sein Eifer aber muß eine bedeutende Minderung erfahren haben und seine unumschränkte Herrschaft dauerte überhaupt nicht mehr lange.

Hier können wir in der Schilderung des Milieus, in dem die Zeitung entstand, füglich einen Abschnitt machen, und uns einigen anderen Fragen zuwenden.

* * *

---

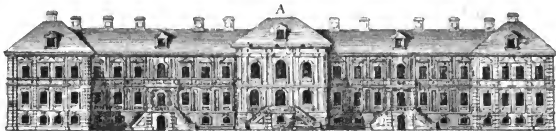
[1]) Mat. V, 561, ff.

[2]) Mat. VI, 558.

[3]) Procès verbaux I, 736; Mat. VI, 605.



Aufriß von der Kaiserlichen Bibliothek und Kunstkammer gegen Morgen (eigentlich gegen Südosten). Der Brand von 1747 hat bedeutende Veränderungen der Façade des Gebäudes veranlaßt, die innere Einrichtung ist im Wesentlichen die alte geblieben. Die Fenster des Uebersetzerzimmers, welches sich im rechten Flügel der Beletage befand, lagen nach Nordwesten.



Aufriß von der Akademie der Wissenschaften gegen Morgen. In diesem jetzt nicht mehr existirenden Gebäude, dem Palais der Zarin Praskowja Feodorowna, befand sich die akademische Druckerei. Sie nahm fast die ganze linke Hälfte des Hochparterres ein.
(Beide Abbildungen sind dem Werke „Gebäude der Kays. Acad. d. Wiss." entnommen.)

Als sich die Akademie an die Herausgabe der deutschen St. Petersburger Zeitung machte, da stand sie gerade im Begriff, ihr erstes Haus, das ehemalige Schafirowsche, welches sich auf der Petersburger Seite, in der Gegend des Gagarin-Bujans, befand, zu verlassen und ihr neues Heim auf Wassili Ostrow zu beziehen — das Gebäude der Bibliothek und Kunstkammer, das auch heute noch die Bibliothek der Akademie birgt, und das nebenan stehende Haus der Zarin Praskowja Feodorowna,[1]) das im 19. Jahrhundert dem Finanzministerium abgetreten wurde (dieses ließ das alte Gebäude niederreißen und ein neues errichten, welches in unseren Tagen,

[1]) Gemahlin des Zaren Joanns V. Sie starb am 13. Oktober 1723, während ihr Haus noch nicht vollendet war. Vrgl. Pekarski a. a. O. I, XXXII ff. Georgis Angabe (Versuch einer Beschreibung der Russisch Kayserlichen Residenzstadt St. Petersburg, pag. 109), nach welcher das mittlere akademische Gebäude, d. h. die jetzige Bibliothek, das Haus der Zarin Praskowja Feodorowna sei, beruht auf einem Irrthum. In Müllers Geschichte der Akademie (Mat. VI, 114) heißt es von dem Palais der Zarin: „Dieses ist das haus, welches nebst dem für die kais. bibliothek und Kunstkammer erbauten hause, die academie auf Wassili Ostrow auszumachen bestimmt war." Eine Ueberführung der Bibliothek in das Nachbarhaus hat nicht stattgefunden.

seit der Ueberführung des Zoologischen Museums, wieder theilweise zu akademischen Zwecken verwandt wird). Am 20. Januar 1727 wird anbefohlen, die Bibliothek und Kunstkammer nach Wassili Ostrow überzuführen. Wo sich in dem ersten Jahre die Redaktion des Blattes befunden hat, wissen wir nicht. Groß scheint die Zeitung, wie aus seinem Briefe vom 15. April 1727 hervorgeht,[1] außerhalb der Akademie abgefaßt zu haben, später aber war die Redaktion in der Akademie selbst. Müller, Cramer und Taubert wohnten in der Akademie, und Stählin wird es am 28. Sept. 1735 direkt anbefohlen, sich wegen der Abfassung des Blattes „posttäglich, Montags und Donnerstags", in der „Zeitungsexpedition" einzufinden. Hierbei hat man nicht an den heutigen Begriff der „Expedition" zu denken: die Auslieferung der Zeitungsnummern erfolgte im akademischen Buchladen, in der „Zeitungsexpedition" aber wurde das Blatt verfaßt, übersetzt und korrigirt. Der Buchladen und die Typographie nahmen im Hause der Zarin Praskowja die westliche Hälfte des unteren Stockwerkes ein, die Zeitungsexpedition befand sich im Bibliotheksgebäude. In dem bereits erwähnten Buche Schumachers „Gebäude der Kayserl. Akademie der Wissenschaften," welches eine ganze Reihe von Abbildungen, Rissen und Querschnitten der beiden Häuser enthält, ist die Zeitungsexpedition als solche nicht angegeben, sie ist aber, wie sich wohl nicht bezweifeln läßt, in der „Versammlungs-Stube für die Russischen Uebersetzer" zu suchen, die auf Tafel V in Schumachers Werke verzeichnet ist und sich in der östlichen Hälfte des zweiten Stockes des Bibliotheks-Gebäudes befand — dort, wo heute das Lesezimmer der II. Abtheilung der Bibliothek eingerichtet ist. Ebendort — durch keine Wand vom Uebersetzerzimmer getrennt — war ein Theil der Kanzellei untergebracht und dicht nebenbei war des „Bibliothecarii Stube" (heute werden in diesem Zimmer die Bücher ausgegeben). Daß sich die Zeitungsexpedition in der Uebersetzerstube befand, geht aus mehreren Akten hervor: die Beschreibung, welche die Denunzianten Tauberts im Jahre 1742 von dem Zimmer machen, welches er angeblich zur Entwendung von Papieren erbrach und in das er nach seiner eigenen Aussage nur kam, um die Zeitung fertig zu machen, paßt auf die „Versammlungsstube der russischen Uebersetzer,"[2] Taubert ist im Jahre 1745 „die Zeitungsexpedition mit den Uebersetzern" unterstellt,[3] in der Instruktion der Zeitungsexpedition vom Jahre 1748 wird dem Verfasser der Zeitungen ebensowohl, wie den Uebersetzern zur Pflicht gemacht, an den „Zeitungstagen" in der genannten Expedition zu erscheinen, und ähnliche Belege finden sich in späterer Zeit. Es lag ja auch nahe, die Redaktion der Zeitungen in unmittelbarer Nähe der Bibliothek und der Kanzellei unterzubringen und der große Einfluß, den der Bibliothekar und Kanzleidirektor Schumacher auf die Zeitungen ausgeübt hat, wird uns hierdurch erst recht verständlich.

Der Druck des Blattes hatte, wie wir wissen, vom Januar bis in den Oktober 1727 in der St. Petersburger Typographie Awramows stattgefunden, die auf der Petersburger Seite an dem Troizki Platze, rechts von der zur Festung führenden Brücke, in einem kleinen Lehmhause gelegen war, dessen Grundstein nach Bogdanows topographischer Beschreibung Petersburgs von Peter dem Großen selbst gelegt worden war. Im Oktober dieses Jahres hat man dann angefangen, die Zeitung in der

[1]) siehe oben.
[2]) Мат. V, pag. 469.
[3]) Мат. VII, 586. — Kanzleiarchiv 83.

eigenen Typographie der Akademie zu drucken, die schon seit dem Sommer funktionierte, wenn sie auch noch wenig Lettern besaß. Müller berichtet, daß die Druckerei am Ende des Jahres 1727 noch so wenig deutsche Lettern hatte, daß sie den am 25. November in der Zeitung angekündigten Kalender für das Jahr 1728 mit lateinischen Lettern druckte: die deutschen hätten kaum für die Zeitung genügt [1]). Mangel an Vorsorglichkeit trug nicht die Schuld daran: Schon am 19. Januar 1726 richtet Professor Bülfinger an den Typographen Imhoff in Tübingen die Anfrage, ob er nicht Faktor der akademischen Buchhandlung und Druckerei werden wolle, und bittet ihn zugleich, darüber Auskunft zu geben, wieviel zur Einrichtung einer deutschen Druckerei nötig sei, und dieser antwortet in einem längeren Schreiben. Einige Angaben über die damaligen Erfordernisse einer Druckerei wollen wir hier aufführen. Imhoffs Anstellung zerschlug sich, einen „kurtzen Begriff waß zu einer Teutschen Druckerey und zur Presse nöthig ist", hat er aber eingeschickt [2]). Nach seiner Ansicht waren „außer den Titul-Schriften, welche nicht nach dem Zentner gegossen werden," zur Einrichtung einer Druckerei noch nothwendig: „1 Zentner grobe Canon, 1 Zentner kleine Canon, 1 ½ Zentner Doppel Mittel oder Roman, ½ Zentner Schwabacher hierzu, 2 Zentner Text, ½ Zentner dito Schwabacher, 3 Zentner Tertia, ½ Zentner dito Schwabacher, 4 Zentner Mittel, 1 Zentner dito Schwabacher, 6 Zentner Cicero, 1 ½ dito Schwabacher, 4 Zentner Garamond, [3]) 1 Zentner dito Schwabacher, 2 Zentner Petit." „Die übrigen schrifften", fügt Imhoff hinzu, „seynd zu klein und werden nirgend gebraucht." Die Druckerei hat ihr Material von verschiedenen Stellen bezogen, so aus Amsterdam, wohin schon laut einer Ordre vom 15. März 1726 durch die Petersburger Kaufleute Arpsen und Rolfin zum Ankauf von physikalischen Instrumenten, Büchern und typographischen Materialien 1000 Rubel geschickt werden sollen [4]), aus Lübeck, von wo im Juli 1727 Lettern ankommen, von der Petersburger Typographie, die im Oktober 1727 einging, und deren Druckapparate und Lettern sie erbte. Außerdem hatte sie schon 1727 einen eigenen Schriftgießer, den Holländer Willem Cupi, der sich bereits seit längerer Zeit in Russland aufhielt. — Das **Papier** hat die Akademie schon der Petersburger Typographie zum Druck der deutschen St. Petersburger Zeitung gestellt. Sie bezog es theilweise aus dem Auslande, obgleich sie eigentlich gleich allen russischen Institutionen zum Gebrauch inländischen Fabrikats verpflichtet war. Das gewöhnliche Zeitungspapier war wohl einheimischer Produktion, zu den Schriften der Akademie wurde aber sehr verschiedenes Papier verwandt. Schon 1730 werden z. B. 6 Exemplare der Zeitung auf Postpapier gedruckt. In einem Briefe an Müller verlangt Schumacher am 18. März 1730 im Namen des Herrn von Brevern (wohl des späteren Präsidenten der Akademie), „einige Gazetten vor unßere auswärtige gesandten auf postpapier, soviel als der Post-Director davon verlangen werde." 1731 wird, wie Schumacher am 4. Januar dem bekannten Hofmanne Tatischtschew meldet, der Printzessin von Mecklenburg (der späteren Regentin Anna Leopoldowna) ein Exemplar auf Postpapier zugeschickt. Tatischtschews Exemplar war auf Schreibpapier gedruckt, damit er sich, „im fall der Noth etwas darauf annotiren könne [5])."

---

[1]) Mar. VI, 14.
[2]) Konferenzarchiv 3.
[3]) Korpus.
[4]) Kanzleiarchiv 417.
[5]) Konferenzarchiv 16.

Die Einrichtung der Druckerei ist durch den ersten „Faktor" der Druckerei, Martin Brückner, geschehen, der 1727 aus Frankfurt an der Oder verschrieben wurde. Im Oktober ist er wohl mit der Einrichtung fertig geworden, denn am 17. dieses Monats berichtet er darüber,[1]) was er „noch nothdürfftig zur Druckerey außgegeben", darunter „20. Juli ein alt Oxhöfft gekauft = 30 kop., 21. dito ein Pfund bott Asche = 20 kop., ferner ein Hundert bollen Nägel für 4 kop., 13 Pfund licht das Pfund zu 5 kopeken u. s. w. Die Gage des Druckereipersonals wurde jedoch schon seit dem 1. Juni gezahlt[2]) und man kann daher die Gründung der akademischen Druckerei getrost auf dieses Datum setzen. Ihr Probestück, den Druck von Beckensteins deutschem Geburtstagsgedicht an die Großfürstin Natalia Alexejewna, welches wir bereits erwähnt haben, lieferte sie zum 12. Juli 1727. Das Personal der Druckerei bestand zunächst nur aus vier Deutschen: jenem Brückner, der früher 6 Jahre lang der Berliner Hofdruckerei vorgestanden hatte,[3]) dem Setzer Vulpius, dem Drucker Förster und dem Aufträger[4]) Johann Friedrich Rose aus Alt-Stettin, der mit Brückner aus Frankfurt an der Oder gekommen war. Nach der Aufhebung der Petersburger Typographie gelangte deren Personal in die akademische Druckerei, in der nun zwei Abtheilungen, eine deutsche und eine russische, entstanden. Auch die Zahl der deutschen Setzer und Drucker war vermehrt: 1730 gab es außer Brückner in der deutschen Typographie noch vier Setzer und drei Drucker. Als Aufträger fungirten zwei Russen. — Die deutschen Setzer und Drucker standen sich damals verhältnißmäßig gut: Brückner erhielt 300 Rub. jährlich, (ebensoviel wie die Adjunkten Euler und Müller), während das Gehalt der übrigen zwischen 72 — 168 Rub. schwankte. Aus Sparsamkeitsgründen wurde jedoch 1730 eine Reduktion des Bestandes vorgenommen: Brückner ward nebst einem Setzer und einem Drucker entlassen (Müller motivirt die Entlassung Brückners mit dem Umstande, daß seine Frau Schumacher unangenehme Wahrheiten gesagt habe) und der Posten eines Faktors blieb zunächst unbesetzt. 1732 wurde der Setzer Johann Friedrich Keewitz den Anderen übergeordnet und gleichzeitig erhielt die Druckerei eine Instruktion, in der es unter anderem hieß, die Setzer und Drucker müßten es sich an den Posttagen, an denen die „gazetten und anmerkungen" gedruckt würden, nicht verdrießen lassen, auch über die festgesetzte Zeit (im Sommer von 5 Uhr morgens bis 12 Uhr mittags und von 2 Uhr nachmittags bis 7 Uhr abends, im Winter erst von 6 Uhr morgens) zu arbeiten. Ebenso wurde reglementirt, wie viel das Personal in der Woche zu leisten hatte: ein Setzer mußte je nach der Schriftart (Sekunda, Mittel, Cicero oder Korpus) 4, 3, 2, oder 1 1/2 Bogen wöchentlich fertig stellen. Eine von zwei Druckern bediente gute Presse hatte täglich 2000 Bogen, oder wöchentlich 12,000 Bogen zu liefern. Die Aufsicht über die Druckerei führten anfangs Mitglieder der gelehrten akademischen Körperschaft (Müller und Cramer), 1737 aber wird der bereits genannte Johann Friedrich Rose, der schon 1734 nicht mehr Drucker, sondern Setzer war, stellvertretender Aufseher der Druckerei.[5]) Im Jahre 1740 befinden sich sich schon viele Russen im Bestande der deutschen Druckerei. An der deutschen Zeitung setzen Nikolai und Iwan Akimow und Iwan Simanow, die deutschen An-

[1]) Kanzleiarchiv 3.

[2]) Kanzleiarchiv 3.

[3]) Mat. II, 740.

[4]) Jüngerer Drucker, der nur die Farbe auftrug.

[5]) Mat I, 651, 654; II, 113 ff.

merkungen setzt Artemi Astafjew [1]). Die Verhältnisse in der Druckerei müssen nicht sehr erquicklich gewesen sein. Rose bittet mehrfach darum, wieder zum einfachen Setzer gemacht zu werden, wird aber nicht erhört. 1742, also in demselben Jahre, in dem Schumacher der Prozeß gemacht wurde, kommt es sogar zu einer Schlägerei zwischen den Russen und den Deutschen. Schon in einer Eingabe vom 6. Juni erklärt Rose, daß die russischen Setzer nicht nur mit unanständigen Worten schimpften, sondern sich auch erdreisteten, ihn, ihren Inspektor, zu schlagen.[2]). Am 14. Dezember, also zu einer Zeit, wo Schumacher arretirt war und Nartow in der Kanzlei herrschte, hatte Rose Grund, auf diese Affaire zurückzukommen und sie ausführlich zu schildern. Er schreibt[3]): „Wie der hiesige ausländische Setzer Immig einem lehrburschen den 5. jan. 1742 befahl, die schrifften in die kasten zu legen, so verboth der damalige lehrbursch und jetzige Untermeister Michael Jacobleff jenem solches nicht zu thun dahero dann zwischen ihnen ein wort-wechsel entstund, und da ich zu ihnen kam, vernahm, daß sie sich gedachter ursache wegen zanckten, so befahl ich gedachten lehrburschen Jacobleff sich um seine sachen zu bekümmern und mir in mein ampt keinen eingrief zu thun, allein er grief mich nach der kehle, und weil seine cameraden ihm zu hülff kamen, so tractirten sie ihren inspecteur mit rippenstößen. Ich rief meine ausländischen cameraden zur assistence, allein jene trieben den uns auseinander reißen wollenden setzer Immig par force weg, und dem deswegen nach der cantzeley gelauffenen und die wach anhero zu hülff ruffenden setzer Fuchs wollten die soldaten weder gehorchen noch folgen." Rose beklagt sich ferner — und das ist augenscheinlich der Hauptgrund seiner jetzigen Eingabe — auch darüber, daß die Kanzlei diesen selben Michael Jacowlew und einen andern russischen Setzer ihm, dem altgedienten Manne, vorgezogen habe. In einer Instruction, die der Druckerei am 5. Dezember zuging, war festgesetzt, daß die Untermeister Jakowlew und Kokscharow sammt dem Setzer Rose die Inspektion haben sollten. Rose weiß nicht, „wie man sich darein schicken soll, weil man die pferde hinter den wagen spanne und wieder die usance aller europäischen Druckereyen die untermeister dem inspecteur oder meister vorziehet." Sein wiederholtes Entlassungsgesuch wird im Mai 1743 angenommen, aber in sehr wenig gnädigen Worten und es wird ihm sogar auf Grund einer Denunciation, die sich später als völlig grundlos erwies (er sollte 100 Exemplare eines russischen Buches verbrannt haben!), der Prozeß gemacht. Immig, Jakowlew und Kokscharow werden mit der Inspektion betraut[4]).

Ueber die Art, wie die Zeitung in die Hände des Publikums gelangte, erhalten wir durch ein „Avertissement" in der Nr. 1 des Jahrganges 1728 einigen Aufschluß. „Die Zeitungen", heißt es hier, „werden künfftig zweymal die Woche, nemlich des Dienstags und Freytags auf dem Post-Hauß und in der neuen Bibliothec ausgegeben. Welche Lust haben zu subscribiren und die Helffte dafür prenumeriren, denen wird man sie ordentlich zu schicken." Bei diesen Bestimmungen ist es allerdings nicht lange geblieben. Schon im selben Monat beginnt die Zeitung statt am Freitage am Sonnabend zu erscheinen (in dieser Beziehung tritt ziemlich häufig ein Wechsel ein: in einigen Jahren erscheint das Blatt am Dienstag und Freitag, in anderen am Montag und Donnerstag) und die Expedition der Zeitung (im jetzigen Sinne)

[1]) Kanzleiarchiv, 1233.

[2]) Мат. V, 254.

[3]) Мат. V, 454.

[4]) Мат. V, 704.

wurde aus der Bibliothek in den akademischen Buchladen verlegt, der im November 1728 fertig eingerichtet war und sich durch seine Lage (im Palais der Zarin Praskowja, dicht neben der Druckerei) sehr dazu eignete. In den Rechnungsbüchern des Buchladens, von denen mehrere erhalten sind, wird auch über die Einnahmen von den Zeitungen berichtet, und aus den Berichten des Setzers Keewitz wissen wir, daß die Zeitungen aus der Druckerei direkt in den Buchladen geliefert wurden. Inwieweit man dem Versprechen, die Zeitungen den Pränumeranden ordentlich zuzuschicken, nachgekommen ist, läßt sich nicht beurtheilen. Belege dafür sind nicht vorhanden und von der Einrichtung eines regelmäßigen Botendienstes für die Stadtabonnenten erfahren wir erst viel später. Abonnementsbücher bestanden seit 1728 [1]). Die auswärtigen Abonnenten bezogen ihre Zeitungen durch die St. Petersburger Postdirektion, mit der sich die Akademie später verrechnete. In Moskau besaß die Akademie schon 1729 einen Kommissionär, der ihre Editionen und darunter auch die Zeitungen vertrieb — den Kaffeehaus-Inhaber Wassili Kiprianow, über den sich Groß ziemlich bitter beklagte [2]). Auch der Einzelnummerverkauf ist jedenfalls schon in dieser Zeit organisirt. Im Januar 1728 werden russische und deutsche Kalender und russische Zeitungen in die Bude des „Synodal-Commandos" im Gostinny-Dwor zum Verkaufe geschickt und in ähnlicher Weise ist sicher auch die deutsche St. Petersburger Zeitung bereits in dieser Periode abgesetzt worden; eine derartige Verkaufsstelle scheint z. B. das Posthaus gewesen zu sein. Eine Nummer von einem halben Bogen kostete zwei Kopeken, eine von dreiviertel und einem ganzen Bogen drei und vier Kopeken [3]). Der Abonnementspreis für's ganze Jahr betrug 1728 vier Rubel. Zwei Rubel mußten gleich bei der Pränumeration entrichtet werden, der Rest wurde bis zum Schluß des Jahres gestundet [4]). Als man zum Schluß des Jahres 1728 die Herausgabe der deutschen „Anmerckungen" beschloß, da änderte man auch den Abonnementspreis der Zeitungen. In einem Avertissement vom 21. Dezember wird nach Ankündigung des Erscheinens der Anmerckungen erklärt: „Der Preis ist das Jahr 3 Rubel so wie auch künfftig vor die Zeitungen, wenn jemand auf eines von beyden alleine subscribiret: Wer aber beyde zusammen nimmt bezahlet in allem nur 5 Rubel."

Die Auflage des Blattes war, nach den heutigen Verhältnissen, herzlich klein, und die Zahl der Abonnenten noch geringer. Im Jahre 1727 wurde das Blatt bis zum Oktober in 500 Exemplaren gedruckt, je zwei der Nummern erschienen in 1000 Exemplaren [5]) (augenscheinlich diejenigen, in denen die Thronbesteigung Peters II. und seine Gnadenerlasse mitgeteilt wurden). Die Norm 500 wird wohl bis zum Schluß des Jahres beibehalten worden sein, ob aber auch alle Exemplare verkauft wurden, ist unbekannt. Für das Jahr 1728 fehlen uns die Daten über die Auflage, bekannt ist für uns für 1729 und 1730. 1729 wurden 50 Exemplare auf Konzeptpapier, 250 auf „klein Druckpapier" gedruckt, 1730 kamen noch 6 Exemplare

[1]) Mat. I, 353.

[2]) Kanzleiarchiv 17.

[3]) Mat. I, 371.

[4]) Mat. I, 353.

[5]) Kanzleiarchiv 3. Awramow stellte der Akademie für die bis zum Oktober erschienenen 41 Nummern eine Rechnung von 537½ Rbl. auf (2½ Kop. pro Exemplar), doch verweigerte die Akademie eine so hohe Zahlung, da sie das Papier (Schreibpapier) selbst gestellt hatte.

auf Postpapier hinzu[1]), aber diese Exemplare sind nicht alle abgesetzt worden. In dem Abschluß für 1729 heißt es:[2]) „zu jeder Post gedruckt 300 Exemplare. Unentgeltlich abgegeben 12[3]), verkauft laut Rechnung (diese Rechnung fehlt) 116 Exemplare.“ Auch wenn wir annehmen, daß hier diejenigen Abonnenten, welche den Abonnementspreis nicht entrichtet hatten, nicht mitgerechnet sind (es waren ihrer über 90), so bleibt doch noch ein Rest von 77 Exemplaren, also einem Viertel der Gesammtauflage. Noch schlechtern Absatz hatte in diesem Jahre die russische Zeitung, die vorsichtshalber nur in 250 Exemplaren gedruckt worden war. 98 Exemplare fanden zahlende Abnehmer, 12 wurden unentgeltlich vertheilt. Allerdings war die Zeit sehr ungünstig: der Hof befand sich in Moskau und mit ihm waren die Vornehmen und ein großer Theil der Intelligenz davongezogen. Einzelne Abonnenten sind bei der Wiedergabe der Korrespondenz Schumachers genannt worden, andere lernen wir aus dem Verzeichniß der rückständigen Zahler kennen. Im Jahre 1728 waren der Adjunkt Magister Weitbrecht, die Grafen Skawronski und der junge Velten den Betrag für beide Zeitungen schuldig geblieben, im Jahre 1729 hatten die Kapitäne Wilde und Lampe, Pastor Schattner[4]), die Makler Sutthof und Paul Tametz, der junge Velten, die Herren Thomson, Blankenhagen, Pelloutier, Meks, Christian Rauch und einige Andere einen Theil der Zahlung für die deutschen Zeitungen und Anmerkungen nicht geleistet. Außerdem schuldete die Petersburger Postdirektion einen Theil des Betrages für 80 Exemplare. Da die Zeitung nach Moskau direkt geschickt wurde, so werden diese 80 Exemplare wohl zum größten Theil in die baltischen Provinzen gegangen sein. Die Namen der baltischen Abonnenten kennen wir leider nicht.

Auch 1733, wo sich der Hof schon seit einem Jahre wieder in Petersburg befand, scheint es mit dem Abonnement noch nicht viel besser gestanden zu haben. Die Anzahl der gedruckten Exemplare läßt sich allerdings für dieses Jahr nicht nachweisen, doch wissen wir aus den Rapporten des Setzers Keewitz[5]), daß in einer Woche zu den russischen und deutschen Zeitungen und Anmerkungen 860 Bogen ordinären Papiers und 80 Bogen Postpapier verbraucht wurden, und da die Blätter zweimal wöchentlich erschienen und sowohl die Zeitungen als die Anmerkungen je ½ Bogen stark waren, so ergiebt sich eine durchschnittliche Auflage von 235 Exemplaren. Die Administration der Zeitungen oder, was dasselbe ist, der Kanzleichef Schumacher, that allerdings für die Verbreitung des Blattes alles Mögliche — es wurde unter Anderem darum gebeten, daß alle Kollegien und Kanzleien und speziell auch die Behörden der eroberten Provinzen verpflichtet würden, auf die Zeitungen zu abonniren[6]) — der Erfolg war aber gering und der Reingewinn, den die Zeitungen in den ersten Jahren ihres Bestehens abwarfen, muß ziemlich unbedeutend gewesen sein: im Jahre 1728 betrug er nur 142 Rbl. 87 Kopeken[7]). Später werden die

[1]) Kanzleiarchiv 455.

[2]) Kanzleiarchiv 1028.

[3]) Die Akademiker erhielten noch keine Freiexemplare. Der Beschluß, daß jeder Professor ein Exemplar der gedruckten Petersburgischen Zeitungen und Anmerkungen unentgeltlich erhalten solle, wurde erst am 7. Februar 1735 gefaßt. Procès verbaux. I, 151.

[4]) Pastor zu St. Annen.

[5]) Kanzleiarchiv 426.

[6]) Mat. I. 353; II, 16.

[7]) Kanzleiarchiv 1028.

Annoncen ein wenig aufgeholfen haben, doch nimmt ihre Zahl recht langsam zu. Im Jahre 1728 gehen die Avertissements noch ausschließlich von der Akademie aus, bringen also nichts ein[1]). Der Jahrgang 1729 weist schon einige wenige staatliche und private Bekanntmachungen auf, ebenso sporadisch erscheinen sie in den nächstfolgenden Jahren und erst 1733 sind sie etwas häufiger; 1735 kommen bereits fünf Annoncen in einer Nummer vor. Zwei Jahre später trifft es sich schon, daß sie 1⅓ Seiten ausmachen. Erheblich viel mehr Annoncen, als die „St. Petersburger Ztg.", haben die „Pet. Wed." und hierdurch werden die Einnahmen von den Zeitungen ganz beträchtlich erhöht worden sein. Wieviel in dieser Zeit für die Annoncen gezahlt worden ist, hat sich nicht feststellen lassen. Aufgegeben wurden die Annoncen in der Kanzlei, über die staatlichen Bekanntmachungen wird Buch geführt und bei allen Annoncen findet sich ein Vermerk von Schumachers Hand „In die Ruß. und teutsche Donnerstag-Zeitung. Schumacher" oder dem ähnlich. 1737, 1738 und 1739 schreibt Schumacher deutsch, 1744 bereits russisch.

Das typographische Bild der „St. Petersburger Ztg." jener Tage ist von dem jetzigen sehr verschieden, ja selbst der Name des Blattes ist mit dem heutigen nicht völlig gleichlautend. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts (17. Mai 1752) heißt das Blatt „St. Petersburgische Zeitung" und der Redakteur C. F. Meyer war es, der dem Blatte bei seinem Amtsantritt den jetzigen Namen verlieh. Er folgte hierbei einer sprachlichen Wandelung, die sich schon früher vollzogen hatte. Die Form „Petersburger" ist im Texte der Zeitung schon vor Meyer anzutreffen.

Das Format der Zeitung (die Anmerkungen haben dasselbe Format) ist in der Periode von 1728—1742 und auch noch später Klein-Quart, die Schrift gröber, als augenblicklich, anfangs „Cicero" (12 Punkte), später durchgängig „Borgis" (9 Punkte), während jetzt „Borgis" und „Petit" (8 Punkte) abwechseln. Die Initialen werden in Titelschrift gegeben. Wie auch heute, findet sich am Kopf des Blattes, direkt unter dem Titel, der russische Adler, dessen Zeichnung jedoch, wie das mit den Titelvignetten der damaligen Blätter überhaupt der Fall gewesen zu scheint, sehr stark variirt. Die „Gazette d'Amsterdam" vom Jahre 1728, die uns zu Gesichte gekommen ist, hat drei verschiedene Titelvignetten.

Der Text der Zeitung beginnt mit den ausländischen Nachrichten, die in der Form von datirten Korrespondenzen aus den verschiedenen europäischen Zentren gegeben werden. Ohne jede Abtrennung folgen ihnen in derselben Form die inländischen Nachrichten und am Schluß der vierten und letzten Seite — das Hauptblatt der Zeitung ist in dieser Periode nie über einen halben Bogen stark — stehn die Avertissements, wenn solche vorhanden. In der ersten Hälfte der 30-er Jahre wird zwischen den politischen Nachrichten und den Avertissements noch die Rubrik „Neue Bücher" eingeschaltet, die manchmal die ganze vierte Seite einnimmt. Im Jahre 1733, während der Redaktion Cramers, wird, wie schon gesagt, der Versuch mit der neuen Rubrik „Gelehrte Sachen" gemacht, die jedoch unbedeutend bleibt und bald wieder fallen gelassen wird. Vom Januar bis September 1728 ist auch am Schlusse des Blattes der Wechselkurs in Stüvern, z. B. „der Wechsel ist 49½ Stüver à Rubel", angegeben.

[1]) Auch in den politischen Zeitungen Deutschlands hat sich der Annoncentheil nicht viel früher entwickelt. Die „Leipziger Zeitung" hat seit 1714 gerichtliche Avertissements und Lotterieverkündigungen und sehr vereinzelte gewerbliche Inserate. Witzleben, Gesch. der „Leipziger Ztg.", 33.

Die Bedeutung, welche der „St. Petersburger Zeitung“ in dieser Periode zukommt, ergiebt sich schon aus der Thatsache, daß sie neben dem russischen Schwesterblatte das einzige periodische Blatt Russlands war und daß die vielen Deutschen, die unter den ersten Nachfolgern Peters des Großen hohe Stellungen im Reiche einnahmen, nothwendigerweise eine Quelle der Instruktion über die ausländischen und inländischen Begebenheiten haben mußten. Wie sehr man die Meldungen der Zeitungen und die Abhandlungen der „Anmerkungen“ beachtete, beweisen die Zwischenfälle mit Ostermann, mit dem schwedischen Gesandten und dem General-Prokurator Trubezkoi; daß man darauf ausging, die öffentliche Meinung des Auslandes über Russland durch die „St. Petersburger Zeitung“ zu bestimmen, zeigt die offiziöse Dementirung des Gerüchts von der Uebersiedelung Kaiser Peters II. nach Moskau. „Diese Zeitung“, sagt Müller, „gewann großen beifall. Es wurden damals wichtige hof- und staatsartikel aus den ersten Quellen dazu mitgetheilt, welches in den folgenden Jahren weniger geschahe, nachmals aber noch mehr“ [1]). Während dieser ganzen Periode hat jedenfalls die Zeitung durch Schumacher, Groß und Stählin gute Beziehungen zu den Hof- und Regierungskreisen gehabt, und auch hochgestellte Persönlichkeiten waren dankbar dafür, wenn sie in der Zeitung genannt wurden: der General-Feldzeugmeister von Günther spricht Schumacher brieflich seine Erkenntlichkeit dafür aus, daß er die Güte gehabt, eine Nachricht „in die Gasetten einverleiben zu lassen.“ [2]) Der Vizepräsident des Kommerz-Kollegiums von Fick macht am 1. August 1728 Schumacher darauf aufmerksam, daß in der Zeitung der Wechselkurs ständig zu 50 Stüver à Rubel angezeigt werde, während er doch weit höher sei und spricht die Befürchtung aus, daß hierdurch „Confusion und bey der auswärtigen Kauffmannschafft, gar eine suspizion wieder ihre hiesige Korrespondenten entstehen mögte“. Er räth daher, einen Bedienten „nachm Kommerz-Kollegio oder nach dem Mäkler Meux zu schicken und sich wegen des Wechsel-Kurses accurate notice geben zu lassen“. Weiterhin zeigt er an, daß das Kollegium im Begriff stehe, „ein neues Wechselrecht, desgleichen ein neues See-Zoll-Reglement zu formiren“, „wozu die hiesige Kauffmannschafft mit ihren nöthigen Erinnerungen gleichfalls admittiret werde“, und bemerkt dazu, daß dieses, „wenn es in die Gazetten gesetzet würde, denen in frembden Reichen wohnenden und hieher trafiquirenden Handels-Leuten erfreulich seyn dürffte.“ [3])

Ob Fick oder die Leitung des Blattes schlecht instruirt gewesen, wissen wir nicht, jedenfalls wird der Kurs noch drei Wochen hindurch mit 50 Stüvern angegeben, dann folgen drei höhere Angaben und mit dem September fällt die Notiz ganz weg. Schumacher hat auch die Meldung von den projektirten neuen Reglements nicht aufnehmen lassen. Sehr zart ging die Leitung des Blattes mit den Lesern überhaupt nicht um. In der Vorrede zum Jahrgange 1730 der Anmerkungen dankt Müller dem „geneigten“ Leser und erklärt, daß sothane Geneigtheit den Verfassern der Anmerkungen anstatt einer Anreitzung dienen solle, „von Tag zu Tage an Fleiß und eifriger Bemühung zu Nutz und Vergnügen desselben zuzunehmen“, bemerkt aber weiter: „So angenehm mir dieser Auftrag gewesen, welchen ich hiemit in kurtzen Worten will ausgerichtet haben, so ungern gehe ich daran, denen übrigen

[1]) Мат. VI, 110.

[2]) Konferenzarchiv 15.

[3]) Konferenzarchiv. Ueber Fick, der bei dem Versuche, die Kaiserin Anna an eine Konstitution zu binden, eine hervorragende Rolle spielte, und seine weiteren traurigen Schicksale vgl. Pekarski, Ист. Акад. Наукъ I, 200 ff.

unserer Leser, welche mit Deinem (des geneigten Lesers) wohlwollenden Urtheil nicht einstimmig sind, zu sagen, daß man um ihre Gutheissung sich zu bewerben nicht allzu grosse Ursache finde. Unsere Gesellschaft hätte zwar lieber gewünschet, durch eine allgemeine Gefälligkeit sich jedermann verbindlich zu machen; So aber siehet sie aus Erfahrung, daß solches bey so unendlicher Mannigfaltigkeit der Seiten und Partheyen, bey so unterschiedenen Gemüths-Neigungen der Menschen, und bey noch mehr unterschiedenen Fähigkeiten derselben, fast ganz und gar unmöglich sey. Sie ist mit ihrer Anzahl Gönner zufrieden, und wird sich hinkünftig ferner angelegen seyn lassen, so wie bishero dieselbe bestens zu vergnügen, wie denn Proben von der versprochenen vorzunehmenden Verbesserung einem jeden von selbst mit der Zeit in die Augen fallen". Ein Schmeichler war Müller jedenfalls nicht.

Die Quellen der Zeitung waren für die ausländischen Nachrichten gedruckte Zeitungen, für die inländischen — Korrespondenzen. Regelmäßige ausländische Originalkorrespondenzen sind der akademischen Zeitungsexpedition nicht zugegangen, vereinzelt sind sie vorgekommen, so im Jahre 1728 aus Konstantinopel, Hamburg, Amsterdam und Wien. Die Amsterdamer Korrespondenz, die von der großen politischen Angelegenheit des Tages, dem Friedenskongreß zu Soissons handelte, veranlaßte die Redaktion, in der folgenden Nummer unter „St. Petersburg" eine Art Briefkastennotiz zu veröffentlichen: „Unserem Correspondenten zu Amsterdam, dessen letztes Schreiben wir im vorigen eingerucket, haben wir hiermit melden wollen, daß uns dasselbe sehr angenehm gewesen: Wie wir denn bekennen mit demselben in allem bey nahe völlig einig zu seyn; und versichern, daß man allhier mehrentheils mit ihm gleiches Urtheil hege. Wenn derselbe fernerhin uns die Ehre seines Briefwechsels gönnen wird, so versprechen wir, alles was von so angenehmer Hand kömt ohnverändert dem Leser mitzutheilen; Ersuchen auch zugleich andere, uns mit dergleichen Sachen und Nachrichten zu assistiren: Indem wir eines jeden Verdienste gebührend werden zuverehren wissen." Müller, der thatkräftige Redakteur, machte also — ohne Zweifel im Einverständniß mit Schumacher — den Versuch, die Bedeutung der Zeitung durch regelmäßige Korrespondenzen zu heben und verspricht alles Mögliche — Honorar und unbedingte Achtung vor dem geschriebenen Worte. Dennoch bleiben die gedruckten Zeitungen die Hauptquelle für die ausländischen Nachrichten — bei der schlimmen pekuniären Lage der Akademie war die Besoldung ständiger ausländischer Korrespondenten schwer möglich. An gedruckten Zeitungen hat die Akademie, wie wir aus dem Briefwechsel Schumachers erfahren, im Jahre 1731 den „Hamb. Correspondenten", die „Preußische Fama" und das „Wienerische Diarium" bezogen; für das Jahr 1735 werden recht viele Blätter verschrieben[1]), so die „Hanauer Zeitung", ein Frankfurter Blatt (welches?), ein Wienerisches (augenscheinlich das Diarium), ein Altonasches, die „Preußische Fama" die „Gazette d'Amsterdam", die „Gazette de Leyde", je eine in holländischer und schwedischer Sprache erscheinende Zeitung und außerdem noch „geschriebene Zeitungen", unter denen wir vielleicht eine allgemein zugängliche Zeitungskorrespondenz in der Art der heutigen „Pol. Correspondenz", „Allgemeinen Corresp." 2c. zu verstehen haben[2]), 1736 wird der „Hamburger Correspondent" ausdrücklich genannt[3]), 1740 scheint die „Berliner Priv. Zeitung"

[1]) Mar. II, 526.

[2]) Vgl. Witzleben, Gesch. d. Leipziger Zeitung; 30.

[3]) Procès verbaux I, 239.

(Vossische Zeitung) eine bevorzugte Quelle gewesen zu sein. Der Verfasser hat diesen Jahrgang der Vossischen mit der Petersburger Zeitung verglichen und eine starke Anlehnung konstatiren können. Manchmal haben sie offenbar dieselbe Quelle benutzt. Die „St. Petersb. Ztg." hat ihre ausländischen Quellen nicht zitirt und ihre Kollegen in Deutschland haben ihr mit gleicher Münze vergolten. In der Nr. 1 des „Hamb. Corr." vom 2. Januar 1731, die in der „Jubiläumszeitung" reproduzirt ist, findet sich jedenfalls eine Moskauer Korrespondenz vom 26. Nov. (7. Dez.) 173,0 die der „St. Petersb. Ztg." vom 3. (14.) Dez. 1730 wörtlich entlehnt ist. — Sehr rasch ist die Berichterstattung der Zeitung nicht gewesen — die Nachrichten aus Deutschland, Frankreich, Holland und England sind meistens 21—30 Tage alt, die aus Italien, Spanien, Konstantinopel bedeutend über einen Monat. Eine Norm für die Schnelligkeit der Berichte aus den einzelnen Städten läßt sich nicht aufstellen, da sie augenscheinlich nicht immer den ersten Quellen entnommen wurden. Der „Hamburgische Corresp.", der an den wichtigsten Plätzen eigene Korrespondenten hatte, brachte im Jahre 1740 die Nachrichten aus St. Petersburg in 17—21 Tagen, aus London in 8—10, aus Paris in 7—12 Tagen[1]). Benutzte man dieses Blatt, so hatte man also eine Nachricht aus Paris in etwa vier Wochen. Bemerkenswerth ist es, daß man die Verschiedenheit des Kalenders gar nicht beachtete und die einzelnen Korrespondenzen unter demselben Datum aufnahm, wie sie in den ausländischen Blättern gestanden hatten. So geschah es jedenfalls im Jahre 1740.

Die inländischen Nachrichten waren theils direkt von den Regierungsinstitutionen zugestellt, wie den Kollegien im Jahre 1728 Allerhöchst befohlen worden war, theils Meldungen aus privater Quelle. Im ersteren Falle waren sie natürlich russisch verfaßt, so daß die deutsche „St. Petersburger Zeitung", die sonst das Original der „Pet. Wed." ist, hier zur Uebersetzung wird. Die beiden Blätter sind in dieser Periode mit Ausnahme der Annoncen anfangs völlig identisch (nur der Adler ist bei ersten Nummern des Jahres 1729 verschieden), später kommen in den „Pet. Wed." Kürzungen vor. — Provinzialkorrespondenzen erhielt die Zeitung aus den baltischen Städten, besonders aus Reval und Riga. Sie brauchten, um zum Abdruck zu gelangen, ungefähr eine Woche.

Selbstständige Meinungsäußerungen sind in dieser Zeit — und auch bedeutend später ist es nicht anders — in dem Blatte kaum anzutreffen. In dieser Beziehung wird buchstäblich eingehalten, was Müller in der Vorrede zu den „Anmerckungen" des Jahres 1729 anzeigt. „Nur dieses," sagt er hier, „wollen wir uns zuvorderst ausbedungen haben, daß man von uns keine so genannte Raisonnements oder Urtheile erwarte, wie es sonst wohl anderswo gebräuchlich ist." In den „Anmerckungen" ließen sich aber die Raisonnements doch nicht vollständig vermeiden. In Bezug auf die völlige Objektivität der Zeitung scheinen sich die Redakteure, freiwillig oder unfreiwillig, zur Richtschnur genommen zu haben, was Caspar von Stieler oder „der Spate", wie er als Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft hieß, im Jahre 1695 in seinem Werke „Zeitungs-Lust und Nutz" erklärt hatte: „Man lieset die Zeitungen darümb nicht, daß man daraus gelehrt und in Beurtheilung der Dinge geschickt werden, sondern daß man alleine wissen wolle, was hier und dar begiebet. Derowegen die Zeitungsschreiber mit ihrem unzeitigen Richten zu erkennen geben, daß sie nicht viel neues zu berichten haben, sondern bloß

[1]) Jubiläums-Blatt des „Hamb. Corresp." Nr. 2.

das Blat zu erfüllen, einen Senf darüber her machen, welcher zu nichts anders dienet, als daß man die Naseweysheit derselben verlachet, und gleichsam mit Füßen tritt, weil sie aus ihrer Sfäre sich verirren, wo sie nicht anders als straucheln und versinken können." Wider die „Satyrischen Schriften, spöttischen Durchhechelungen und Pasquille" mancher „gewinnstsüchtigen Mercurius-Boten" sagt der Spate: „Es bekommt aber dergleichen Ohren-juckern und Daumen-drehern wie dem Hunde das Gras, also, daß sie mit ihrem Speyvögel-Handwerk hinweg gejaget, oder in andere grosse verantwortung eingewicklet werden[1])". Derartige Motive, wie sie der Spate hatte, der sich noch zu der Maxime erhebt „denn wer da saget, was er will, der muß darnach auch hören und lesen, ja darum leiden, was er nicht will" — werden Männern, wie Groß, Beckenstein und Müller jedenfalls fern gelegen haben, aber die „Raisonnements" in der Zeitung mußten schon um der Akademie willen, durchaus inopportun erscheinen und das Publikum begnügte sich auch mit rein Thatsächlichem.

Die erste Periode der „St. Petersburger Zeitung" fällt in eine Zeit der politischen Geschichte Europas, die für uns nichts Sympathisches an sich hat. Erst ganz gegen Ende, im Jahre 1740, treten solche Persönlichkeiten, wie Friedrich der Große und Maria Theresia, in den Vordergrund — bis dahin ist Alles klein, ideen- und begeisterungslos. Nach den gewaltigen Kriegen der beiden ersten Dezennien des Jahrhunderts war für Europa jene Zeit eingetreten, welche Schlosser die „der Unterhandlungen und ministeriellen Cabalen, der Tractate und Gegentractate" nennt. Herrscher, die sittliche Kraft und politische Initiative vereinigt hätten, waren nicht vorhanden, und die Meisten von ihnen gingen in dem leeren Gepränge und den Ausschweifungen ihrer Höfe völlig auf, die leitenden Staatsmänner aber, unter denen es nur wenige hervorragende Persönlichkeiten, wie Fleury und Walpole gab, sahen ihre Aufgabe in der Förderung dynastischer Interessen und suchten durch List und Bestechung zu ihrem Ziele zu gelangen. So sind denn die spanische Sekundogenitur in Italien, die polnische Erbfolge und das kurzsichtige Bestreben Karls VI., durch papierne Verträge das Reich seiner Tochter zu sichern, die wichtigsten Angelegenheiten der Zeit. Jenes europäische Gleichgewicht (auch in den „Anmerckungen" des Jahres 1735 ist von der „Balance oder dem Gleichgewicht von Europa" die Rede), welches die Friedensschlüsse von Utrecht und Rastatt geschaffen hatten, wird durch die wenig bedeutenden Kriege kaum gestört, aber eine wirkliche politische Ruhe besteht auch nicht: die Konstellationen der Staaten wechseln unablässig.

Dieses Bild der Zeit spiegelt sich in unserem Blatte deutlich wieder. Allerlei „Conferentzien über sehr wichtige Materien" nehmen neben den inhaltslosen Hofnachrichten und den Meldungen von den Kriegsschauplätzen einen sehr breiten Raum ein. — Der Friedenskongreß von Soissons (1728), der ganz resultatlos verlief, erschien den Zeitgenossen als ein ungeheuer wichtiges Ereigniß, und der Amsterdamer Korrespondent der „St. Petersburger Zeitung" ist tief empört, daß jemand sich unterstanden hat, über diese hohe Versammlung zu spotten. „Von Kriegs- und Friedens-Sachen gründlich zu urtheilen", schreibt er, „sind meines Erachtens nur diejenigen geschickt, welche Gelegenheit haben, vornehmen Ministern in die Carten zu sehen. Andere müssen sich an den Schalen begnügen lassen, anstatt daß sie den Kern finden; und wenn jemand, der solches Glück nicht hat, noch so genau meinet

[1]) Prutz, a. a. O. 239, 240.

gezielet zu haben, so trifft es doch am meisten, daß er des Mittelpunkts verfehlet. Sie werden sich über diese meine Moral wundern, solange als Sie nicht wissen, worauf dieselbe gerichtet ist. Vor einigen Tagen kam mir ein Blatt unter die Hände, welches Ihnen zugleich mitschicke; darin die Friedens-Handlungen zu Soissons unter einem Carten-Spiele vorgestellet sind. Urtheilen Sie selbst, ob solches nicht noch eine schärffere Censur verdiene. Ich habe es bloß deswegen beygeleget, daß Sie mit mir des Verfassers Schwachheit bedauern mögen. Denn was ist abgeschmackter, als ernsthafte und noch dazu wichtige Sachen lächerlich abzubilden. Was ist ungereimter, als 20 und mehr Personen in einer Quadrille aufzuführen? Was ist mehr den gemeinen Reguln in Urtheilen zuwieder, als denen Gemüths-Bewegungen die Herrschaft zu überlassen, und gleich Anfangs zu verrathen, zu was vor einer Parthey man gehöre?" Nur bis zum Raisonniren über die Raisonneure kann sich also der Korrespondent aufschwingen und Redaktion und Leser sind „beynahe völlig mit ihm einig", haben „mehrentheils mit ihm gleiches Urtheil". Ihnen Allen ist die Staatskunst Europas etwas Heiliges, so wenig sie auch dieses schrankenlosen Vertrauens würdig war. Jener selbe Kongreß zu Soissons hat sich, wie die Zeitung am 27. Juli meldet, nur über reine Formfragen einigen, nur festsetzen können, daß „der Gefolg derer Gevollmächtigten, wann selbige zu denen Conferenzen über offentliche Sachen kommen", aus „einem Cavallier, einem Secretario, zwey Pagen, vier Lackeyen und so sie belieben zwey Heyducken bestehen soll" u. s. w. in allem Wesentlichen läßt sich nichts erzielen. Am 7. Dezember lesen wir, daß „von den Haupt-Affairen fast gar nichts abgehandelt worden", und unverrichteter Sache geht der Kongreß auseinander. Wieder kommt es zu Separat-Verträgen, dem Sevillischen und dem Wienerischen, und auch das ungeheuerliche Wiener Friedensinstrument, welches nach dem traurigen Intermezzo des polnischen Erbfolgekrieges unterzeichnet wird, ist nicht redlich gemeint: nach kaum zwei Jahren läßt der Tod Karls VI. (20. Oktober 1740) trotz aller Versprechungen die Gelüste auf die Erblande der Maria Theresia wieder aufleben; gleich darauf meldet man aus Paris, man spreche „von einer gewissen Allianz zwischen unserem und einigen anderen Höfen", und im Frühjahr 1741 erweist sich dann die vertragstreue Haltung Frankreichs „als ein kleines Blendwerk, wodurch unsere wahren Absichten verdeckt worden". Dasselbe „kleine Blendwerk" hatten sich die Diplomaten anderer Staaten erlaubt, und ein blutiger Krieg mußte entscheiden. Wie der Wienerische Hof, so war auch das europäische Publikum durch die pomphaften Verträge nur in die Irre geführt worden — und wahrlich nicht durch die Schuld der vertrauensseligen Journalisten. — Neben diesen Haupt- und Staatsaktionen spielen die inhaltsleeren Berichte von dem Leben der Höfe eine große Rolle in der Zeitung: „Ohnerachtet Ihro Kayserl. Majest. bey dermahliger schönen Frühlingszeit sich zu Laxemburg mit der Reiger-Beitze belustigen, so unterlassen allerhöchst dieselbe doch auch nicht über jetzige Zeitläufften öffters Geheimen Rath zu halten", schreibt man aus **Wien**, „gestern arrivirten allhier Ihro Königl. Hoheit der regierende Hertzog von Lothringen mit dem Printzen Carl, dero Bruder. Ihro Königl. Hoheit, welche sich einen Grafen de Blamont tituliren lassen, wurden vor der Pforte von dem Grafen Visconti und anderen Personen von Distinction auf der Ertz-Herzogin Gouvernantin Durchl. Befehl empfangen" — aus **Brüssel**, „als gestern der Hertzog von Cumberland das 10. Jahr seines Alters hinterlegte, wurden ihm deswegen von allen Standes-Personen die Glückwunschungen gemacht" — aus **London**, „den 15. wurde das Gebuhrts-Fest des Infanten und Brudern des Königs Don Antonii und

den 19. darauf das Nahmens-Fest des Printzen von Brasilien mit grossen Solennitäten gefeyret" — aus Lissabon, „Ihro Majestät der König und die Königin genießen eines beständigen hohen Wohlergehens und der Printz von Asturien mit seiner Gemahlin sind von dero gehabten Unpäßlichkeit wieder hergestellet" — aus Sevilla, „folgenden Tages retournirten Ihro Majest. nach Rambouillet zum letzten mahl in diesem Frühjahr" — aus Paris, und alle diese Nachrichten finden sich in einer Nummer der „St. Petersburger Zeitung", der vom 10. May 1731! — Der fürstlich sächsische Rat und Amtmann zu Koburg Dr. jur. Georg Paul Hönn hat über eine solche Art der Journalistik in seinem im Jahre 1721 erschienenen „Betrugslexikon" sehr scharf geurtheilt. Er erklärt daß die Zeitungsschreiber „betriegen", „wenn sie aus Mangel dessen, was sie schreiben sollen, Dinge berichten, an deren Wissenschaft der Welt doch nichts gelegen, und z. Exempel, anführen, daß dieser oder jener vornehme Herr sich mit der Jagd, Komödien, Opern, Schlittenfahrt und Komödiantinnen divertiret, oder an den Fuß Ader gelassen, dergleichen Zeug mehr in einem Thor-Zettel als in die Zeitung gehört, und dergleichen unnöthige Dinge mehr berichten"[1]. „Betrug" dürfte wohl kaum der richtige Ausdruck für eine solche Berichterstattung sein, die ja durchaus nicht im 18. Jahrhundert ihr Ende erreicht hat. Es liegt ihr vielmehr das aufrichtige Streben zu Grunde, den Wunsch des Publikums, aus den herrschenden und regierenden Kreisen Kunde zu erhalten, zu befriedigen, und wenn sich in jenen traurigen Zeiten nichts Besseres oder Bedeutenderes melden ließ, so lag das wiederum nicht an den Journalisten. Vielfach werden diese Berichte allerdings kaum dazu beigetragen haben, das Band zwischen den Regierungen und Regierten zu stärken. Was sollten sich z. B. die Bürger eines wirthschaftlich so zerrütteten Staates, wie Frankreich, sagen, wenn sie von Ludwig XV. lasen, daß er mit „ungeheurer Lustigkeit" 1,400,000 Livres im „Landsknecht" verloren habe? Dieses aber erfahren wir aus einem Pariser Bericht der „St. Petersburger Zeitung" vom 21. Dezember 1738, und französische Blätter werden diese Meldung gewiß mit derselben köstlichen Naivetät gebracht haben: „Dem Kayserl. Abgesandten, Fürsten von Lichtenstein, wird übrigens bey Hofe mit grossen Ehren-Bezeigungen begegnet, und er befindet sich ordentlich bey dem Spiel, das der König nach der Abend-Tafel zu thun pfleget. Als er am 22. von Sr. Maj. im Lansquenet eine ansehnliche Summe, die man auf 1,400,000 Livres rechnen will, abgewonnen, und er sich über sein Glück selbst gewundert, hat er König, welcher bey dem gantzen Spiel ungemein lustig gewesen, zu ihm gesprochen: Es wäre gantz billig, daß das Glück im Spiel einen Theil des Geldes wieder zuwendete, das er in Frankreich so edelmüthig aufgehen liesse." Das echt Kavaliermäßige im Benehmen Ludwigs XV. kann das Wesen der Sache nicht ändern.

Die inländischen Nachrichten der „St. Petersburger Zeitung" betreffen in der ungeheuren Mehrzahl der Fülle den Hof und seine ersten Würdenträger, und da ist es dann in dieser wechselvollen Zeit — während der ersten 16 Jahre des Bestehens der Zeitung hat Russland unter 5 Herrschern und Herrscherinnen gestanden — etwas ganz Eigenartiges, diese Hofberichte und Regierungserlasse zu verfolgen. Aus Müllers Geschichte der Akademie erfahren wir den Text der Rede, den die Akademie beim Neujahrsempfange 1727 an die Kaiserin Katharina I. richtete und in der Zeitung abdruckte — nach etwas über vier Monaten referirte Blumentrost in dem Blatte über die Krankheit und den Tod der Herrscherin. Im Jahre 1730 wird unter

---

[1]) Salomon, Geschichte des deutschen Zeitungswesens, I, 114.

dem 8. Januar aus Moskau gemeldet: „Das Hohe Beylager Sr. Kayserl. Majest. unseres allergnädigsten Souverains wird auf künftigen Sonntag als den 11. dieses gewiß vermuthet", und unter dem 19. Januar folgt die Nachricht vom Tode Peters II! Und dann der kurzlebige Erfolg jener Großen, die der Kaiserin Anna eine Wahlkapitulation aufgenöthigt hatten! Unter dem 4. Februar wird aus Moskau ein Manifest aus dem Hohen Geheimen Konseil gemeldet, nach welchem die Kaiserin Anna Joannowna „auf den Russischen Kayserlichen Thron erwehlet worden" unter dem 26. Februar kommt aus derselben Stadt die Nachricht, daß die Kayserin am 25. dieses Monats ihre „souveraine" Regierung angetreten, und ein Bericht vom 2. März spricht von dem anbefohlenen „neuen Huldigungs-Eyd", nach dem die Kaiserin die Souveränetät ohne jede Einschränkung, nach dem Fuße ihrer Vorfahren, besitzt.

Unendlicher Jubel gab sich in den Organen der Akademie kund, als die Kaiserin Anna am 16. Januar 1732 nach Petersburg kam. Die neue Residenz und die Akademie waren gerettet! Schon der Verfasser des Neujahrsgedichts in den „Anmerckungen", der über den baldigen Einzug der Kaiserin selbstverständlich unterrichtet war (ohne Zweifel ist es Gottlob Friedrich Wilhem Juncker, der als der Verfasser der Beschreibung des Einzuges sogar namentlich genannt wird), hatte folgendermaßen geschlossen:

Herr! seegne die, so Handlung treiben,
Und alles, was hier nützt und lehrt.
Doch, wie? Ists recht Dir vorzuschreiben,
Dir, der noch eh man spricht, schon hört.
Du weist ja dieser Stadt Gebrechen;
Wo reißt uns denn der Eifer hin?
Doch nur noch ein Wort laß uns sprechen:
Schenk uns bald unsre Kayserin.

Die „Beschreibung derjenigen Solennitäten, welche wegen Hoher Ankunfft Ihro Kayserl. Majestät in St. Petersburg veranstaltet worden", füllt mehrere „Stücke" der „Anmerckungen." Auch die holländischen und deutschen Kaufleute reiten paarweise in dem Festzuge: „Ihre ausdrücklich zu dieser Solennität veranstaltete gleiche Kleidung bestand in einem Scharlachenen Rock mit Aufschlägen, Silberstück und dergleichen Vesten. Ihre Hüte waren mit gleicher silbernen Einfaßung und bei dem Knopffe mit einer weißen Band-Schleiffe versehen. Ihre Anführer waren ihre Bürgermeister Creuys und Warner." Leider Gottes kommt auch die elende Schmeichelei, das häßlichste Kennzeichen dieser und auch noch späterer Zeiten, in dieser Beschreibung deutlich zum Vorschein. Ausführlich wird die Illumination des Palastes des „Herrn Ober-Cammer-Herrn Grafen von Biron, Hoch-Reichs-Gräflicher Excellentz" beschrieben. Es zeigte „in einer zwischen zweyen Flammen-Säulen stehenden hohen Nische das Bild der Treue und die „Beyschrift": „Подпора престола. Est Fulcrum Sedis Principum. Sie ist die Stütze des Thrones." Juncker hielt es sogar für geboten, diese Zeilen in einigen speichelleckerischen Versen auf Biron „weitläuffiger zu erklären". Dieser Professor der Poesie wurde auch nach einiger Zeit Hof-Kammer-Rath und Aufseher der Ukrainischen Salzwerke.

In der Zeitung vom 21. Oktober 1740 wird der am Abend des 17. Oktober erfolgte Tod der Kaiserin Anna gemeldet (die vorhergehende Nummer war am 17. erschienen, konnte also die Todesnachricht noch nicht enthalten). Gleichzeitig wird mitgetheilt, daß die verstorbene Kayserin „aus Mütterlicher Fürsorge für das

Reich und dero getreuen Unterthanen, zu Beförderung ihrer künftigen beständigen Wohlfarth und Sicherheit, vor heilsam und nöthig erachtet, wegen der Minderjährigkeit Ihro jetzige Kayserl. Maj. (Joanns VI. Antonowitsch, damals Joann III. genannt) bey Zeiten eine Verfügung zu treffen, den Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Ernst Johann, regierenden Hertzog in Livland zu Kurland und Semgallen, vermittelst einer besonderen Konstitution unterm 6. dieses zum Regenten des Reichs zu verordnen." In der Zeitung vom 28. Oktober wird dann noch das Gnadenmanifest erwähnt, welches Biron im Namen des Kaisers erlassen, dann verschwindet er aus den Regierungsnachrichten — er war nach dreiwöchentlicher Regentschaft in der Nacht vom 8. auf den 9. November gestürzt worden. Eine besondere Kundgebung über seinen Sturz und den Regierungsantritt der Enkelin Joanns V, der Prinzessin Anna Leopoldowna, ist in der Zeitung nicht zu finden, doch sind die Nummern vom 14. und 21. November nicht erhalten. Der Regentschaftswechsel wird erst in der Zeitung vom 2. Dezember in einer Korrespondenz aus Narwa vom 16. November erwähnt. „Nachdem", heißt es hier „der Herr General-Major und hiesiger Kommandant, von Lopuchin, die höchst erfreuliche Nachricht von der im Nahmen Ihro Kayserl. Maj. von Ihro Kayserl. Hoheit der Printzeßin Anna, Großfürstin aller Reussen, übernommenen Verwaltung des Rußischen Reichs, anhero überbracht, so wurde solches sogleich unter Paradierung der hiesigen Garnison und des Kexholmschen Infanterie-Regiments, zum allgemeinen Vergnügen der hiesigen Einwohner kund gethan." Den Sturz Birons veranschaulicht nur eine Annonce, die im Januar 1741 in der „St. Petersburger Zeitung" erscheint: „Auf hohen Kayserl. Befehl sollen verschiedene von dem gewesenen Hertzog von Curland und seinem Bruder Gustav von Biron nachgebliebene Reit- und andere Pferde durch öffentliche Auktion an den Meistbietenden verkaufft werden. Der Anfang dazu ist den 29. Dezember voriges Jahres im Kayserl. Stall-Hoff gemacht und wird drey Tage in der Woche als Montag, Donnerstag und Sonnabend von 10 Uhr vormittag bis 2 Uhr nachmittag damit fortgefahren." Man kann hieraus entnehmen, wie groß der Stall dieser Günstlinge gewesen ist.

In den „Anmerckungen" des Jahres 1740 wird die neue Gebieterin ebenso gefeiert, wie Anna Joannowna. Ein „unbekannter Beflissener der deutschen Dichterey", der in demselben Jahrgange schon Anna Joannowna angesungen hatte, veröffentlicht „Poetische Gedancken auf das Gedächtniß-Fest des beglückten Geburths-Tages[1]) Ihro Kayserl. Hoheit der Durchlauchtigsten Fürstin und Frau ANNA, Großfürstin und Regentin aller Reussen, und wir lesen hier:

„Wenn unserer Ehrfurcht Blick auf eine Fürstin fällt,
Bey der des Himmels Gunst durch ungemeine Gaben
Schon zum voraus gezeigt, daß die beglückte Welt
An Ihr ein Meisterstück und Wunder solte haben
u. s. w.

Am 14. August 1741 bringt die Zeitung eine Schilderung der Feier des „höchst-erfreulichen Geburths-Festes" des jungen Kaisers (12. August): „Die Lustbarkeiten dieses höchst-erfreulichen Tages beschloß endlich ein großes Feuerwerck, welches um 10. Uhr auf dem Newa-Strohm angezündet wurde, und davon der Haupt-Plan

[1]) 7. Dezember.

eine aufgehende Sonne unter dem Bilde des Apollo mit der Ueberschrifft: AUGESCET VENTURA IN TEMPORA LUMEN, d. i. Sein Glanz wird sich je länger je mehr ausbreiten; der Seiten-Plan zur Rechten einem Lorbeer-Baum, den Rußland knieend umfasset, und ein Glantz aus dem Himmel bestrahlet, mit der Ueberschrifft: COLIT ET EXPECTAT, d. i. Sie verehret Ihn, und wartet; und der zur lincken einen jungen Palmbaum, zu dessen beyden Seiten die Christliche Religon und die Tapfferkeit in weiblichen Figuren stehen mit der Uberschrifft: SIC CUSTODITA VIGEBIT, d. i. Unter dieser Vorsorge wird Er gedeyen, vorstellte.“ Natürlich war Stählin der Autor des Feuerwerks und dieser Notiz.

Am 24. November wird noch in der Zeitung gemeldet, daß Anna Leopoldowna am 18. geruhet habe, des Herrn Reichs-Vice-Cantzlers und Cabinet-Ministers Grafen Golofkins Excell. in deßen Behausung mit dero höchsten Gegenwart zu beehren, und dem von Sr. Excell. angeordneten Soupé und Ball bis nach Mitternacht beyzuwohnen, und in der folgenden Nummer, vom 27. November heißt es bereits: „An verwichener Mittwoche, als den 25-ten dieses, haben Ihro Kayserl. Maj. unsere allergnädigste Monarchin, Elisabeth Petrowna, auf allerunterthänigst-einhellige Bitte sämmtl. getreuer Unterthanen geistlichen und weltlichen Standes, den zu folge dem Recht der Geburth Allerhöchstdenenselben so wohl von Väterlicher als Mütterlicher Seite schon längst gebührenden Kayserl. Thron von ganz Rußland, glücklich bestiegen und deshalb folgendes Manifest ausgehen lassen: (Folgt das Manifest). Ein anderes Manifest, das sich gegen Ostermann richtet, wird in den „Anmerckungen“ des Jahres 1741 publicirt. Die Akademie wußte sich diesem Wechsel anzupassen, doch glauben wir aus dem Bericht über die Feier des Geburtstages der Kaiserin, den derselbe Jahrgang der „Anmerckungen“ enthält und der wiederum aus Stählins Feder stammt, den Versuch einer Rechtfertigung gegen den Vorwurf der Wankelmüthigkeit herauslesen zu können. Der Autor beruft sich auf die Vorsehung: „Denn was die Göttliche Vorsehung beschleust, das ist recht: was sie beschlossen hat, muß geschehen, und was durch sie geschieht, ist von ihr ehemals beschlossen und zubereitet worden.“ Weiterhin begeistert sich der Autor schon mit Entschiedenheit für Elisabeth Petrowna und die innere Berechtigung ihrer Thronbesteigung. „Und woher“, fragt er, „stammte das heimliche Gebeth so vieler Tausende vor die Erhaltung dieser Hohen Kayser-Tochter? Woher stammeten denn die stillen Wünsche, das brünstige Verlangen, und das einmüthige Flehen so vieler Tausenden für die Erhebung dieser Würdigsten Prinzeßin? Sind sie von ungefähr? mit nichten. Sind sie erkaufft gewesen? mit nichten. Ein geheimes, ich weiß nicht was, oder deutlicher zu sagen, die Vorsehung des Höchsten flöste ihnen den geheimen Zug, die zärtlichste Zuneigung und die eiffrigsten Wünsche damahls für die Ihro Kayserl. Hoheit ein“ u. s. w. Auf diese Deduktion, die fast wie eine Uebersetzung aus dem Französischen klingt, folgt eine Ode, die nachstehende Verse enthält:

Wer kont das Wort der Majestät,
Aus Bildung, Gang, Gesicht und Wesen
Der gnädigen Elisabeth
Bisher nicht klar und deutlich lesen?
Ihr Zeiten, wollt ihr Peters Geist
Und was ihr an Cathrinen preist,
Huld, Klugheit, Gnad und Güte mahlen;
So steht Petrownens Augen-Strahlen.

Der nächste und letzte Jahrgang der „Anmerckungen" bringt die Schilderung der Krönungsillumination und wieder ein Gedicht, das sich aber nicht auf die Lobpreisung beschränkt, sondern auch angreift. Es heißt hier:

Die Vorsicht schlieff, die Staats-Kunst träumte,
Das neue Rußland war ein Plan,
Auf dem die wilde Boßheit schäumte;
Des Hochmuths aufgeblasner Wahn
Verrückte auch die grossen Geister
Und ward von ihrer Treue Meister u. s. w.

Auch dieses Opus ist nicht unterzeichnet, kann aber Stählin nicht abgesprochen werden, da Stritter seine Autorschaft bezeugt und da er ja in dem erwähnten Bericht über seine Thätigkeit selbst erklärt, er habe „alle Gratulations-Gedichte zu ordentlichen und außerordentlichen Hof-Festen auf Ihro Kays. Maj. als: zum Neuen Jahr, zu Geburts-, Krönungs-, Sieges- und Friedens-, Thronbesteigung" :c. im Namen der Akademie verfaßt. Er bekam auch seinen Lohn — wurde Erzieher des Großfürsten Peter Feodorowitsch.

Zur Geschichte der Stadt St. Petersburg[1]) liefert die Zeitung mannigfaches, aber außerordentlich unvollständiges Material: der lokale Theil der Zeitungen ist ja überhaupt erst im 19. Jahrhundert entstanden. Selbst ein so großes und so freies Blatt, wie der „Hamburgische Correspondent", hat erst seit 1848 eine besondere Rubrik für den lokalen Theil[2]). Rücksichten auf die hohe Obrigkeit mögen hierbei vielfach maßgebend gewesen sein, aber auch diese Erklärung reicht nicht aus, da sich über sehr viele lokale Begebenheiten melden ließ, die zugleich interessant und völlig unverfänglich waren. Wir müssen annehmen, daß die Ereignisse, die das Wohl und Wehe des einfachen Bürgers betrafen, den Journalisten der damaligen Zeit doch noch nicht als wichtig genug erschienen, um „in denen Zeitungen beschrieben zu werden". Selbst Gerh. Friedr. Müller, zu dessen Zeit das rein Lokale doch etwas mehr berücksichtigt wurde, als unter seinen Nachfolgern, scheint im Wesentlichen auf einem solchen Standpunkt gestanden zu haben. Die Ueberschwemmung vom 12. und 13. Oktober 1729 wird zum Beispiel nur deshalb erwähnt, weil sie den Festlichkeiten am Geburtstage Kaiser Peter II. hinderlich gewesen war. Es heißt unter dem 14. Oktober: „Ein großer Sturm aber, aus der See, welcher sich gegen 10 Uhr vormittags anhob, und die Inseln dieser Stadt durch Austretung des Flusses mehrentheils unter Wasser setzte, verhinderte, daß die angesetzte Festins diesen Tag nicht vor sich giengen. Gestern abend gaben des Herrn Admirals von Sivers Excell. ein ansehnliches Tractament, dabey sich alle vornehme von Distinction von der Admiralitäts-Insul einfunden. Die von den übrigen Insuln aber wurden wegen eines abermahligen grossen Sturmes den Fluß zu paßiren verhindert." Auch in den „Anmerck." wird freilich dieser Ueberschwemmung gedacht, aber hier ist es das rein Wissenschaftliche, das den Autor des Artikels interessirt. „Wir bedingen uns aber", bemerkt er ganz ausdrücklich, „dabey zum voraus, daß man nicht viel Lamentirens von uns erwarte über den Schaden, welcher durch vorbesagte Ueberschwemmung verschiedenen hiesigen Einwohnern etwan zugefügt worden. Unsere Absicht geht

[1]) Zur besseren Orientirung haben wir den alten Stadtplan von 1737, welcher in dem Werke „Gebäude der Kays. Academie der Wissenschaften" enthalten ist, als Beilage gegeben.

[2]) Jubiläums-Zeitung des „Hamb. Corr." Nr. 1.

vielmehr dahin, den geneigten Leser eine Weile mit Philosophischen Gedancken über die eigentliche Ursache dieses fast alljährlichen Zufalles hiesiges Ortes zu unterhalten" u. s. w. Mehr Aufmerksamkeit hat die Zeitung für Ereignisse des kirchlichen Lebens: die Grundsteinlegung der St. Petri-Kirche zum Beispiel wird erwähnt. Wir lesen unter dem 2. Juli 1728: „Vorigen Sonnabend als am Feste des Heil. Apostels Petri und Pauli hat man hier zu einer neuen steinernen Kirche, der Evangelischen Gemeine Augsburger Confeßion, welche bei der so genaudten Perspective soll gebauet werden, den ersten Stein geleget. Der Herr Pastor Nazzius verrichtete dabey die Ceremonien und hielt eine erbauliche Rede [1])." Ohne auch nur einen Absatz zu machen, schildert dann freilich der Tageschronist ein „magnifiques Festin" des General-Majors Cartschmin, „wobey alle vornehme Cavalliers und Dames sich gegenwärtig befunden". — In späteren Jahren können wir, wie gesagt, die Nachrichten über das Leben und den Zustand der Stadt, nur aus den offiziellen Erlassen und Hofberichten herausschälen. Ueber einen Festgottesdienst in der St. Petri-Kirche, der in Veranlassung des Friedensschlusses mit der Türkei am Sonntage Quinquagesima des Jahres 1740 veranstaltet wurde, erfahren wir aus Stählins Bericht über die Friedensfestlichkeiten, der in den Anmerckungen dieses Jahres abgedruckt ist. Auf Veranlassung der Herzogin von Kurland, der Gemahlin Birons, welche, wie wir bei dieser Gelegenheit vernehmen, selten einen öffentlichen Gottesdienst in dieser Kirche zu versäumen pflegte, war von den Kaiserlichen Hofmusikern für diese kirchliche Feier eine besondere Kantate komponirt, welche Stählin im Wortlaute anführt. — Sehr unterrichtend ist ein Ukas der Kaiserin Anna, der am 17. Juli 1732 in der Zeitung veröffentlicht wird: „Nachdem im verwichenen Jahre durch verschiedene Ukasen befohlen worden, daß diejenigen, denen hier in St. Petersburg, sowohl auf der Moskowischen Seite, als Wasili Ostrow und übrigen Insuln, Bau-Plätze, um dieselben in Stein oder Holtz zu bebauen, angewiesen worden, solche innerhalb gesetzter Zeit zum Stande bringen mögen, derselben viele aber unsern allergnädigsten Ukasen bisher ungeachtet nicht nur ihre Häuser biß dato noch nicht ausgebauet, sondern ihrer etliche so gar nicht zu bauen angefangen, so daß viele angewiesene Oerter annoch wüste liegen und die Ufer ohngeschlagen geblieben; als haben wir hiemit allergnädigst befehlen wollen, wie hier in St. Petersburg, als auch in Moskau aus dem Senat vermittelst Ukasen öffentlich kund zu thun, daß diejenige, denen solche Oerter angewiesen, und am Bau noch nicht angefangen, noch die Ufer laut Ukase geschlagen haben, gedachten Bau an angewiesenen Plätzen, wo sie nur seyn mögen, es sey mit Holtz oder Stein, gehörig auszubauen, ohne Zeit-Verlust nicht weiter versäumen mögen: Und sollen insbesondere diejenige, welche unterwerts der Admiralität an der Newa Bau-Plätze angewiesen bekommen, die an denenselben gelegene Ufer, wie es zu folge denen Ukasen erfordert ist, im jetzt lauffenden 1732 Jahre ohnfehlbar zu völligem Stande zu bringen" u. s. w. — Im Jahre 1737 wird der große Brand, der die Stadt verwüstete, im Text gar nicht angezeigt, nur durch Annoncen über gerettete und vermißte Sachen erfährt man von ihm. Die Kenntniß von dem Brande wird einfach vorausgesetzt, denn die erste Annonce beginnt: „von denen dem Feuer entrissenen Sachen" u. s. w. Ein Jahr später wurde in den „Anmerckungen" der Kaiserliche Ukas publizirt, laut welchem auf den „abgebrannten Plätzen", so an „der Großen und Kleinen

---

[1]) Diese Rede ist erhalten und in E. Lemmerich's „Geschichte der evangelisch-lutherischen Kirche St. Petri in St. Petersburg", pag. 62 ff. abgedruckt.

Morskoy", an der „Linie längst dem Moyka=Strohm" u. s. w., nur Steinhäuser aufgebaut werden durften (drei Jahre hinter einander, 1736, 1737 und 1738, hatte es große Brände gegeben). Für die Zeitung war dieser Ukas, wie in den „Anmerckungen" ausdrücklich gesagt wird, zu lang gewesen. — Wie bei festlichen Gelegenheiten für die Ausschmückung und Illumination der Häuser gesorgt wurde, meldet uns Stählin bei der Beschreibung der Festivitäten, die im Januar 1740 wegen des Friedensschlusses veranstaltet wurden. In den „Anmerckungen" dieses Jahres lesen wir: „Auf ausdrücklichen Polizey=Befehl durfte auch an den schlechtesten Wohnungen kein Fenster weniger, als mit einer Pyramide von 8—10 Lichtern erleuchtet werden." Außerdem wurden junge Tannen=Bäumchen mit brennenden Lampen vor den Häusern aufgestellt, so daß die Straßen den Anblick grüner Alleen gewährten.

Die geistigen Bedürfnisse der damaligen St. Petersburger erhellen aus den Bücher=Anzeigen der Akademie und aus einigen spärlichen Bekanntmachungen von den Vergnügungen, die in der Stadt geboten wurden. Die Bücheranzeigen sind zum allergrößten Theile nur für Gelehrte bestimmt, nur ganz selten stoßen wir auf die Ankündigung solcher Werke, wie der 1731 erschienenen zweiten Auflage von Johann Caspar von Lohensteins „großmüthigem Feldherrn Arminius, nebst seiner durchlauchtigsten Tusnelda, in einer sinnreichen Staats=, Liebes= und Helden=Geschichte, dem Vaterlande zur Liebe, dem deutschen Adel aber zu Ehren und rühmlicher Nachfolge in vier Theilen vorgestellet und mit saubern Kupfern ausgezieret", wie der Uebersetzung des Fenelon'schen „Telemach" und der von Verono Franck von Steigerwald herausgegebenen Lebens=Beschreibung Goetzens von Berlichingen Wie sehr man damals damit rechnete, daß der Zeitungsleser eine gelehrte Bildung besäße, beweist eine lange lateinische Annonce über die öffentliche Versteigerung der Bibliotheca Harleiana, welche IV. Non. Maias des nächsten Jahres in London stattfinden werde. Die Annonce beginnt mit den einleitenden Worten: Omnibus ubique Eruditis S. P. D. Thomas Osborne, Bibliopola Londinensis, und nennt dann einige der größten Schätze der Bibliothek. Sie enthalte: „Editiones Fausti Moguntinas, Venetas Jensonii et Spirensium, Romanasque Udalrici Galli" u. s. w. (die Annonce steht in der Nr. vom 25. November 1742). — Alles, was das Schulwesen betraf, hing damals mit der Akademie der Wissenschaften zusammen, hatte sie doch das einzige Gymnasium, ja sogar eine Universität. Am 31. September 1738 wird in einer Annonce verkündet: „Da man bey dem Gymnasio der Kayserl. Academie der Wissenschafften allhier, schon seit etlichen Jahren her, hat erfahren müssen, daß einige Eltern ihre Kinder zwar dahin zur Information abgegeben, solche aber hernach ohne erhebliche Ursache daraus gezogen, und nach Verfluß vieler Monathe von neuem dahin geschickt haben; solche Unordnung aber, und schädliche Unterbrechung der nöthigen Lehr=Stunden nichts anders als Unheil, und Verderben der Jugend nach sich ziehet, und meistens von einer übel eingerichteten Auferziehung herrühret: so ist bey der Academie der Wissenschafften für nöthig befunden worden, dem Publico hiemit kund zu thun, daß diejenige Kinder, welche aus dem Gymnasio weg bleiben, ohne daß die Ursache solches Ausbleibens erheblich sey, und dem Informator gemeldet werde, hernachmals bey ihrer erfolgenden Wiederkehr in das Gymnasium nicht mehr sollen aufgenommen, sondern schlechterdings abgewiesen werden." Am 29. Mai desselben Jahres war angezeigt worden (im Text des Blattes), daß am 1. Juni die Vorlesungen der akademischen Universität beginnen würden. Es lasen: Winsheim

über Mathematik und physikalische Geographie (von 7—8 Uhr morgens!), Euler über Logik und höhere Mathematik, Krafft über Physik und Metaphysik, Stählin über die Moral und Oratoriam, Duvernoi über die Praxin medicam, Heinsius über Astronomie, Weitbrecht über Physiologie, Ammann über Botanik, Wilde über Anatomie, Le Roi über Historiam Universalem und der Adjunkt Adaduroff über die Russische Sprache. Außerdem sollte de l'Isle, sobald sich die Gelegenheit bot, in Praxi Astronomica Unterricht geben. Wenn nur mehr Studenten dagewesen wären!

Von den Kunstgenüssen, welche die Stadt zu bieten hatte, ist in der Zeitung nicht viel die Rede, sofern nicht speziell der Hof in Frage kommt. Dafür wird dem Publikum in dem Annoncentheil mit „Holländischen Seil- und Leiter-Täntzern, Luftspringern und Voltigirern die im Sommer-Garten auf dem Kayserl. Theatro agirten", und mit französischen Wachsfigurenkabinets, aufgewartet, in denen man „den König, die Königin, den Dauphin und die Mesdames von Frankreich, wie auch die vornehmsten Minister dasigen Hofes, sämmtlich in Lebensgrösse," und mit Kleidern, „so von diesen hohen Personen würcklich getragen", sehen könne. Sehr genau wird angezeigt, wo dem Publikum dieser wohlfeile Genuß („die Person zahlt nach Belieben 25, 20 und 10 Kop.") bereitet werde — „in dem untersten Eckhauß an der grossen Wieße, nehmlich in des Schneiders Neumanns Behausung an der grünen Brücke, den abgebranten Buden gegen über". Schon 1729 wird allerdings auch eine Theater-Vorstellung annoncirt: „zu wissen, daß die hiesige Frantzösische Comödianten Bande morgen als Mittwochs den 17. dieses (September) wegen der glücklichen Geburth eines Dauphins umsonst spielen wird, worzu sie alle Liebhaber einladen. Die Comödie wird seyn: Le Pedant scrupuleux oder der gewissenhafte Schulmeister nebst einer Nach-Comödie vom betrogenen Liebhaber." — Das Jahr 1738 bringt die erste Recension, die für lange Zeit auch die einzige bleibt. Stählin nämlich, der Vielgewandte, der für die Theater-Vorstellungen am Kaiserlichen Hofe eine so große Zahl italienischer Comödien, Intermezzen und Opern in's Deutsche übersetzt hat, lieferte für die „Anmerckungen" dieses Jahres den „Versuch einer historischen Abhandlung von der Opera" und besprach hier die Aufführung der Oper „La Forza del Amor e del Odio", welche, zum ersten Mal am Geburtstage der Kaiserin, dem 28. Januar 1737 auf der Bühne des Winterpalais aufgeführt worden war. „Unter den „Sängern" und Sängerinnen", schreibt Stählin, „waren die vornehmste Signora Catharina Giorgi, die Abiazars, und deren Mann Filippo Giorgi, der des Sophites Rolle recitirte, ferner Morigi, ein Castrat, und Perdici von Florentz, deren jener den Printzen Taxiles, dieser den zu Hülffe gekommenen König Barzantes fürstellte." Stählin erwähnt hierauf diejenigen Mitglieder des aus ungefähr 30 Italienern und Deutschen bestehenden Orchesters, welche die größte Aufmerksamkeit verdient hätten — vier Violinen, das Violoncello und den Basson — spricht dann von den „ungemeinen Balletten", welche anstatt des Intermezzo zwischen den Handlungen von dem Ballet-Meister Antonio Rinaldi detto il Fusano aufgeführt wurden, nennt die Tänzer und Tänzerinnen, welche das größte Aufsehen gemacht hätten, und lobt dann noch den Maschinenmeister und den Theatermaler, beides Italiener. Hernach giebt er auf ungefähr fünf Seiten die Fabel der Oper. Eine Kritik dieses in Rom gedichteten, aber in St. Petersburg von dem Russisch-Kayserl. Kapellmeister Franz Araja aus Neapel komponirten „Drama per Musica", erlaubt sich Stählin nicht, dagegen macht er zu Beginn seiner Abhandlung einige allgemeine Bemerkungen über die Komödie,

die Tragödie und die Oper, die den getreuen Schüler Gottsched's deutlich erkennen lassen: „die Oper wird ein Singspiel genennet, da die Tragödie ein Trauer-, die Comödie aber ein Lustspiel heisset. In dem letztern werden eigentlich nur Personen von mittelmäßigen, ja wohl gar von dem geringsten Stande angeführt, und der Satyrische Satz darinnen augenscheinlich bestätigt, daß eine unkluge Aufführung und die unbesonnene Thorheit zum Schaden ihres besitzers vor witzigen Leuthen lächerlich sey und mit Gespött gestrafft werde. In dem Trauer-Spiel sieht es schon ganz anders aus. Da herrscht der Ernst, da machen lauter grosse Leidenschafften die Charakteren der Haupt-Personen aus, und der Moralische Hauptsatz des gantzen Stückes lehret im Ausgange, daß der Lauff lasterhaffter Begierden ein trauriges Ende nehme, die Tugend aber nach aller Drangsal und Unglück dennoch zuletzt mit Sieg und Glück triumphire. Von beiden diesen Arten unterscheidet sich die Oper trefflich. Ihre Fabel läßt nur Göttern oder Helden den Auftritt auf der Schaubühne. Alles ist bey ihr ansehnlich, prächtig und wunderswürdig. Sie leidet zu ihrem Inhalt nichts als erhabne und ungemeine Handlungen. Das Göttliche an den Menschen, der glücklichste Zustand der Welt und die güldenen Zeiten schimmern eigentlich an ihr hervor. Das erste Welt-Alter und die unschuldige Glückseeligkeit des Menschlichen Geschlechts fürzustellen, läst sie zuweilen glückliche Schäfer und vergnügte Schäferinnen am Reihen auftreten" u. s. w. Unwillkürlich müssen wir hier daran denken, daß Stählin nicht nur professor poeseos war, sondern auch die flûte traversière zu blasen wußte. Auch Textbücher wurden zu späteren Aufführungen dieser Oper gedruckt. Der akademische Buchladen annoncirte, daß die Opera, betitelt „die Macht der Liebe und des Hasses", „sowohl Italiänisch und Teutsch, als Italiänisch und Russisch, roh um 25 Cop. und eingebunden um 30 Cop. zu haben sei." Ueber den Aufenthalt der Neuberin in St. Petersburg ist in der Zeitung nichts zu ersehen. — Von rein musikalischen Aufführungen erfahren wir nichts, dagegen gehört ein Avertissement von drei Musikinstrumenten, einer kleinen Orgel, einem „vollkommenen schönen Clavezin von Contra-F Fis bis zum $\bar{\bar{c}}$ mit vier Zügen, deren einer 4 füßig, zwey 8 füßig und der vierte 16 füßig" und einem „extra schönen und vollkommenen Clavicordium mit 3 Chören, fürtrefflicher Resonnance, und sehr sauber gearbeitet", welche vom Organisten der Katharinen-Kirche in Danzig, Th. A. Volckmar, zu 200, 100 und 30 Rubel feilgeboten wurden, zu den allerersten Annoncen des Blattes (1729).

Das geschäftliche Leben wird natürlich um so besser illustrirt, je häufiger die Annoncen werden. Die Schiffsliste von Kronstadt, die sich später regelmäßig unter den Annoncen findet, wird 1731 im Text unter dem allgemeinen Titel „Aus den Rußischen See-Haven" (Kronstadt, Wiborg, Narva, Reval, Riga, Archangel) gegeben; 1732 wird für diese Schiffsliste sogar eine besondere Beilage eingerichtet, später verschwindet sie aber wieder vollständig. Daß eine geregelte Schiffsverbindung mit Danzig und Lübeck bestanden hat, zeigt eine Meldung vom 10. Mai 1731: „Mit dem 16. dieses werden die von der Admiralität nach Dantzig und Lübeck destinirte Paquet-Boote, der Postilion, Courier, Postwagen und Mercurius, wieder auszulaufen den Anfang machen. Es können mit selbigen so wohl Paßagiers abreisen als andere leichte Waaren nach obbemeldeten Oerter abgeschicket werden, dabey es mit der Fracht nicht nur derer Paßagiers, sondern auch der mitgesandten Güter, so wie im vorigen Jahr wird gehalten werden". — Relativ sehr häufig sind die Avertissements über Auktionen, z. B. „Kund und zu wissen, daß künfftigen Freytag als den 2. Julii die bey Abo gestrandete Güter von Schiffer Andreas Hall auf dem

Kayserl. Posthause an den Meistbietenden durch die Mäcklers Tobias Königsfeld und Paul Tametz sollen verkauffet werden". Häufig haben allerdings die Auktionsanzeigen dieser Zeit etwas Wehmüthiges, ja Grauenhaftes an sich. Die Anzeige über die Versteigerung des gewaltigen Marstalls der Gebrüder Biron, welcher wir schon gedachten, weckt freilich etwas wie sittliche Befriedigung, bei anderen aber muß man unwillkürlich daran denken, daß das entsetzliche „Sslowo i Delo" (die Denunciation) hier im Spiele gewesen sei. „Nachdem des gewesenen Secretairs bey dem Preobraschenskischen Garde-Regiment, Bulgakoff, wie auch des Fändrichs Obrutin, und einiger anderen Officiers, zugehörige bewegliche und unbewegliche Güter zweymal in der Woche öffentlich an den Meistbietenden verkaufft werden sollen u. s. w.", heißt es z. B. im Jahre 1738; „auf Verordnung der Confiscations-Cantzeley soll mit dem Verkauffe einiger eingezogenen Häuser auf der Petersburgisch- und Wiburgischen Seite, so ehedem dem Capitain Dmitrei Dolgoff, dem Lieutenant Froloff Borodin, dem Second-Lieutenant Rasimoff, und dem Fänderich Scholkoff zugehöret haben, bis den 1. November a. c. fortgefahren werden," lesen wir bald darauf. Auch der Schatten des despotischen Kabinetsministers Wolynski, der einem schmählichen Justizmorde zum Opfer fiel, taucht vor uns auf. „Nachdem der öffentliche Verkauf der von Artemei Wolinskoy und Platon Musin Puschkin konfiszirten Sachen, als allerhand kostbare Juwelen, verschiedenes, sowohl goldenes, als silbernes Haus-Geräthe, eine Menge unverarbeitetes Gold und Silber, allerhand Gewehr, Porcelain, Pferde-Geschirr, Mann- und Frauens-Kleider, Wäsche 2c. in voriger Woche im Italiänischen Garten seinen Anfang genommen, damit auch wöchentlich viermal, nemlich Montags und Mittwochs von 2 Uhr nachm., Freytags und Sonnabends aber von 9 Uhr morg. fortgefahren werden soll, Als hat man solches hiedurch dem Publikum öffentlich wollen bekannt machen", lautet eine Annonce vom 16. September 1740. Auch die Verlassenschaft des verstorbenen Herrn Legations-Rath Grossen, unseres ersten Redakteurs, wird durch den Auktionisten Sutthof öffentlich an den Meistbietenden verkauft, aber nicht zwangsweise. Die Häufigkeit der Versteigerung verschiedener Kaufmannsgüter erklärt sich durch die Handelsusancen der damaligen Zeit. Am 10. Aug. 1732 kündigt z. B. Johann Kaspar Schmidt in der Zeitung an, daß er durch Mäkeler Joh. Wilh. Starck „eine grosse Parthey an alte Extra-Rhein- und Mosel-Wein, Henninger rothe Rhein-Wein oder so genanten Bleichert, item an recht peuke Bourgogner und Champagne-Wein, nebst einer Parthey Limburger Käse, Westphälischer Schincken, extra schön Warendörper Linnen und extra schönen Frantzösischen Flinten und Pistolen-Steine" öffentlich um baares Geld werde verkaufen lassen. Schmidt ist jedoch auch bereit, schon vorher „Partheyen gemeldeter Waaren" aus der Hand zu verkaufen. Die Avertissements der Kaufleute appelliren meistentheils an den sehr begüterten Theil des Publikums. Häufig werden frische und „extra frische" „Austers" zu $1^1/_2$, 2 und 4 Rbl. das Hundert, angepriesen. Küper Johann Brunlandt meldet 1738 in einer dreimaligen Annonce, daß er frische Heringe das Achtel zu 5 Rbl. und das Stück zu 5 Kop. zu verkaufen habe, und es ist etwas Seltenes, wenn der Kaufmann Jeronim Kusel im Jahre 1732 etwas so Bescheidenes „avertiret", wie „feine Grupen, allhier in St. Petersburg gemacht, das Pud zu 1 Rbl." Wie der vornehme Mann damals wohnte, zeigt eine Annonce aus dem Jahre 1737. „Es wird das auf Wass. Ostrow zwischen der 7. und 8. Linie an der gr. Newa gelegene Sr. Excell. dem Herrn Geh.-Rath Baron von Kayserlingk zugehörige Hauß vermiethet. Es hat einen Saal und 11 Zimmer, außer denen Gelegenheiten vor die Bedienten,

gut gewölbte Keller mit eysernen Thüren versehen, einen gewölbten Eyß-Keller, Küche, Rauchkammer, Badt-Stube, Brau-Hauß, Stallung, Wagen-Hauß und eine Ambare, alles in einem geschlossenen Hof-Raum, gemäuret und in gutem Stande." Leider erfahren wir nicht, wie hoch der Miethpreis bemessen war.

Personalien finden sich in der Zeitung ziemlich häufig. Nekrologe sind noch selten; der Jahrgang 1728 bringt den Nekrolog des Artillerie-Majors S. L. Buchwostow, des Ersten, der bei der Formirung der Preobrashenskischen Leibgarde „bey dem Bombardier Corpo derselben enroulliret worden", der Jahrgang 1734 den des Geographen und Ethnographen Gärber, Artillerie-Obersten in russischen Diensten; kurze Nekrologe ausländischer Gelehrten enthält die Rubrik „Neue Bücher". Häufiger sind die Nachrichten über Hochzeiten in der Welt des Hofes, über Ernennungen, Beförderungen &c. Der Annoncentheil bringt die Namen der Personen, welche in's Ausland abreisen und demgemäß ihre Gläubiger zur Geltendmachung ihrer Ansprüche auffordern, ebensolche Aufrufe an die Gläubiger Verstorbener u. s. w. Für die Familiengeschichte enthält die Zeitung in allen ihren Perioden unschätzbares Material.

Die Provinzialkorrespondenzen dieser Zeit stammen, wie schon gesagt, zum allergrößten Theil aus den nur 17 Jahre vor Gründung der Zeitung an Russland gelangten baltischen Provinzen und sind für deren Geschichte nicht unwichtig, wenn sie auch vorwiegend Nachrichten über offizielle Festlichkeiten enthalten. Eigene Zeitungen waren in den baltischen Städten damals nicht vorhanden. Rigascher Korrespondent der Akademie ist der Rathsherr von Caspari, der z. B. im Jahre 1742 das in Riga verbreitete Gerücht von dem Tode des Königs von Polen meldet.[1]) Von Estländern standen der Rathsverwandte Fürst in Reval, der Pastor Chr. Wrede zu St. Johannis und Pastor Rodde in Narwa mit der Akademie in wissenschaftlicher Verbindung[2]), doch wissen wir nicht, ob sie auch als Korrespondenten der Zeitung thätig waren. Jedenfalls hat die Zeitung lange Jahre hindurch in Reval denselben Spezialkorrespondenten gehabt, wie das Schuhmacher dem mit einem Festbericht unzufriedenen Kommandanten, General-Major Hannibal, im Jahre 1742 meldete[3]).

Eine Korrespondenz aus Reval finden wir schon im Jahre 1728. „Gestern Abends", schreibt der Revaler Korrespondent unter dem 21. Dezember, „als an der Vor-Vesper des heutigen Thomas-Festes war hiesiger Stadt-Magistrat nach Jähriger Gewohnheit auf dem Rathhause in einer solennen Versammlung beysammen, um den so genannten Schooß von den Bürger-Gilden einzunehmen, und an einem hernach angestelten prächtigen Tractament sich zu erlustigen. Es wurden aber alle Lustbarkeiten schleunig gestöhret, wie aus Versehen des Rathhauß-Schließers, welcher in der Raths-Küchen ein allzustarckes Feuer gemacht, ein nahe gelegener Heu-Boden in Brand geriethe, und dem Rath-Hause keine geringe Gefahr androhte. Doch blieb es vor dieses mahl dabey, und verursachte das Feuer keinen weitern Schaden, als daß die Herren des Raths von ihrer angerichteten Mahlzeit verhindert wurden." Merkwürdigerweise hielt es der Rath für nothwendig, diesem Bericht ein Dementi folgen zu lassen. In der Zeitung vom 18. Januar 1729 wird nachstehende Correspondenz abgedruckt: „Reval vom 9. Januarii: Man hat vor nöthig befunden, dem

[1]) Konferenzarchiv Nr. 16 (Briefe Schumachers an Stählin vom 12. Juli 1742) Nr. 17 (Briefe Caspari's an Schumacher), Procès verbaux I, 321.

[2]) Procès verbaux I, 169, 152, 164.

[3]) Mat. V, 145. Kommandant Hannibal war Abonnent der „Pet. Wed.".

Publico das Gegentheil zu avisiren, von dem was neulich von dem hier entstandenen Brande berichtet worden. Der unwahrhafte Referent, der ein solches überschrieben, muß alles durch ein Vergrösserungs-Glaß angesehen haben, Indem weder der Brand sehr gefährlich, noch die vom Rath angerichtete Mahlzeit sehr prächtig gewesen."

Tiefere Bedeutung hat ein Revalscher Bericht, der am 4. Februar 1731 aufgegeben und schon am 8. Februar in der Zeitung abgedruckt wurde: „Gestern wurde allhier Ihro Kayserl. Majest. allerhöchsten Nahmens-Tag von allen dero hiesigen getreuen Unterthanen mit grossen Frolocken gefeyert. Alle Häuser waren bey dieser Gelegenheit von aussen mit grünen Laubwerk ausgezieret, wozu des Abends durchgehends eine nette Illumination kam. Am allermeisten aber distinguirte sich hiebey das Ritter-Hauß, als an welchem man bey der Illumination unter anderen Emblematibus auch folgendes fand, Nehmlich das Reichs-Wapen mit einer Sonne auf der Brust des zwiefachen Adlers, die fast den gantzen Adler bedeckete. In der Sonne war ein Triangel: oben hielten zween Engel einen Loorbeer-Crantz, worinnen mit grossen Buchstaben: Vivat ANNA Imperatrix zu lesen war. Unten wurde von zween Cavalliers eine Decke gehalten. Der zur Rechten hielte ein grosses Buch mit einem goldenen Sigill unter der Beyschrifft: Priuilegia Esthoniae. Der zur Lincken war mit einem silbernen Stab in der Hand versehen. Beyde aber lagen auf einem Knie und sahen über sich nach der Sonne und auf der Decke war gleichfalls in Versal Lettern zu lesen:

Das Zeichen deiner Brust in der so hellen Sonne,
Ist Russlands Freud und Lust und Esthlands Fried und Wonne.

Sonst wurde noch an diesem Tage auf dem Ritter-Hause ein prächtiges Festin gegeben, wobey sowohl die gantze Noblesse, als was nur sonst von Distinction hier war, erschiene, und von dem Hrn. Baron von Rehbinder entreteniret wurde." — Vom Revalschen Gymnasium meldet eine Korrespondenz vom 2. Mai 1730 in der Nummer vom 11. Mai: „Gestern wurde auch in dem hiesigen Gymnasio das hohe Crönungs-Fest Ihro Kayserl. Majest. unserer allergnädigsten Souverainin mit einem solennen Actu Oratorio unter Beywohnung einer großen Menge von Zuhörern celebriret. So wohl vor als nach der Oration, welche der Herr Prof. Christian Pfützner von dem Ursprung und Gebrauch der Cronen in lateinischer Sprache hielte, und zuletzt mit einem allerunterthänigsten Glückwunsch gegen Ihro Kayserl. Majest. beschloß, ließen sich die Paucken und Trompeten tapfer hören. Alle hier befindl. von Distinction waren Tages vorher in einem lateinischen Programate dazu invitiret worden." — Die Zeitung vom 13. Febr. 1738 enthält zwei baltische Korrespondenzen: aus Dorpat über die Feier des Namenstages, aus Riga über die Feier der Thronbesteigung, des Geburtstages und des Namenstages der Kaiserin. „Den 19. vorigen Monaths ist allhier sowohl das Gedächtnüß-Fests des Antritts zur Regierung als auch das kurtz darauf den 28. eingefallene hohe Geburths-Fest Ihro Kayserl. Maj. unserer allerdurchl. Monarchin mit großer Pracht gefeyret worden. Den 3. dieses wurde auch allhier Ihro Maj. hohes Nahmens-Fest celebriret, wobey Se. Excell. der General-Lieutenant, hiesiger Gouverneur und Ritter vom weisen Adler-Orden Herr von Bismarck, von allen allhier anwesenden vornehmen Standes-Personen dieserwegen die allerunterthänigste Glückwünsche anzunehmen beliebten. Zu Mittage gaben Se. Excell. ein prächtig tractament, welches mit einem Ball so biß in die späte Nacht währete, sehr vergnügt geendigt wurde. Abends sahe man die gantze Stadt illumi-

niret, und unter anderen prächtigen illuminationen war das Palais des Herrn General-Lieutenants Excell. wegen der allda sehr schön angebrachten Sinnbilder vortrefflich anzusehen. Es stellete das erste davon Ihro Kayserl. Maj. auf einem Throne sitzend vor, und zu deren Füssen einen halben Mond als das Wapen des Türckischen Reichs (es ist die Zeit der Türkensiege Münnichs); zu beyden Seiten aber war die Vorsichtigkeit, Klugheit und Tapferkeit abgebildet. Das zweyte zielte in seiner Erfindung auf die Herrschaft des schwartzen Meers, da nemlich von dem Neptunus, welcher mit seinen See-Pferden vorbeyfähret, solche Ihro Kayserl. Maj. übergeben wird. Das dritte presentirte die Historie in Gestalt eines Jünglings, der in der lincken Hand Ihro Maj. portrait auf ein Buch so von der Zeit unterstützet wurde, hielte, und mit der rechten die zu Ihrer Zeit geschehene Helden-Thaten zu beschreiben beschäfftiget war. Auf dem vierten sehe man das Rußische Reichs-Wapen; das letzte aber enthielte in sich 6 Kraniche auf einer Welt-Kugel unter denen in der Mitte einer mit einem Reichs-Apfel und um welchen die andern ruheten, die Wachsamkeit vorstellete". Im Jahre 1739 erließ der hier genannte General-Leutnant und Vice-Gouverneur von Livland Ludolph August von Bismarck ein Verbot des Werbens „langer Leute", welches am 8. Mai dieses Jahres in einer Rigaschen Korrespondenz vom 30. April in der Zeitung veröffentlicht wurde. Leibes- und Lebensstrafe wurden denjenigen angedroht, die sich freventlich unterständen, „in diesem Hertzogthum und Landen vor auswärtige Puissancen heimliche Werbungen zu treiben, zu dem Ende lang gewachsene Leute, sowohl von Ihro Kayserl. Majestät Unterthanen, als des Commercii halber anhero gekommene Ausländer theils mit Versprechungen, theils mit List unter allerhand betrüglichen Vorwand aus dem Lande über die Gräntzen zu locken und zu entführen und solchergestalt ein Plagium und Menschen-Raub zu begehen", und ebenso denen, die sich bei dergleichen heimlichen Werbungen gebrauchen ließen. — Ein Bericht aus Kurland, in dem bei der Gründung der Zeitung noch das Haus Ketler herrschte, liegt schon in einer der ersten Nummern des Jahres 1728 vor. In der Zeitung vom 23. Januar lesen wir: „Mietau vom 29. December. Nachrichten von Dantzig geben, daß der Printz von Hessen Homburg, welcher ohnlängst von hier dorthin gereiset, vielleicht von Sr. Durchl. dem Hertzog Ferdinand zu seinem künfftigen Nachfolger in der Regierung dieses Hertzogthums möchte ernennet werden." Auch Annoncen aus den baltischen Provinzen kommen schon vor, wenn auch spärlich. Für das Artillerie-Korps in Reval werden 1738 neucastellische Kohlen verlangt und Diedrich Adolph Schröder in Reval kündigt 1737 an, daß er eine Parthey Schwedische Mühlensteine von verschiedener Größe um einen billigen Preis verkaufe.

Einen Ersatz für den Leitartikel und das Feuilleton unserer Tage bietet uns die „St. Petersburger Zeitung" jener Periode in ihrem oft erwähnten Beiblatte, den „Historischen, Genealogischen und Geographischen Anmerckungen über die (bey den) Zeitungen". Selbstverständlich ist der Ersatz kein vollständiger, denn der Leitartikel und das Feuilleton sind bevorzugte Stätten der Subjectivität, und wir haben ja gesehen, mit welcher Feindseligkeit gegen alles Raisonniren und Urtheilen die Verfasser der Anmerkungen ihr Unternehmen begannen. „Solches ist unserem Endzweck zu wieder, als welcher lediglich dahin gehet, die öffentlichen Zeitungen unsern Lesern desto verständlicher zu machen", hatte Müller in seiner Vorrede zum ersten Jahrgange als Regel aufgestellt, und er selbst sowohl, als die Mitarbeiter sind redlich bemüht gewesen, diese Regel zu beobachten — soweit es eben

ging. Handelte es sich um eine politische Nachricht, so suchte man sie dadurch dem Verständniß des Lesers näher zu bringen, daß man auf die Vorgeschichte der Angelegenheit zurückging, und manchmal sogar viel weiter, als es die Nothwendigkeit erheischte. Es ging entschieden zu weit, wenn man die Nachricht vom Eintreffen des Vicekönigs von Neapel mit einem Excurse über die Geschichte dieses Königreiches commentirte, zu weit, wenn man die Ankunft einer chinesischen Gesandtschaft in Moskau zur Veranlassung nahm, um buchstäblich bis auf Adams Zeit in der chinesischen Geschichte zurückzugehen, zu weit, wenn einen die Hildesheimschen Streitigkeiten zwischen dem Bischof und der Bürgerschaft dazu führten, der Controverse wegen der Gründung von Hildesheim Erwähnung zu thun u. s. w. Aber so aufrichtig das Bestreben auch ist, den Leser nicht zu beeinflussen, sondern nur durch eine Fülle von Daten in stand zu setzen, sich ein eigenes Urtheil zu bilden, immer haben die Mitarbeiter ihrem Programm nicht treu bleiben können. Die Abdankung des Königs Viktor Amadeus I. von Sardinien (1730) gab z. B. zu einem Artikel Anlaß, der auf die selbstgestellte Frage, „ob die Abdanckung grosser Potentaten von der Regierung erlaubt sei oder nicht", eine ganz klare Antwort giebt. Auch diese Abhandlung beginnt allerdings mit einer Aufzählung aller Herrscher, die je abgedankt haben: David, Ptolemäus Lagi, Sulla, Diokletian u. s. w., zählt die „sehr differenten Meynungen derer Moralisten und Publizisten" auf, gelangt aber zu einem ganz bestimmten Urtheil: „Es ist wahr, in gefährlichen Zeiten scheint es etwas hart, wenn ein König sein Volck in solchen durch freywillige Niederlegung der Regierung verläst; allein solches ist dem Gewissen desselben zu überlassen, über dessen Größe oder Kleine kein Unbetheiligter urtheilen kann." Diese streng monarchische Gesinnung war einem ernsten Urtheil über die Unsittlichkeit an den damaligen Höfen nicht hinderlich. Zur Nachricht vom Tode einer natürlichen Tochter Jakobs II. wird in den „Anmerckungen" gesagt: „die Historie und Genealogie Königl. Maitressen und derselben Kinder fänget allgemach so in den Schwang zu kommen, als derselben angetrauten Gemahlinnen. Vor diesem lebte man in den Vorurtheil, als wenn es ein Schimpf seyn, auf natürliche Weise von hohen Potentaten abzustammen. Dasselbe ist nunmehr denen Menschen abgenommen u. s. w."—In kirchlichen Fragen mußte es in dieser konfessionell sehr regen Zeit ganz besonders schwer fallen, die Objektivität zu wahren, doch müssen wir den Verfassern der „Anmerckungen" das ehrende Zeugniß ausstellen, daß sie es wohl verstanden haben, eine warme evangelische Gesinnung mit großer Unpartheilichkeit zu verbinden. In einem Artikel über die Inquisition wird diese natürlich durchaus verurtheilt, der Ton ist aber, wie immer, streng sachlich und gemäßigt: „vor dem 13. Jahrhundert nach Christ Geburth hat man davon nicht das geringste gewußt, weil man in den ersten Zeiten der christlichen Kirche die von den gegenseitigen Meinungen alle mit Sanfftmuth und nicht mit Zwang hat zu bekehren gesucht". Die Wärme der evangelischen Gesinnung tritt auch bei der Behandlung der Emigration der Salzburger Protestanten und ihrer Aufnahme durch Friedrich Wilhelm I. deutlich zu Tage, zu gleicher Zeit war aber das Blatt durchaus im stande, den Evangelischen Unrecht zu geben, wenn deren Aufführung dem loyalen Geiste, der es beseelte, widersprach. In jenem schon erwähnten Artikel über die Hildesheimer Streitigkeiten, wird bemerkt, daß der Bischof durchaus berechtigt gewesen sei, die aufrührerischen Bürger zur Strafe des „Karrenschiebens" zu verurtheilen; die Strafe sei sogar gelinde, da der Aufruhr „ein viel mehreres verdient hätte, von was für Religionsverwandten er auch herrühren mochte." — Wir besitzen in den „Anmerckungen" auch eine Abhand-

lung, die von einer rein religiösen Angelegenheit handelt. Die Zeitung vom 26. Juli 1731 hatte die Meldung gebracht, daß in Tübingen ein so genannter Libertiner oder Atheist, namens Justinus Liebermann, getauft worden sei, und in dieser Veranlassung wurden in den „Anmerckungen" einige genauere Nachrichten über diese in Siebenbürgen und in Holland verbreitete Sekte gegeben, die sich auf die Aussagen des Konvertiten Liebermann stützten. Der Verfasser des Artikels, der nicht abgeneigt scheint, in der ganzen Liebermannschen Affaire einen Schwindel zu erblicken, zweifelt auch daran, daß wirkliche Athei existiren können, und giebt zum Schlusse des Artikels, nachdem er von Deisten, den französischen Esprits forts, die sich „klüger als die Canaill zu seyn einbilden" und den Naturalisten gesprochen, folgende Erklärung ab, die sowohl durch ihre Toleranz, als durch ihre Glaubenswärme charakteristisch ist: „Und so sind die Menschen in Meinungen zertheilt und hegen gegen einander die bitterste Todfeindschaft; Ja dieses ist die Materie zu den greulichsten Verfolgungen. Wolte GOTT, daß eines jeden Hertz gewiß und seine Tritte feste und sicher wären, daß er sich nicht von einem jeglichen Wind der Lehre dürfte wanckend machen lassen, sondern sich allein hielte an die einzige Quelle des Heils, welche ist unser Erlöser Christus". Trotzdem scheint dieser Artikel oder wahrscheinlich schon die Zeitungsmeldung bei der Geistlichkeit Anstoß erregt zu haben — es erschien wohl bedenklich, daß Liebermanns Aussagen über die atheistischen und kommunistischen Anschauungen seiner Sekte überhaupt veröffentlicht worden waren. Am 26. August 1731 (der Artikel in den „Anmerckungen" war am 16. August erschienen) schreibt Schumacher an Groß nach Moskau:[1]) „Wann die „Anmerckungen" von den Libertinern, worinnen man gemeldet, daß des Libermanns vorgehen sehr verdächtig, Sr. Excellenz dem Herrn Envoyé de Dieu nicht Satisfaktion genug giebt, so sind wir bereit, beigehenden Artikul dießer sachen halber einzurücken, um Sr. Excell. zu erkennen zu geben, daß wir an eines solchen vagabonds betrügereyen keinen theil nehmen." Welch eine Persönlichkeit sich als „Envoyé de Dieu" eingemischt hatte (vielleicht ist es Feofan Prokopowitsch, Erzbischof von Nowgorod, der mit Groß in Verkehr stand), wissen wir nicht, jedenfalls scheint er sich ohne besondere Erklärung zufrieden gegeben zu haben. — Ueber die Autoren der einzelnen Aufsätze in den „Anmerckungen" sind wir vielfach im Ungewissen. Erst seit 1738 (über anderthalb Jahre hatte das Unternehmen ganz gestockt: 1736 erschienen statt 104 Nummern nur 36, und 1737 keine einzige) sind die Artikel mit dem Anfangsbuchstaben des Verfassers gezeichnet, so daß wir für die Jahre 1729—1736 ausschließlich auf archivalische Quellen und Wahrscheinlichkeitsschlüsse angewiesen sind, die nicht immer ausreichen. Die historischen, geographischen und genealogischen Artikel rühren in der ersten Zeit, wie Müller bezeugt, zu einem Theil von Cramer her, dem Beckenstein seine Excepte zur Verfügung stellte, die meisten werden aber bis zum August 1730 Müller selbst zum Verfasser haben. Später sind Stählin, der ganz direkt als Redakteur der „Anmerckungen" bezeichnet wird, und Friedrich Joh. Brehm Verfasser historischer Artikel. Der Letztere hat große Abhandlungen über die Geschichte der Republik Genf, über die Jülich-Clevesche Erbfolgefrage und über die Reichs-Vikarii während einem Interregno in dem Römischen Teutschen Reich u. s. w. geschrieben. — 1735 und 1736 werden größere politische Abhandlungen aus ausländischen Quellen abgedruckt. Von den Glückwunsch-Artikeln und Gedichten, welche Juncker und Stählin zu Verfassern haben, ist bereits geredet worden.

[1]) Konferenzarchiv Nr. 16.

Ersetzen die historischen und politischen Artikel den heutigen Leitartikel, so stehen die moralischen, naturwissenschaftlichen, mathematischen 2c. Aufsätze an der Stelle des Feuilletons. Ihr feuilletonistischer Charakter wird in der Vorrede zum Jahrgange 1733 deutlich hervorgehoben. „Wir haben," heißt es hier, „hauptsächlich dahin getrachtet, wie wir auch gewisse nöthige Materien, die insgemein in einem Nebel von Kunst-Wörtern verhüllet liegen, durch einen unschweren und deutlichen Vortrag in ihr gehöriges Licht stellen möchten; Welches um deswillen nicht die leichteste Bemühung ist, weil sowohl die Teutsche Sprache, in der wir schreiben, als auch die Rußische, in die unsere Gedancken übertragen werden, alle Begriffe auszudrücken noch nicht genug bequem gemacht ist." Die Autoren dieser feuilletonistischen Aufsätze waren wissenschaftliche Kapazitäten allerersten Ranges: Leonhard Euler, der große Mathematiker (geb. 15. April 1707 in Basel, gest. am 7. Nov. 1783 in St. Petersburg) und die drei Würtemberger Georg Wolfgang Krafft (1701—1754), Professor der Physik und gleichzeitig auch Mathematiker und Astronom, Josias Weitbrecht (1702—1747), Professor der Physiologie und Anatomie und dabei auch praktischer Arzt, und der Naturhistoriker Johann Georg Gmelin (1709—1755) der Reisebegleiter Müllers und Verfasser der „Flora sibirica." Diese vier wurden, wie bereits gesagt, im Jahre 1729 Mitarbeiter an den Anmerckungen, und mit Ausnahme von Gmelin, der ja 1733 Petersburg verließ, sind sie es auch die ganze Zeit über geblieben. Von Euler gezeichnet ist allerdings nur ein einziger Artikel „von der Gestalt der Erden" im Jahrgange 1738, doch stammen in der ersten Periode der „Anmerck." sicher so manche Stücke von ihm; als aus Kraffts Feder herrührend sind 21 größere und kleinere Abhandlungen beglaubigt und Weitbrechts Autorschaft steht ebenfalls für eine Reihe von Abhandlungen fest[1]). Im Jahre 1733 wurde die Abfassung von Anmerkungen sämmtlichen Professoren und Adjunkten mit Ausnahme der 5 ältesten Akademiker Goldbach, Beckenstein, de l'Isle, Duvernoi und Bayer vom Präsidenten Baron Keyserlingk zur Pflicht gemacht[2]), und es haben sich hierauf noch der Professor der Mechanik Joh. Georg Leutmann, der Astronom und Geograph von Winsheim, der Astronom Heinsius, der Physiker Georg Wilhelm Richmann (Sohn eines Dörptschen Rentmeisters, geb. 1711 in Pernau), der 1753 im physikalischen Kabinet vom Blitze erschlagen ward, der Chemiker Christlieb Ehregott Gellert, ein Bruder des Dichters, der Jurist Strube de Pyrmont und And. an den „Anmerck." betheiligt.

Präsident Baron Keyserlingk hatte in seiner Instruktion vom Jahre 1733 vor Allem die „moralischen" Abhandlungen empfohlen, doch sind neben den historischen Artikeln die naturwissenschaftlichen während der ganzen Zeit vorherrschend geblieben. Die moralischen Artikel wurden häufig ausländischen Blättern, und zwar englischen entlehnt, so „Vom guten Gebrauch der Zeit" und „vom lächerlichen Aberglauben einfältiger Leute" (beide aus dem „Spectator"), „Von der Uebermäßigkeit im Trunck" (aus dem „Tatler") u. s. w. In dem letzteren heißt es: „Die Lehre von angenehmen Zeit-Verkürtzungen ist bißhero von so wenigen überleget worden, daß so gar die meiste junge Herren und sonderlich diejenige, welche nicht von der höchsten Abkunfft sind, selbige im Trunck zu suchen pflegen." Hochinteressant ist im Jahrgange 1732 das „Eingesandt" eines kinderlosen Gutsbesitzers, der da beschreibt, wie er sich der Er-

[1]) Vgl. die Biographien dieser Männer in Pekarski's Geschichte der Akademie, Bd. I.
[2]) Мат. II, 413.

ziehung der Kinder seiner Gutsleute angenommen. Leider fehlt jede Namens- und Ortsangabe.

Die naturwissenschaftlichen und mathematischen Artikel zeichnen sich im Allgemeinen durch dieselbe Vorsicht und Objektivität aus, wie die politischen, sind aber doch frischer gehalten, und neben ängstlichem Festhalten am Ueberlieferten finden wir einige Ansätze gesunder Kritik. Im Jahre 1729 war in den Zeitungen gemeldet worden, ein gewisser Pater Romuald habe die Lösung der mathematischen Probleme der Quadratura Circuli, Trisectio Anguli und Duplicatio Cubi gefunden, worauf hin Krafft in einem längeren Aufsatze bemerkt: „Der Cardinal Perron hat zu sagen pflegen, er halte die für verlohrene Köpfe, welche sich auf eines von den folgenden Stücken applicirten, als auf die Quadraturam Circuli, Multiplicationem Cubi, Perpetuum mobile, Lapidem Philosophorum, Astrologiam divinatricem und Magiam. Wolten wir dieses auf obbenannten P. Romuald ausdeuten, so möchten wir denselben gleichfalls vor verlohren halten. Allein solches gestattet unsere Bescheidenheit nicht, und die gute Hofnung, welche wir von jedem hegen, so lange wir von demselben nicht des Gegentheiles überzeugt sind." Diese Bescheidenheit, die jedenfalls zu den edelsten und glücklichsten Eigenschaften des Gelehrten gehört, ging bei den Mitarbeitern der Anmerkungen zu weit und trübte nicht nur ihre Kritik, sondern war auch die Veranlassung, daß sie auf zweifelhafter Basis weiter bauten. Krafft z. B. war der Astrologia divinatrix selbst ergeben. Eine derartige Paarung von tiefer wissenschaftlicher Einsicht mit krassem Aberglauben, der sich übrigens nicht bei allen Mitarbeitern der „Anmerck." findet, braucht uns ja nicht sonderlich Wunder zu nehmen: ähnliche Erscheinungen hat es zu allen Zeiten gegeben. — Um auf die „Anmerck." zurückzukommen, so wurde 1731 aus Paris gemeldet, daß die sympathetischen Tropfen, welche der General de la Motte dem Papste geschickt habe, gut angeschlagen hätten, was Weitbrecht zu einer Abhandlung über Sympathie und Antipathie veranlaßte. Er erklärt es für die „eigentliche verrichtung eines Natur-Kündigers, alle Begebenheiten, die theils im Himmel, in der Lufft, auf und unter Erde vorgehen", „aus wahrhafftigen und zulänglichen Gründen zu erklären", und fährt fort: „Ist aber vieles entdeckt worden, so ist auch zu bekennen, daß noch vieles übrig seye, welches uns noch verborgen ist, und vieles, welches auch in Ewigkeit verborgen bleiben wird. Und dieß ist auch die Ursache, warum man es sowol der alten, als der heutigen Welt nicht verdencken muß, wenn sie seltzame, wunderbahre und über ihren Horizont sich erstreckende Begebenheiten bald einigen verborgenen Eigenschafften, die in den Cörpern stecken, bald einer Hexerey, bald gar noch etwas ärgerem zu eignen." Die Menschen wollten eben nicht Gott die Ehre geben und ihre Unwissenheit bekennen. Der Autor erkennt, daß es fruchtlos wäre, wenn er versuchen wollte, „dergleichen Arten zu raisonniren abzuschaffen", und wendet sich seiner Materie zu: „Es ist solche die Sympathie und ihr Nachbar, der ihr immer den Untergang drohet, die Antipathie. Ihr General-Nahme ist qualitas occulta oder verborgene Eigenschafft, ihre Brüder und Schwestern sind der Magnetismus, die Attractio &c., ihre Kindern die Idiosyncrasia, und beynahe alle diejenige Lateinische und Griechische in unserer teutschen Muttersprache nicht übliche Wörter, welche das Wachsthum der Metallen, der Pflantzen, die würckung derselben in Menschen und Thieren &c. auf eine dunckele und unverständliche Weise erklären." Weitbrecht giebt nun einige Exempel, knüpft aber wohlweislich „den Beding" daran, daß man den Beweis nicht fordere: das Anschauen eines Basilisken soll einem das Leben nehmen, ein Schwalben Hertz das Gedächtniß

stärken, Wasser soll aufhören, zu kochen, wenn man einen Topas hinein wirft, „wann eine Henne ob den Eyern sitzt und in selbigem Hause ein Ey am Feuer gebraten wird, so sollen keine Küchlein ausgebrütet werden können" 2c. Zu dem Steren Beispiel fügt der Autor hinzu: „die Wahrheit hievon kan eine jede Hausfrau leicht erfahren." Er selbst scheint das Experiment nicht gemacht zu haben. Auch das ungeheuerliche Rezept der Wundsalbe des Paracelsus „Mooß aus eines Menschen Hirnschale zwei untzen, Mumien eine halbe untze, Leinöl 2 quintlein, Rosenöl und Armenischen Bolus jedes eine untze" („J. Baptista Porta thut noch darzu 2 untzen Menschen-Fett, eine halbe untze Menschen-Blut und eine untze Terpenthin-Oel") giebt Weitbrecht ohne ein Wort der Kritik. Daß er einer solchen fähig ist, zeigt ein anderer Aufsatz, über die „Stuffenjahre", in dem er an der Hand des Todtenregisters nachweist, daß das 63. Lebensjahr nichts besonders Schreckliches an sich habe, und in einem Artikel über die Wasserscheu legt er gegen den Aberglauben, daß die von der Hundswut Befallenen wie die Hunde bellen sollen, Verwahrung ein. Weitbrecht war ein streitbarer Herr und der Injurienprozeß, den Juncker gegen ihn angestrengt hatte, hat der Akademie viel Arbeit gemacht. — An die Möglichkeit, Gold zu machen, hat der Verfasser eines Artikels über die Alchimie entschieden geglaubt, wenn er auch am Steine der Weisen zweifelt. Die Historia von dem Apotheker-lehrling Bötger, dem Erfinder des sächsischen Porzellans, der 13 Zweigroschen-stücke in Gegenwart seines Herrn in das feinste Gold verwandelt hätte, ist ihm „so bekannt, daß man keine Ursache daran zu zweifeln hat." Aehnlich spricht sich ein Einsender aus: „Kurtzum, ich halte nicht vor ohnmöglich, Gold zu machen, aber den, der es könte, hielte ich für eine schädliche Creatur." Die Sage von der Entstehung des Basilisken wird dagegen schonungslos widerlegt. „Es ist," sagt der Verfasser, „nach den Gesetzen der Natur unmöglich, daß ein Hahn würcklich Eyer lege. Solches kan so wohl durch tüchtige Gründe bewiesen, als mit Exempeln bestätiget werden." Er schließt mit dem Ausrufe „Es giebt ohne dem genug Basilisken auf der Welt". — Auch gegen die Astrologen ist in den „Anmerck." Front gemacht worden.

Von großem Interesse ist für uns die hier schon erwähnte Abhandlung über die Ueberschwemmungen in St. Petersburg, ein Auszug aus einer größeren Arbeit, die Prof. Leutmann in Veranlassung der Ueberschwemmung von 1726 ($3^1/_3$ Arschin = $8^{1}.6$ Fuß) verfaßt hatte. Leutmann sucht die Ursachen der Ueberschwemmungen zu ergründen und stellt unter Anderem folgende Thesen auf: „Die in der Ost-See entstehende Süd-West-Stürme treiben das Wasser in den Sinum Finnicum, streichen vor den-selben vorbey auf den Sinum Bothnicum loß, und verhindern, daß das Wasser aus dem Sinu Finnico nicht zurück kan in die Ost-See. Diese anhaltende und biß an den Newa Strohm fortlauffende Süd-West-Stürme treiben das Meer gegen die Newa, und machen, daß sich der Strohm vom See-Wasser stemmet. Die Newa kan wegen der hochliegenden Ladoga und ihren Wasser-Falle nicht weit zurück treten, sondern wird von dem entgegen kommenden See-Wasser auffgehalten, dahero ergiest sie sich nur am Einflusse des Meers, und also wird das Wasser schnell höher und läuft auch bald wieder ab. Die Sturm-Winde entstehen im Herbst nicht nur öfter, sondern streichen auch weit fort und währen also länger als zu anderer Jahres-Zeit. Dahero entstehet der Ueberlauf des Strohms nur mehrentheils im Herbste. Wiewohl man auch will erfahren haben, daß zu einer Zeit in der Erndte und also sehr zeitig der Fluß ebenso hoch als im Herbst gewöhnlich ist, ausgetreten sey." Leutmann will „denen auswärtigen Nationen die irrige Meinung benehmen", „als

sey die Ergiessung zu St. Petersburg auf gleiche Weise beschaffen, wie die Inundationes in Frießland, Jevern und in allen in der Tiesse liegenden Ländern, wo das auftreibende Meer mit Teichen oder Dämmen muß eingeschräncket werden, welche wenn sie brechen, das völlige Wasser in die tiefe Länder einlassen." „Mit der Aufschwellung und Ueberlauf der Newa hat es eine gantz andere Beschaffenheit. Diese wird von keinen Dämmen eingeschräncket, sondern ergiesset sich nur in ihren Ufern, breitet sich so denn auf das nahgelegene glatte Land aus, und fliesset so bald der Sturm aufgehöret, mit dem Strohm wieder ab. Es ist daher auch der Schaden, welcher gemeiniglich dadurch verursachet wird, um ein grosses erträglicher als an andern Orten, nur daß zuweilen die Keller und andere an tieffen Orten gelegene Niederlagen von Kaufmans-Gütern etwas leiden, welches jedoch die meiste Zeit durch eine gute Vorsichtigkeit, indem bekannt ist, zu welcher Jahres-Zeit ohngefähr die Ueberschwemmung eintrift, da man alsdenn die Güter in die Höhe zu bringen und die Fässer zu stützen pfleget, kan vermieden werden." In einem anderen Aufsatze wird darauf hingewiesen, daß auch Ebbe und Fluth bei den Petersburger Ueberschwemmungen eine Rolle spielten: „Ein Westwind treibt die Fluth durch den Sund in die Ostsee und verhindert zur Zeit der Ebbe das Wasser am Ablaufen." Wissenschaftlich ist man in dieser Beziehung heute nicht viel weiter, als Leutmann im Jahre 1726, die sozialen Verhältnisse aber scheinen sich zum Schlechteren verändert zu haben, denn der alte Professor spricht nur von Kaufmannsgütern, die sich in Kellern und anderen an tiefen Orten gelegenen Niederlagen befinden, nicht aber von menschlichen Wohnungen. — Von anderen interessanten Aufsätzen nennen wir noch Krafft's „merkwürdigste Witterungsgeschichten allhier in St. Petersburg von 1726 bis 1736" (1738), ferner von demselben Autor die Beschreibung des berühmten „aus Eis gemachten Hauses" vor dem Winterpalais, und die Abhandlung über die „ungewöhnliche Kälte des nächstvergangenen Winters in ganz Europa", beide aus dem Jahre 1740. Im Aufsatze über das Eishaus polemisirt Krafft gegen einen ausländischen Zeitungs-Schreiber, augenscheinlich einen Frankfurter, der an dem Eishause gezweifelt hat. Das ist vielleicht das erste Beispiel einer nicht offiziösen Zeitungspolemik in unserem Blatte. — Unter den wissenschaftlichen Notizen, die in der Zeitung selbst, nicht in den Anmerkungen, enthalten sind, ist besonders der Bericht über die Entdeckung der Beringsstraße interessant. Er findet sich in der Nummer vom 16. März 1730.

Was wir heute in die Rubrik „Mannigfaltiges", „Vermischtes", „Kleines Feuilleton" 2c. bringen, das stand damals in den ausländischen Korrespondenzen zu lesen. In einem Athemzuge wurden ja hier die verschiedenartigsten Materien behandelt. — Ob die „St. Petersburger Zeitung" die erste nachweisbare Seeschlange, die sich nach Salomon im Jahrgange 1727 der „Berl. Priv. Zeitung" findet, in ihre Spalten aufgenommen hat, wissen wir nicht, da der erste Jahrgang nicht erhalten ist, dagegen hat die Nummer vom 27. Juli 1728 eine recht hübsche Spielart der Seeschlange aufzuweisen, einen „grossen bißher gantz unbekannten Fisch, welcher einen Kopf wie ein Stier und Menschen Füsse gehabt," und noch früher, schon am 8. Juni 1728, etwas so Schönes, daß man es um keine Seeschlange weggeben möchte, — ein Teuffelgen mit funckelnden Augen und 2 kleinen schwartzen Hörnern. Im Jahre 1898 ist dieses Geschichtchen bereits in der „St. Petersb. Ztg." reproduzirt worden, wir möchten es aber nochmals anführen. In einem Pariser Bericht wird ohne jeden Absatz, ohne jeden trennenden Gedankenstrich, zuerst vom Friedens-

Kongreß, dann von der Ernennung eines neuen Krieges-Ministers, von einer merkwürdigen magnetischen Kur und schließlich von nachstehendem Vorfalle erzählt: „Von Riaville, einem unter das Amt Verdün im Lotharingischen gehörigen Dorffe, ist folgende seltsame Begebenheiten an die hiesige Fakultät der Medikorum berichtet worden: Ein Bauers-Mann hat sich schon bey 6 Jahren schmertzhafften Leibes befunden, und jederzeit über ein Thier geklaget, womit er in seinem Magen schwanger gienge. Er konte fühlen, wie es von einer Seite zur andern gesprungen. Und die Herrn Dorff-Medici wurden gleichfalls davon überzeuget, indem sie eine starcke Bewegung verspüret, wen sie die Hand an den Ort geleget, wo der Bauers-Man den Anstoß gefühlet. Man suchte auf unterschiedene Weise denselben zu helffen, da der eine auf den Vorschlag fiele, daß man das Thier durch eine Purgantz vertreiben solle, ein anderer riethe, daß man es durch Gifft um's Leben bringen müsse, damit es in den Gedärmen keinen weiteren Schaden thäte; der dritte aber, alle übrige Vorschläge verwarff, weil man kein dergleichen Gifft erfinden könne, welches der Natur des Thieres zu wieder wäre, und zugleich dem Patienten nicht am Leibe schadete. Eine alte Frau, welche sich bey der Consultation befand, gab hiernechst den Anrath, durch ein starcker Vomitiv das Thier zur Geburth zu befördern, und hatte das Glück, daß solches von dem gantzen Consessu vor gut befunden und appliciret wurde. Den dritten Tag darauf kam endlich das Thier lebendig zum Vorschein. Es war 5 Zoll lang, hatte einen schwartzen Kopf und funckelnde Augen, auch 2 kleine schwartze Hörner. Die sechs Füße waren spitzig wie die Nadeln, und der Schweiff wie von einem Fisch. Der Leib war rund und auf den Rücken harig. Der Bauch aber Schnee-weiß und an demselben 8 Enter, aus denen ein weißer Safft ging. Ein jeder erstaunete über den grausamen Anblick desselben, und urtheilete daß noch mehr dergleichen Thiere in des Mannes Leibe sich befinden würden, welche von diesem als einer Mutter wären gezeuget und ernehret worden; wie den auch der Patient nachdem noch einige Schmertzen verspüret hat. Der Dorff-Caplan war mit zur Besichtigung geladen, und hielt dasselbe Thier vor eine Art von einem Teufel, welches auch einige von den Zuschauern ihm zu gefallen glaubeten, und noch mehr darin bestärcket wurden, als man daß Thier auf Anrathen des Kapellans in einer Pfanne zum Feuer setzte, und dasselbe nachdem es etliche mahl herausgesprungen, endlich mit so großen Krachen zerborste, als wen man eine Flinte loßgebrant hätte. Man erwartet, nunmehro zu vernehmen, wann die übrigen jungen Teuffelgen gleichfalls zur Welt kommen werden.“



Adler der „St. Petersburger Zeitung" von 1757—1774.

Die zweite Periode.

Vom Eingehen der „Anmerckungen" bis zur Zeitungsreform unter dem Direktor Domaschnew. 1742—1776.

Mit dem Sturze Schumachers und der Entsetzung Tauberts begann für die Zeitung ebensowohl, wie für die ganze Akademie, das Regiment des Drechslers und Kollegienraths Andrei Konstantinowitsch Nartow. „In der Uebersetzungskammer", heißt es in dem Dekret Golowins, Ignatjews und Jussupows vom 30. Okt. 1742, „sollen dieselben Uebersetzer bleiben, mit Ausnahme des Unterbibliothekars Taubert und Buchwostows; die Oberaufsicht über die Veröffentlichung jeglicher Nachrichten und Zeitungen ist kraft namentlicher Erlasse den Chefs (главные) anvertraut. Da aber nun durch einen namentlichen Erlaß diese Oberaufsicht dem Rath Nartow anvertraut ist, so ist hierin nach den Erlassen zu verfahren"[1]. Am 6. Nov. verfügt Nartow, daß die Uebersetzung der Zeitungen und „Anmerckungen" den Uebersetzern Golubzow, Lebedew, Popow und dem Studenten Freygang obliege[2]. Der deutschen Zeitung geschieht direkt keine Erwähnung, sie liegt uns aber aus der Zeit des Nartowschen Regiments vor und unterscheidet sich in keinem Stücke von den früheren Jahrgängen. Wer hat sie redigirt, wer hat ebenso für sie, wie für die russische Zeitung die Artikel aus den ausländischen Blättern ausgesucht? Nartow selbst war dazu nicht im stande, ein Kanzleierlaß, welcher eine bestimmte Persönlichkeit mit diesem Amt betraut, schein nicht erhalten zu sein, und wir sind daher lediglich auf Vermuthungen angewiesen. Von den genannten Mitgliedern der Uebersetzungskammer kommen hier hauptsächlich Lebedew und Freygang in Frage. Wassili Lebedew, einer der 12 Zöglinge der Moskauschen slavisch-

[1]) Мат. V, 405.

[2]) Мат. V, 416; Kanzleiarchiv № 452.

griechisch-lateinischen Akademie, die im Jahre 1736 Studien halber an die Akademie kamen[1]), wurde im Jahre 1740, nachdem die Professoren seine Kenntnisse und seine Führung gut attestirt hatten[2]) als Uebersetzer angestellt, und hat während der Nartowschen Periode jedenfalls eine hervorragende Rolle in der Zeitungsexpediton gespielt: Die Befehle, Artikel und Annoncen in die Zeitungen aufzunehmen, werden aus der Kanzlei an ihn gerichtet[3]). Nichts aber spricht dafür, daß er die Artikel aus den Blättern ausgesucht und auf diese Weise den wesentlichen Text der „St. Petersburger Zeitung" zusammengestellt habe. Er verstand wohl deutsch und übersetzte aus dieser Sprache in die russische, Nartow hielt aber von seinen deutschen Kenntnissen nicht viel[4]) und auch als Uebersetzer hat er sich den Tadel des Kanzleidirektors zugezogen. „Da der Herr Rath Nartow," heißt es im Kanzleiprotokoll vom 30. April 1743, „die Bemerkung gemacht hat, daß der Uebersetzer Wassilei Lebedew die Zeitungen sehr schlecht übersetzt, so ist auf Befehl Ihrer Kaiserlichen Majestät[5]) angeordnet worden, daß er diese Zeitungen, nachdem er sie übersetzt, dem Secretär Woltschkow zur Prüfung vorlegen soll"[6]). — Für Freygang spräche der Umstand, daß es eigentlich nahe liegen mußte, mit der Redaktion der deutschen akademischen Zeitung einen Deutschen zu betrauen, der der russischen Sprache mächtig war. Ein solcher war Freygang. Als Sohn eines am Ingenieurkorps angestellten Stabschirurgus in St. Petersburg geboren, trat Gustav Cornelius Freygang im Jahre 1731 im Alter von 10 Jahren in das akademische Gymnasium und wurde nach Absolvirung desselben am 26. Februar 1741 als Student mit einem Gehalt von drei Rubeln monatlich (!) bei der Bibliothek angestellt, wobei ihm besonders eingeschärft wurde, daß er die russische Sprache nicht vergessen und sich fleißig in dem Uebersetzen aus anderen Sprachen in's Russische üben solle. In demselben Jahre wurde sein Gehalt verdoppelt, 1742 hörte er Kollegien bei den Adjunkten Gellert und Crusius und war zugleich im März dieses Jahres der Hauptübersetzer der „Pet. Wed." Seine Instruktion ist uns erhalten[7]). Vom Dienstag auf den Mittwoch und vom Freitag auf den Sonnabend mußte die Zeitung nebst den Anmerkungen aus dem Deutschen in's Russische übersetzt und dann in die Typographie geschickt werden, damit sie am Mittwoch und Sonnabend gedruckt und am Donnerstag und Montag mit der Post nach Moskau (hier verweilte ja damals der Krönung wegen der ganze Hof) befördert werden könnte. Unter Androhung von Strafen wurde Freygang und den andern Uebersetzern, die in diesem Schriftstück nicht genannt werden, eingeschärft, daß sie das Manuskript und die Korrekturen nur ja in der Akademie, und nicht zu Hause, fertig stellten, damit die Druckerboten nicht stundenlang zu warten hätten. Unter Nartow hat Freygang die Stellung des Hauptübersetzers der „Pet. Wed." nicht mehr inne gehabt — wie wir gesehen haben, war Lebedew mit diesem Amte betraut worden. Nartow war mit den russischen Kenntnissen Freygangs ebensowenig zufrieden, wie mit den deutschen Lebedews. Gegen die Annahme, daß Freygang die „St. Petrsbg. Zeitung" verfaßt habe, läßt sich anführen, daß er in seinen Gesuchen um Gehaltaufbesserung, die er

[1]) Мат. III, 212.
[2]) Мат. IV, 396.
[3]) Kanzleiarchiv Nr. 452 (8. Dez. 1742) Nr. 454, (16. Juli 1743).
[4]) Мат. V, 875.
[5]) Uebliche Formel der Kanzleierlasse.
[6]) Kanzleiarchiv Nr. 453.
[7]) Мат. V, 83.

am 10. Mai und am 25. Dezember 1743 aufgesetzt hat, einer solchen Beschäftigung nicht Erwähnung thut, obwohl er die übrigen aufzählt und unter Anderem auch sagt, er habe, da die deutsche Typographie keinen Korrektor besäße, die Korrektur der deutschen Zeitungen und Anmerkungen besorgt[1]). Dieses ist allerdings nicht völlig beweisend: es ist sehr möglich, daß Freygang die Führung des Korrektoramtes deshalb speziell erwähnt, weil er hierfür eine besondere Gage beanspruchen konnte. An Freygang denkt man hauptsächlich deshalb, weil er später die „St. Petersburger Zeitung" erwiesenermaßen redigirt hat. — Unter den Personen, die in der Zeit vom November 1742 bis zum 15. Dezember 1743 möglicherweise die Zeitungsartikel ausgesucht haben, kommt als Dritter der Kanzleisekretär Ssergei Woltschkow in Betracht, und wir gestehen, daß sich für ihn gewichtigere Gründe anführen lassen, als für die beiden Anderen. Im Zeitungswesen verfügt Woltschkow über mehr Erfahrung als Lebedew und Freygang: von 1736 bis 1740 hatte er die Zeitungen und Anmerkungen in's Russische übersetzt[2]), und es ist daher begreiflich, daß ihm 1743 die Prüfung der Uebersetzungen Lebedews übertragen wurde. Nartow hielt ihn außerdem für einen tüchtigen Kenner der deutschen Sprache, denn als Freygang im Mai 1743 um Gagenerhöhung bat, wurde Woltschkow der Auftrag, seine Uebersetzungen aus dem Deutschen zu prüfen[3]). Daß Woltschkow fließend deutsch schreiben konnte, ersehen wir auch aus seiner Korrespondenz mit den Professoren. Wir erfahren ferner, daß er im Interesse der Zeitung thätig war — er wurde am 4. Juli 1743 von Nartow beauftragt, Erkundigungen über die Festlichkeiten in Veranlassung des Friedens mit Schweden bei hochgestellten Persönlichkeiten einzuziehen[4]) — und daß die ausländischen Blätter in seine Hände gelangten. Wie aus dem Konferenzprotokoll vom 17. Februar 1743 ersichtlich, erbat er sich von den Professoren die Liste der von ihnen gewünschten Zeitungen, damit er sie ihnen ununterbrochen zugehen lassen könne[5]). Alles dieses läßt ziemlich glaubhaft erscheinen, daß Woltschkow oder Sergei v. Wolczkoff, wie er in seinen deutschen Briefen zeichnete, in der strittigen Zeit der Hauptredakteur der „St. Petersburger Zeitung" gewesen sei, aber sicher ist es deshalb noch nicht. Außer den Genannten kämen in zweiter Linie vielleicht noch der frühere Redakteur Adjunkt Brehm[6]) und die Uebersetzer Golubzow, Popow und Groening in Betracht, doch

[1]) Die Kanzlei bestätigt dieses in einer Resolution vom 31. Mai. Sie sagt hier, daß Freygang die Korrektur der Zeitungen und Anmerkungen besorge, obwohl von den letzteren eigentlich nicht die Rede sein konnte, da sie seit dem 21. Oktober 1742 nicht mehr erschienen waren. Man war aber gewohnt, die Zeitungen und Anmerkungen in einem Athemzuge zu nennen. — Die Daten über Freygangs Leben: Mat. II, 90 u. 93; IV, 579 u. 639; V, 661 u. 1015—16; Procès verbaux I, 715.

[2]) Mat. II, 3; IV, 491.

[3]) Mat. V, 661.

[4]) Konferenzarchiv. Nr. 512.

[5]) Procès verbaux I, 728.

[6]) Pekarski giebt sogar in seiner Geschichte der Akademie (I, 587) direkt an, daß Brehm 1743 die Zeitung geschrieben habe, doch beruht das augenscheinlich auf einer falschen Datirung des im angezogenen Kodex Nr. 787 des Kanzleiarchivs enthaltenen Verzeichnisses des ehemaligen und im Amte befindlichen Personals der Akademie. Der Kodex trägt allerdings die Inschrift „1742 und 1743", doch ist dieses Verzeichniß, in dem von Brehm gesagt ist: „schreibt die hiesige Zeitung", im Jahr 1741 abgefaßt worden, denn der Botaniker Amman, der am 4. Dezember 1741 starb, ist hier als lebend bezeichnet, und Leonhard Euler, der am 20. Mai 1741 seinen

wird Brehm als Mitglied der Konferenz kaum in näheren Beziehungen zur Kanzlei gestanden haben, und die drei Andern sind gleichfalls schwerlich mit dieser Arbeit betraut worden, da Golubzow mit den Uebersetzungen für die Untersuchungskommission und mit der Uebertragung eines Theiles der Sibirischen Geschichte Müllers vollauf beschäftigt war, Nikita Popow, der Ankläger Schumachers und spätere Professor der Astronomie, auf eine Klage Freygangs hin vom 12. November 1742 bis zum 19. August 1744 unter Arrest war[1]) und der Finnländer Groening, ein spezieller Adlatus des Astronomen de l'Isle, dem Zeitungswesen überhaupt fern gestanden zu haben scheint. — Einige Daten über das Leben Woltschkows wollen wir mittheilen: Er trat im Jahre 1723 in den Staatsdienst, machte 1725 eine Reise nach Schlesien, wurde 1727 Uebersetzer im Kollegium des Auswärtigen und erhielt 1730 den Posten eines Gesandtschaftssekretärs in Berlin, den er unter 4 Gesandten bekleidete. 1736 wurde er mit dem für diese Zeit sehr hohen Gehalt von 560 Rub. als Sekretär der Russischen Versammlung und Redakteur der „Pet. Wed." bei der Akademie angestellt, Die Ernennung geschah auf Befehl des Kabinets. Am 7. Nov. 1740 wurde er Sekretär der Kanzlei und verblieb in dieser Stellung bis zum 1. Juli 1747, wo er sich ausschließlich dem Uebersetzen widmete [2]). Wie der Metropolit Jewgeni anführt, wurde Woltschkow später Direktor der Senatstypographie und starb in St. Petersburg um das Jahr 1773[3]). Wie die Werke bezeugen, die er sich zum Uebersetzen auserſah, muß er kein unbedeutender Mann gewesen sein. Unter vielen Anderen sind ein Werk Balthasar Gracians, Mark Aurels Selbstbetrachtungen und Montaigne's Essays von ihm ins Russische übertragen worden. Seine Orthographie war so eigenartig, daß ihm von der Akademie anbefohlen wurde, sich an die Schreibweise der Zeitung zu halten[4]). Ueber sein Privatleben melden die Akten, daß er ein Landgut und viele Schulden besaß.

Wie wir schon wissen, ist die Nartow'sche Periode für die „St. Petersburger Zeitung" insofern verhängnißvoll gewesen, als in ihr die „Anmerkungen" eingingen. Diese Beilage war nur dann möglich, wenn zwischen der Kanzlei und Konferenz ein erträgliches Verhältniß bestand, unter Nartow war aber dieses keineswegs der Fall. Die Versiegelung des Konferenzarchivs, die Eigenmächtigkeiten des neuen Kanzleichefs, die fortdauernde Geldlosigkeit und die wilden Ausschreitungen Lomonossow's, der die Professoren erst offen verhöhnte und dann, als er von den Sitzungen ausgeschlossen war, auf das Gröbste beschimpfte,[5]) hatten die akademische Konferenz gegen das neue Regiment tief erbittert, so daß sie die von Schumacher erlittenen Unbilden völlig vergaß und die alten Zeiten herbeisehnte. Wenn die Professoren früher gegen Schumacher geltend gemacht hatten, daß er kein eigentlicher Gelehrter sei, so hatten sie jetzt einen Chef erhalten, der fast gar keine Bildung besaß. Schumacher war doch

Abschied nahm, als aktives Mitglied der Akademie. Daß die Abfassung nicht weiter zurück zu datiren ist, beweisen mehrere Angaben aus dem Jahre 1741. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat Brehm bald nach Tauberts Ernennung zum Unterbibliothekar (März 1741, vgl. Мат. IV, 583, 620) die Redaktion diesem abgetreten.

[1]) Мат. VII, 401.

[2]) Мат. VIII, 421.

[3]) Метрополитъ Евгенiй, Словарь русскихъ свѣтскихъ писателей, 99 ff.

[4]) Мат. X, 389.

[5]) „Das sind alle Hundsf . . . und Spitzbuben die mich aus der Konferenz wisen!" hat er nach Winsheims Bericht (Билярскiй, 25) diesem Professor in's Gesicht gesagt.

immerhin Magister der Universität Straßburg, über Nartow aber schrieb Graf Golowin, der Präsident der Untersuchungskommission, der Kaiserin schon am 1. November 1742, daß er mit den fremden Sprachen nicht vertraut sei, in ihnen nicht zu lesen und zu schreiben verstände, keinen Unterricht genossen hätte, welcher der Akademie würdig wäre, und nur seine Drechslerkunst beherrsche.[1]) Kein Wunder, daß sich die wissensstolze Konferenz gegen ihn aufbäumte, daß der jähzornige Weitbrecht einem Abgesandten Nartow's rund heraus erklärte, „die Kanzlei sei der Schweif, die Professorenkonferenz aber das Haupt der Akademie"![2]) — Unter diesen Umständen dachten die Professoren natürlich nicht daran, aus freien Stücken für eine Edition der Kanzlei zu arbeiten, und als ihnen Nartow, nachdem die „Anmerckungen" ein halbes Jahr lang nicht erschienen waren, die Frage nach der Ursache dieser Thatsache vorlegte, da erhielt er am 29. April 1743 eine Antwort, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ: „Die Proffessores verwundern sich nicht wenig über die Anfrage, warum selbige keine Anmerckungen gemacht und der Cantzley mitgetheilet haben; weilen der Herr Rath Nartow selber am besten wißen muß, warum er die von des Hrn. Rath Schumachers Zeiten noch vorräthige und zu „Anmerckungen" destinirte Schrifften nicht habe drucken lassen, und zweytens, warum er nicht dem Exempel des Herrn Rath Schumachers gefolget und vor Anmerckungen zu sorgen sich selbst bemühet? anerwegen die Professores niemahls verbunden gewesen, sich um „Anmerckungen" zu bekümmern oder auf die Cantzley zu geben, sondern der Hr. Rath Schumacher selbsten die „Anmerckungen" theils von einigen Gliedern der Akademie, die aus freyem Willen und eigenem Belieben solche gemacht, theils von anderen Personen außer der Akademie, die bisweilen einige zu machen Lust hatten, zusammen gesammlet und zum Druck befördert hat. Dergestalt daß wenn eine geraumte Zeit keine „Anmerckungen" mehr mit den Zeitungen im Druck erschienen, davon eintzig und allein der Herr Rath Nartow selbst Rechenschaft zu geben im Stande sein muß".[3]) — Dabei blieb es. Im Uebrigen hat Nartow auch noch später an die Möglichkeit einer Wiedereinführung der „Anmerckungen" gedacht: in einem Kanzleierlaß vom 30. Juni 1743 setzt er den Preis der Zeitung auf $2^1/_2$ Rubel fest, bestimmt aber, daß er beim Erscheinen von „Anmerckungen" wieder auf 5 Rbl. erhöht werden solle.[4]) Auffällig ist es, daß er nicht den Versuch gemacht hat, das Unternehmen mit Hilfe de l'Isle's, Lomonossow's und Woltschkow's fortzuführen, aber Lomonossow war ihm gegenüber ebenso unbotmäßig, wie gegen die Konferenz,[5]) und de l'Isle hat niemals für die „Anmerckungen" etwas geliefert.

Während in der Akademie bittere Streitigkeiten herrschten, war die Rückkehr zum Alten in der Untersuchungskommission thatsächlich schon beschlossen. Bereits am 12. März 1743 waren, wie schon gesagt, die Richter übereingekommen, daß die Ankläger zu bestrafen, Nartow, weil er „die Wissenschaft nicht kenne und die Akademie nicht zu leiten vermöge", auf das frühere Feld seiner Thätigkeit zu beschränken und und Schumacher in sein altes Amt wieder einzusetzen sei. Aber es dauerte lange,

[1]) Pekarski, Gesch. d. Akad. II, pag. X.

[2]) Mat. V, 422.

[3]) Kanzleiarchiv Nr. 76; das lateinische Protokoll der Sitzung vom 29. April findet sich in den Procées verbaux I, 736.

[4]) Kanzleiarchiv. 453.

[5]) Pekarski II, pag. XI.

bis dieser Beschluß verwirklicht wurde: erst am 5. Dezember wurde der Senatserlaß veröffentlicht und am 7. Dezember erfuhren die Professoren, deren „libellus supplex" vielleicht viel zur Beschleunigung der Angelegenheit beigetragen hatte, „Dominum Consiliarium Schumacherum iterum restitutum et Consiliarium Nartovum a Directione Cancellariae Academiae remotum esse." [1]) Nartows Regime war zu Ende; eine seiner letzten Amtshandlungen war noch die Unterzeichnung eines Kanzleierlasses, in welchem Freygang die Korrektur der deutschen „St. Petersburger Zeitung" ordnungsmäßig anbefohlen wurde (5. Dezember 1743) [2]) dann trat Schumacher wieder in seine alten Rechte. [3]) Eines seiner ersten Werke war die Wiederernennung Tauberts zum Redakteur beider Zeitungen. Da in den früheren russischen und deutschen Zeitungen viele Fehler gefunden worden seien, überträgt Schumacher am 15. Dezember die Abfassung der Zeitungen in alter Weise dem Unterbibliothekar Taubert und betraut ihn zugleich mit der Aufsicht über die akademischen Uebersetzer. [4])

Besonders segensreiche Folgen dieser Rückkehr zu dem Alten lassen sich im Zeitungswesen der Akademie nicht nachweisen. Die „Anmerckungen" waren und blieben tot und irgend eine andere Erweiterung des Programmes der Zeitungen ist von Schumacher und Taubert nicht vorgenommen worden. Es ist, als ob die schöpferische Kraft Schumachers, die vor 1742 unbedingt vorhanden war, nach dieser Zeit eine Minderung erfahren hätte, obgleich sein Wesen sonst ganz das frühere geblieben war. Er hatte im Unglück nichts gelernt und nichts vergessen, und das Professorenkollegium, das unter Nartow so treu zu ihm gestanden, hatte bald Grund, sich bitter über ihn zu beklagen. Die Schilderung dieser Zwistigkeiten gehört nicht zu unserer Aufgabe, und wir wollen nur konstatiren, daß das unsympathische bureaukratische Element nach der Rehabilitirung Schumachers noch stärker hervortritt, als früher. Hierdurch erklärt sich auch die Stagnation, in welche das Zeitungswesen verfiel. Schumacher und sein erklärter Günstling und entfernter Verwandter Taubert (Schumachers Schwiegervater, der kaiserliche Küchenmeister Velten, war ein Vetter des Stiefvaters Tauberts, des akademischen Oekonomen Velten), kämpften jetzt, wie es scheint, ausschließlich um die Herrschaft in der Akademie, und wußten den neuernannten Präsidenten für sich zu gewinnen. Nach der Verabschiedung Karl von Breverns, die am 8. April 1741 erfolgte, war das Amt des Präsidenten der Akademie unbesetzt geblieben und obgleich schon in dem Urtheile der Untersuchungskommission die Ernennung eines neuen Chefs in Aussicht gestellt wurde, kam es hierzu doch erst im Mai 1746. Graf Kyrill Grigorjewitsch Rasumowski, der neue Präsident und spätere Hetman, war damals noch ein 22-jähriger Jüngling, und die ausländische Reise, die er soeben mit seinem Hofmeister, dem Adjunkten der Akademie Grigori Teplow, vollendet hatte, war natürlich nicht im stande gewesen, ihm die zu diesem Amte erforderliche geistige und wissenschaftliche Reife zu verleihen. So stand er denn vollständig unter dem Einflusse Teplow's und da sich Schumacher und Taubert das Vertrauen dieses fähigen, aber eiteln Mannes zu verschaffen verstanden, so waren es eigentlich diese drei, die im Namen des Präsidenten die Akademie regierten — natürlich zur höchsten Kränkung der Professoren, die Taubert

[1]) Procès verbaux I, 764.

[2]) Kanzleiarchiv Nr. 454.

[3]) Ueber Nartow, der im Jahre 1756 starb, vgl. Pekarski II, pag. V ff.

[4]) Mat. V, 1005.

nicht einmal des Titels eines Adjunkten und Unterbibliothekars für würdig hielten, da er wissenschaftlich nicht hoch genug stände und blos ein guter Uebersetzer sei. Am 14. Juni 1745 gaben die Professoren Gmelin, Weitbrecht, Gerh. Friedr. Müller, Le Roi und Richmann diese Erklärung ab und warfen gleichzeitig Schumacher vor, daß er die Bibliothek und die Kanzlei in seiner Familie erblich machen wolle.[1]) Ihre Hoffnungen auf den neuen Präsidenten wurden dank der schlauen Politik Schumachers völlig zu Schanden: Das Reglement, welches die Akademie am 24. Juni 1747 erhielt, legalisirte die Herrschaft der Kanzlei über die Konferenz und brachte insofern für mehrere Professoren eine schwere Kränkung mit sich, als die Universität von der eigentlichen Akademie geschieden und die Professoren der dritten Klasse (Geschichte, Beredsamkeit, Jurisprudenz) nur der ersteren beigeordnet wurden. Das Reglement war ein Werk Teplow's, der bald darauf, am 2. September 1747, auch formell die Stellung erhielt, die er thatsächlich schon einnahm. Er wurde Mitglied der akademischen Versammlung mit Anciennität vor allen anderen mit Ausnahme Schumachers [2]).

Bald nach der Herausgabe des neuen Reglements ging auch in der Leitung der akademischen Blätter ein Wechsel vor sich. Nachdem Taubert noch am 7. Aug. 1747 „für seine Mühen in der Zeitungsexpedition, in der Kunstkammer und Bibliothek" eine Zulage von 100 Rbl. erhalten, trat er die Redaktion am 6. Mai 1748 an Stählin ab. Als unmittelbarer Anlaß diente der Brand, der sich am 5. Dez. 1747 in der Bibliothek ereignet hatte: Taubert sollte die Möglichkeit gegeben werden, sich ganz dem Ordnen der Bibliothek zu widmen.

Stählin hatte unterdessen seinen Hofdienst, den er am 1. Juni 1742 angetreten und über den er höchst interessante Memoiren hinterlassen hat,[3]) bereits quittirt. Großfürst Peter Feodorowitsch, der nachmalige Kaiser Peter III, der als 14-jähriger Knabe Stählins Zögling wurde, war kein leichter Schüler, und es ist wohl ausschließlich dem liebenswürdigen Charakter Stählins, der Schmiegsamkeit mit Gewissenhaftigkeit paarte (Katharina II. hat sich allerdings ungünstig über diesen Unterricht geäußert), zuzuschreiben, daß Peter III. seinem Lehrer stets gewogen geblieben ist. Interessant ist es, daß Stählin auch die Zeitung zu Unterrichtszwecken verwandte. Im Jahre 1742 las er seinem Zögling zweimal wöchentlich die Zeitung vor[4]) — augenscheinlich die deutsche „St. Petersburger Zeitung", die zweimal wöchentlich erschien und an der Stählin eifrig mitarbeitete. Russischen Unterricht erhielt der hohe Zögling besonders. Daß dem Großfürsten die deutsche und die russische Zeitung (natürlich auf Postpapier) zuging, erfahren wir durch ein Kanzlei-Protokoll vom 18. Januar 1743.[5]) Im Jahre 1745 heirathete Großfürst Peter Feodorowitsch und der Unterricht hatte ein Ende, Stählin blieb aber bei Hofe. Er wurde Hofrath und Bibliothekar des Großfürsten und sollte sich beständig in seiner Umgebung befinden. In demselben Jahre hat er ihm auch des Morgens während des Ankleidens die Zeitung vorgelesen und im Gespräche erklärt, was jedoch — wie

---

[1]) Мат. VII, 422.

[2]) Мат. VIII, 544.

[3]) Die russ. Uebersetzung, die hier benutzt worden, ist unter dem Titel „Записки Штелина о Петрѣ Третьемъ, Имп. Всер.", in dem Чтенія Ист. Общ. 1866. IV, enthalten.

[4]) Am angeführten Orte, 74.

[5]) Kanzleiarchiv Nr. 453.

es ja auch die Erscheinungsweise des Blattes mit sich brachte — nicht alle Tage geschah.[1]) In der Folge muß eine Erkaltung zwischen dem Professor und dem Großfürsten eingetreten sein. Im Jahre 1747 nahm Stählin, wie er resignirt verzeichnet, seinen Abschied und übergab die großfürstliche Bibliothek Lakaien und ähnlichen Leuten. Er kehrte zur Akademie zurück, da aber in demselben Jahre das neue Reglement herausgekommen war, welches die historische Klasse aufhob, so war er ohne feste Beschäftigung, so daß seine Ernennung zum Redakteur sehr begreiflich erscheint. „Da für den Herrn Hofrath und Professor Stählin", heißt es in dem Kanzleierlaß vom 6. Mai 1748[2]) „augenblicklich weder an der Akademie der Wissenschaften, noch an der Universität eine Vakanz vorhanden ist, so wird ihm die Verwaltung des Zeitungswesens, die er auch früher gehabt hat, übertragen." Ihm wurde die Obliegenheit, aus den deutschen und französischen gedruckten und geschriebenen Nachrichten den Inhalt der Zeitung festzustellen; die Uebersetzung wurde von Lebedew, Freygang, Barssow (dieser war zugleich Korrektor der russischen Typographie) und dem Studenten Wassili Teplow gemacht, und dem Professor Lomonossow wurde die Prüfung dieser Uebersetzungen übertragen, wofür ihm ein Extragehalt von 200 Rbl. ausgesetzt ward. In demselben Erlaß wurde noch vermerkt, daß Stählin in seiner freien Zeit sein ikonologisches und emblematisches Werk vollenden solle und die Aenderung in der Redaktion dem Postdirektor Asch mitzutheilen sei, damit er die Zeitungen forthin Stählin zuschicke. — Mit diesem Erlaß wurde auch eine Instruktion für die Zeitungsexpedition aufgesetzt, die in mancher Hinsicht interessant erscheint. Punkt 1 der Instruktion enthält eine Wiederholung des im Kanzleierlaß Gesagten und schärft den genannten Personen ein, sich nur ja an den Zeitungstagen (am Montag und Donnerstag) in der Expedition einzufinden. Weiter heißt es: 2) kein Artikel aus irgend einem Orte Russlands darf ohne Vorwissen des Präsidenten oder, falls dieser abwesend ist, ohne Vorwissen der Kanzlei und ohne die Unterschrift eines Mitgliedes der Kanzlei in die Zeitung gebracht werden; 3) beim Schreiben hat man sich jeglichen Klügelns oder Raisonnirens (умствованiе) und aller anstößigen Ausdrücke (предосудительныя экспрессiи) zu enthalten und ganz besonders nichts, was für Russland und dessen Verbündeten anstößig ist, in die Zeitungen aufzunehmen; 4) sowohl die gedruckten, als die geschriebenen Nachrichten, welche in die Zeitungen aufgenommen werden, sind monatweise abzulegen und an einem sicheren Orte getreulich aufzubewahren, damit man auf eine Forderung hin über dasjenige, was in den russischen Zeitungen gestanden hat, Rechenschaft ablegen könne; 5) vor der Publikation der Zeitungen ist je ein Exemplar der russischen und der deutschen Zeitung auf Postpapier in die Privatkanzlei des Kanzlers zu liefern.[3]) Kennern werden diese Zensurvorschriften, so interessant sie auch sind, durchaus nicht als etwas Besonderes erscheinen, zumal es in Deutschland damals nicht anders war. Selbst Friedrich der Große, der doch erklärt hatte, daß Gazetten, wenn sie interessant sein sollten, nicht genirt werden müßten, genirte sie, wie Salomon in seiner Geschichte des Zeitungswesens konstatirt, recht gründlich. Salomon zitirt einen Brief Lessings an seinen Vater, in dem er erklärt, daß die Zeitungen wegen der scharfen Zensur größtentheils so unfruchtbar und trocken seien, daß ein Neugieriger wenig Vergnügen darin finden

---

[1]) Чтенія 1866. IV, 90.

[2]) Kanzleiarchiv Nr. 117.

[3]) Kanzleiarchiv Nr. 117.

könne. Das schrieb er im Jahre 1751, also ungefähr um dieselbe Zeit, wo die Instruktion für die Blätter der Petersburger Akademie erlassen wurde. — Es fand sich bald Gelegenheit, an die Instruktion zu erinnern. Am 3. August 1749 erfolgt wegen der Klagen, die in Moskau über die Uebersetzung der Zeitung laut geworden waren, die mahnende Kanzleiresolution, daß Lomonossow die Zeitung im Manuskript, nicht erst nach dem Drucke durchsehen, und Freygang, welcher in Abwesenheit Stählins (dieser war wohl mit dem Hofe in Moskau) die Zeitung verfasse, sich aller unpassenden Nachrichten und Reden enthalten solle.[1] Den Grund dieser Mahnung kennen wir nicht, wissen aber, daß sich die Zeitung einige Monate später ein Vergehen zu Schulden kommen ließ, das vom Standpunkte der Höflinge ganz entsetzlich war. Am 6. November 1749 richtete Teplow aus Moskau folgendes Schreiben an Schumacher: „Seine Erlaucht (d. h. Graf Kyrill Rasumowski) ist maßlos erstaunt darüber, daß die Untergebenen so wenig auf ihr Amt sehen und ihre Obliegenheiten mit äußerstem Leichtsinn und Mangel an Eifer erfüllen. Soweit erinnerlich, ist es durch eine besondere Bestimmung eingeschärft worden, daß die besonders hochstehenden Chargenträger stets mit ihrem Vor- und Vatersnamen und der gebührenden Höflichkeit in den Zeitungen genannt würden, aber nicht so, wie in der Nr. 85 von Herrn Iwan Iwanowitsch Schuwalow geredet wird. Das ist nichts Anderes, als ein Zeichen äußersten Leichtsinns und Mangels an Eifer der Untergebenen bei der Erfüllung ihrer Obliegenheiten. Aus diesem Grunde hat Seine Erlaucht befohlen, Ew. Hochgeboren zu schreiben, daß Sie diejenigen, die hierfür verantwortlich zu machen sind, zu sich berufen und ihnen in der Kanzlei einen gebührendem Verweis ertheilen sollen. Zur Korrektur dieses Fehlers schicke ich Ihnen einen Artikel aus dem Woskressenski-Kloster, der genau in dieser Fassung in die Zeitung aufzunehmen ist."[2] Das Verbrechen der Redaktion bestand in folgender Notiz der Zeitung: „Moskau vom 9. Oktober. Ihro Kayserl. Majest. unsere allergnädigste Monarchin, haben den 4. September Dero Kammer-Page, Graf Iwan Schuwalow, zu Höchst Deroselben Kammer-Juncker zu ernennen geruhet" oder, wie es in der russischen Zeitung hieß: Ея Императорское Величество пожаловала своего каmеръ-пажа Ивана Шувалова въ свои камеръ-юнкеры". Allerdings kam Iwan Iwanowitsch Schuwalow eine besondere Bedeutung zu: er war der neue Liebling der Kaiserin und dem Präsidenten der Akademie, Grafen Kyrill Grigorjewitsch Rasumowski, dem Bruder des Grafen Alexei Grigorjewitsch Rasumowski, mußte es darauf ankommen, daß es nicht den Anschein habe, als ob er in dem Organ seines Ressorts den Nachfolger seines Bruders herabsetze. Schumacher ließ auch thatsächlich am 13. November den Uebersetzer Lebedew und den Korrektor Barssow in die Kanzlei rufen, um ihnen einen ordentlichen Verweis zu ertheilen und ihnen zu erklären, daß sie im Wiederholungsfall wegen Unbotmäßigkeit (ослушаніе команды) bestraft werden würden.[3] Auch Lomonossow ist wegen dieses Fehlers zur Verantwortung gezogen worden, Freygang aber, der stellvertretende Redakteur der „St. Petersburger Zeitung", merkwürdigerweise nicht. Vielleicht deshalb, weil das Original dieser Notiz russisch gewesen war, vielleicht auch aus dem Grunde, weil die Notiz der „St. Petersburger Zeitung" Schuwalow den Grafentitel gab, die der russischen aber nicht. Lomonossow wies übrigens die Bemerkung, die ihm von der Kanzlei gemacht wurde, sehr scharf und

[1]) Мат. X, 63.

[2]) Pekarski, Gesch. d. Akad. II, 421, 422.

[3]) Мат. X, 156, 157.

treffend zurück. Er erklärt am 17. November, daß ihn nur die russischen Uebersetzungen, nicht die russischen Artikel etwas angingen, denn diese letzteren würden aus der Kanzlei in die Zeitungsexpedition geschickt und so, wie sie seien, abgedruckt. Außer den Sprachfehlern müsse er nichts in ihnen korrigiren, zumal ja die Instruktion ihm vorschreibe, sich jeglicher Klügelungen zu enthalten.[1] Die Berichtigung Teplows wurde thatsächlich aufgenommen, und zwar, wie die Kanzlei ausdrücklich anbefohlen hatte, auch in der deutschen Zeitung. Hier lesen wir in der Nummer vom 14. November einen Bericht über die Feier des Kaiserlichen Namensfestes am 5. September, und dann nachstehende Notiz: „Tages vorher als den 4-ten dieses geruheten Ihro Kayserl. Majest. Dero Kammer-Pagen, Herrn Iwan Iwanowitsch Schuwalow zu Allerhöchst-Deroselben Kammer-Juncker allergnädigst zu ernennen“. Anderthalb Jahre später müssen die Zeitungen wiederum Mißfallen erregt haben, denn im Kodex 117 des Kanzleiarchivs findet sich ein Brief des Grafen Rasumowski vom 8. Mai 1751 an Schumacher, aus dem hervorgeht, daß sich Schumacher in einem Schreiben vom 23. April über Stählin beklagt, weil dieser in der Zeitungsexpedition nicht so vorgehe, wie es ihm und allen übrigen Gliedern der Expedition in der vom Grafen erlassenen Instruktion vorgeschrieben sei. Rasumowski ertheilt Schumacher die Weisung, die Befolgung der Instruktion unter Androhung von Strafen einzuschärfen. Das geschah auch. Es erfolgt ein Mahnukas an die Zeitungsexpedition und sämmtliche Glieder derselben — Stählin, Taubert, Lebedew, Freygang und der Student Wassili Teplow — rapportiren der Kanzlei, daß sie den Ukas und die Instruktion gelesen hätten. Lomonossows Name fehlt auf diesem Schriftstück: er hatte kurz vorher, am 8. März 1751, wegen Ueberbürdung — abgesehen von seinen Amtsgeschäften, verfaßte er auf Befehl der Kaiserin im Laufe eines halben Jahres schon die zweite Tragödie — um Enthebung von seinen Obliegenheiten in der Zeitungsexpedition nachgesucht und war durch Taubert ersetzt worden. — In dem Leben dieses letzteren hat es seit seinem Rücktritt von dem Amte eines Redakteurs beider Zeitungen zwei wichtige Ereignisse gegeben: er hatte eine ausländische Reise gemacht (hauptsächlich zur Widerlegung der Gerüchte, die wegen des neuen akademischen Reglements im Auslande verbreitet waren) und 1750 eine Tochter Schumachers, die schöne und geistreiche Eleonore Dorothea (geb. 1730), geheirathet. Hierdurch mußte seine Stellung an der Akademie natürlich noch mehr gefestigt werden, wovon die Professoren sehr wenig erbaut waren. Lomonossow schreibt dem Grafen Iwan Schuwalow im November 1753:[2] „Alle, die sich der Wissenschaften befleißen, sagen jetzt: Gott verhüte, daß Taubert die Akademie als Mitgift der Tochter Schumachers bekomme! Beider Haß und Neid gegen die Gelehrten ist gleich.“ In demselben Briefe finden sich noch andere höchst ungünstige Urtheile Lomonossows über Schumacher und Taubert. Den Ersteren nennt er einen „Verfolger sämmtlicher Professoren“, den Letzteren einen „sehr stolzen und ungebildeten Mann, einen hochmüthigen Pharisäer.“ „Beide wollen nicht durch ihre Kenntnisse, sondern durch fremder Hände Werk, und besonders durch die Niedertretung der Professoren, steigen.“ Es wäre wohl falsch, wenn wir die unerquicklichen Verhältnisse, die zu jener Zeit an der Akademie der Wissenschaften herrschten, ausschließlich auf die häßlichen Charaktereigenschaften Schumachers, Tauberts und Teplows zurückführen wollten — die Gründe

---

[1]) Pekarski a. a. O. 422.

[2]) Билярскій, a. a. O. pag. 229 ff.

lagen gewiß viel tiefer. Vor allen Dingen bestand zwischen der Auffassung, welche die Professoren und die Kanzlei von den Aufgaben der Akademie hatten, ein Gegensatz, und dieser Gegensatz war eigentlich recht natürlich. Die Professoren wollten ausschließlich ihrer Wissenschaft leben, und dem Reiche, dem sie dienten, durch die früher oder später reifenden Früchte ihrer rein wissenschaftlichen Beschäftigungen Nutzen bringen, die Kanzlei aber erblickte in der Akademie ein ständig und regelrecht funktionirendes Staatsdepartement, dessen praktische Dienste der Gesammtorganismus jeder Zeit beanspruchen konnte. Daher die Ausstoßung der historisch-philosophischen Wissenschaften aus der Akademie und ihre Beschränkung auf das Unterrichtswesen, daher die offenbare Bevorzugung „der Künste und ihrer Werkstätten" und schließlich die Umbenennung in eine „Akademie der Wissenschaften und Künste", die durch das Reglement vom Jahre 1747 [1]) erfolgte. Diese Künste, d. h. die Buchdruckerei, Schriftgießerei, Buchbinderei u. s. w., standen dem Staat allerdings in jedem Augenblick zu Diensten. Der Standpunkt der Professoren, die an den europäischen Vorbildern festhielten, ist begreiflich, aber in einem Staate, wie Russland, dessen Europäisirung noch lange nicht beendet war und das weniger einer Heimstätte für die Koryphäen der reinen Wissenschaft, als eines zentralen Bildungsinstitutes bedurfte, war der Standpunkt der Kanzlei, der auch von den Präsidenten eingenommen wurde, unbedingt der richtigere. Beide Ansprüche zu befriedigen, wäre gewiß möglich gewesen, wir haben ja aber gesehen, daß sich schon die Beschaffung der Mittel für die Akademie, wie sie war, als außerordentlich schwierig erwies. Bei der Herausgabe des Reglements von 1747 wurde der Etat der Akademie von 24912 Rbl. auf 53298 Rbl. erhöht, aber auch dadurch war den finanziellen Nöthen nicht abgeholfen. — Jedenfalls haben wir, die wir die Geschichte der akademischen Zeitung schreiben und von ihrer kulturhistorischen Bedeutung überzeugt sind, am wenigsten Grund, mit der Auffassung der Kanzlei zu hadern: war doch die Zeitung ein Kind der Kanzlei, nicht der Professorenkonferenz. Der zweite Grund der unaufhörlichen Zwistigkeiten an der Akademie, waren die traurigen Verhältnisse in den höheren russischen Gesellschafts- und Regierungskreisen. Was Pekarski von Feofan Prokopowitsch sagt, gilt ebenso sehr für die Zeit der Kaiserin Anna, als für die der Kaiserin Elisabeth. „Prokopowitsch", sagt er, „lebte noch 1725 in einer Zeit, wo es jeder Mensch, der nur etwas Bedeutung hatte, zum Zwecke des Selbstschutzes für vernünftig hielt, der Regel zu folgen: „Richte die Anderen zu Grunde, sonst werden diese Anderen Dich zu Grunde richten." [2]) Diese Verhältnisse in den leitenden Kreisen mußten an der Akademie nothwendigerweise ihr Spiegelbild finden, da ihre Glieder zu den höchsten Staatsbeamten in Beziehungen standen und es für sie nur zu natürlich war, sich nach ihrem Beispiele zu richten und durch ihre Freundschaft Macht und Einfluß in der eigenen Sphäre zu erringen. „Unter der Kaiserin Elisabeth", bemerkt Büsching in der Lebensgeschichte Gerhard Friedrich Müllers, „herrschten die Günstlinge und ihre Verwandte und Freunde, und setzten einen jeden, dem sie unhold wurden, in Furcht und Schrecken. Müller wußte, wie es herging, und was verbündete Gegner, die sich auf einen angesehenen Herrn verließen, ausrichten konnten." [3]) — So dürften sich denn die traurigen akademischen Zustände zu einem großen Theile durch jenen prinzipiellen Gegensatz und diese allgemeine gesellschaftliche Physiognomie erklären lassen, wenn

[1]) Dieses Reglement ist überhaupt ganz im Geiste der Kanzlei abgefaßt.

[2]) Наука и Литература I. 482.

[3]) Pag. 54.

sich auch Schumacher und Taubert keineswegs von jeder persönlichen Schuld freisprechen lassen: Schumachers Charakterfehler haben wir bereits bei der Besprechung seines Verhaltens zu Müller berührt, Taubert aber verbarg hinter einer korrekten Außenseite eine ebenso große Herrschsucht und einen vielleicht noch heftigeren, verwerflichen Ehrgeiz. Deshalb brauchen wir uns aber der unbedingten Verurtheilung beider Männer nicht anzuschließen, müssen neben solchen Aeußerungen über Taubert, wie denen Lomonossows, auch das geradezu enthusiastische Urtheil Schlözers berücksichtigen, und dürfen nicht vergessen, daß auch Lomonossow, später in die Fußtapfen seiner Feinde getreten ist. „Man kann nicht umhin zu bemerken", sagt Pekarski, welcher der Parteilichkeit gegen seinen Helden gewiß nicht beschuldigt werden kann, „daß Lomonossow, der vor seinem Eintritt in die Kanzlei oft über deren Despotismus geklagt hatte, später, als er zur Würde eines Mitglieds derselben gelangt war, nicht weniger eigenmächtig handelte, als Schumacher und Taubert, so oft sich hierzu die Gelegenheit bot."[1]) Weiterhin vergleicht dann Pekarski den Charakter Lomonossows und Tauberts, wobei er sich unserer Ansicht nach zu ungünstig über Taubert ausspricht, wenn man ihm auch natürlich darin beipflichten muß, daß der wilde und offenherzige Lomonossow sittlich höher gestanden hat, als der korrekte und egoistische Taubert.

Gegen Ende des Jahres 1751 erfolgte ein neuer Befehl wegen der Zeitungen. Ein Artikel über eine Jagd, die am 30. Oktober von der Kaiserin, dem Großfürsten und verschiedenen Damen und Herren des Hofes veranstaltet worden war, erregte das Mißfallen der Kaiserin und auf ihre Weisung hin brachte das Kabinet der Akademie zur Kenntniß, daß solche Artikel, von wo sie auch eingeschickt würden, und ebenso auch Nachrichten über Beförderungen, vor dem Druck in's Kabinet geschickt werden müßten, damit sie die Approbation der Herrscherin erhielten[2]). Der bezeichnete Artikel, der in der „St. Petersburger Zeitung" vom 3. Oktober abgedruckt worden war, ist in enthusiastischem Höflingsstil abgefaßt und dürfte wohl aus der Feder Stählins stammen. — Zu Beginn des Jahres 1753 hat Stählin Lust verspürt, seine journalistische Thätigkeit etwa auf ein Jahr zu unterbrechen und theils aus wissenschaftlichen, theils aus gesundheitlichen Gründen eine Reise nach Deutschland und Italien anzutreten. Er wollte nach einer Mineralwasserkur nach Venedig, ja womöglich noch weiter, nach Rom und Neapel, reisen, um sich zu seinem „ikonologischen" Werke die gehörigen Materialien zu sammeln. Da die Reise ziemlich viel Geld erforderte, war der Wunsch unter den damaligen Verhältnissen eigentlich recht kühn und wir können uns nicht sehr darüber wundern, daß die Antwort ungünstig ausfiel. Schon in dem Briefe Rasumowski's (d. h. Teplows) an Schumacher, der am 1. Februar von Moskau abgesandt wurde[3]), wird stark daran gezweifelt, daß Stählin sein lang versprochenes Buch bei einem so leidenden Zustande, der durchaus eine ausländische Kur erfordere, fertig stellen könne, und als dann die Kanzlei von Stählin erfahren hatte, daß er sein Gehalt auf ein Jahr voraus und außerdem noch 200 Rbl. zur Beschaffung der nöthigen Kupferstiche und Zeichnungen, im Fall einer Reise bis Rom und Neapel aber noch weitere Summen verlange, da schlug sie am 15. Februar dem Präsidenten vor, man möge Stählin beurlauben, sein

[1]) Ист. Акад. Наукъ II, LIV.

[2]) Полное собраніе законовъ XIII, 534.

[3]) Kanzleiarchiv Nr. 464.

Gehalt aber in dieser Zeit nicht auszahlen. In diesem Sinne entschied sich der Präsident und Stählin mag nicht wenig erstaunt gewesen sein, als ihm am 17. Juni eröffnet wurde, er könne reisen, werde aber seine Gage nicht erhalten. Die Zeitungen sollten während seiner Abwesenheit direkt an die Zeitungsexpedition adressirt werden. Schleunig zog Stählin sein Gesuch zurück, war aber nun schon formell beurlaubt, und es bedurfte eines neuen Kanzleierlasses, der ihn wieder mit dem Zeitungsschreiben betraute. Wahrscheinlich hätte Schumacher trotz der von vorn herein wenig wohlwollenden Stellungnahme des Präsidenten die Möglichkeit gehabt, eine günstigere Entscheidung des Gesuches zu erwirken, aber er war dem Professor, mit dem er früher in einem so intimen Briefwechsel gestanden hatte, nicht mehr freundlich gesinnt. Schon am 18. Februar 1749 bemerkte er in einem Briefe an Taubert[1]): „Herr Hof-Rath Stählin ist nicht dumm; als er gesehen, daß seine Poësie nichts mehr eintragen wolle, so ist er auf andere Mittel bedacht gewesen, wodurch Er seine Geld-Begierde stillen könne. Dann er genießt würcklich die schon längst versprochene Pension von S. K. Hoheit.“ Daß Schumacher später den Professor wegen schlechter Leitung des Blattes verklagte, haben wir bereits gesehen, und es war unter diesen Umständen ohne Zweifel ein wenig naiv von Stählin, an die Liberalität der akademischen Machthaber solche Anforderungen zu stellen. Ohne Nutzen für die Akademie wäre die Reise allerdings kaum verlaufen: er hatte sich erboten, „Curiositäten“ für die Akademie zu erwerben, und aller Wahrscheinlichkeit nach wäre die Akademie um ein interessantes Buch und werthvolle Kunstwerke reicher geworden, wenn sich Teplow und Schumacher anders gestellt hätten. — Stählin erhielt übrigens bald darauf neben der Redaktion der „St. Petersburger Zeitung“ wieder eine andere Beschäftigung: im Jahre 1754 wurde er, wie er in den Memoiren über Peter III. verzeichnet[2]), vom Großfürsten abermals an den Hof berufen und mit der Ordnung und Verwaltung der Oranienbaumer Bibliothek betraut.

Etwas ganz Neues brachte für das Zeitungswesen der Akademie der siebenjährige Krieg mit sich. Zum ersten Mal seit dem Bestehen der akademischen Zeitungen[3]) wurde Russland in einen großen europäischen Krieg verwickelt, und zwar mit einem Lande, dessen Presse die St. Petersburger Zeitungen bisher stark beeinflußt hatte. Ein solcher Einfluß mußte selbstverständlich für die Dauer des Krieges unmöglich gemacht werden, und wir sehen auch, daß sich die Regierung unverzüglich ans Werk machte. Am 7. Oktober 1756 wurde der Kanzlei folgender Extrakt des Protokolls der Ministerkonferenz vom 30. September zugestellt: „An dem geringen Absatze, welche die hiesigen Zeitungen an anderen Orten finden, wird die Akademie natürlich schon bemerkt haben, daß sie kein sehr großes Interesse erwecken, und natürlich deshalb, weil in ihnen selten oder niemals hiesige Neuigkeiten veröffentlicht werden. Es ist auch bemerkt worden, daß infolge von Unkenntniß solche Artikel aus ausländischen Blättern in die hiesigen Blättern aufgenommen werden, die entweder sehr unbegründet sind oder aus vielen Gründen lieber ganz verschwiegen würden, da sie hier wie dort nicht den geringsten Nutzen bringen. Wenn sie dagegen für andere

[1]) Konferenzarchiv Nr. 36.

[2]) Чтенія Ист. Общ. 1866. IV, 92.

[3]) Der polnische Erbfolgekrieg, der schwedische Krieg, der 1743 mit dem Frieden von Abo schloß, und der Türkenkrieg unter der Kaiserin Anna können mit dem 7-jährigen Kriege selbstverständlich nicht verglichen werden.

Staaten Nachrichten von hiesigen, zum Ruhme Ihrer Kaiserl. Majestät dienenden Angelegenheiten, und für den unserigen solche Nachrichten von ausländischen Ereignissen enthielten, deren Kenntniß ihm sehr vonnöten ist, so würden sie anderorten Achtung erwerben und hier Nutzen bringen. Daher hat man für nöthig erachtet, der Akademie der Wissenschaften durch diesen Extrakt kund zu thun, daß die Edition der hiesigen Zeitungen zwar unverändert auf der bisherigen Grundlage vor sich gehen solle, dabei aber Folgendes zu beobachten sei [1]): Da der Sekretär Wolkow den ständigen Auftrag hat, erforderlichen Falles diesen hiesigen und einigen ausländischen Blättern Artikel einzusenden und diese stets mit seiner Unterschrift eingeschickt werden, so sollen auch — namentlich um zu verhüten, daß aus Unkenntniß etwas Ueberflüssiges in die hiesigen Blätter aufgenommen werde — alle Zeitungen vor dem Drucke durch einen der vorhandenen Uebersetzer zu ihm gebracht werden, damit er sie durchsehe und der Uebersetzer die Artikel, die von ihm geliefert werden, abschreiben könne" [2]). Unterzeichnet war das Protokoll von folgenden Würdenträgern: Graf Alexei Bestuschew-Rjumin, Fürst Trubetzkoi, Buturlin, Fürst M. Golizyn, Stepan Apraxin, Graf M. Woronzow, Graf Iwan Schuwalow, Graf Peter Schuwalow und Sekretär Dmitri Wolkow. — Des bevorstehenden Krieges mit Preußen, der doch ohne jeden Zweifel diese Maßregel veranlaßte, wird mit keiner Silbe gedacht: der Zweck wurde ja auch ohne dieses erreicht. Sofort entsprach die Kanzlei den höheren Weisungen und gab laut Erlaß vom 10. Oktober [3]) dem Uebersetzer Iwan Fedorowski die Ordre, das Manuskript der russischen und deutschen Zeitungen regelmäßig zum Sekretär Wolkow zur Zensur zu tragen und von den Artikeln, welcher dieser liefern wolle, Reinschriften anzufertigen. Schon einen Tag vorher, am 9. Oktober, war ein Artikel Dmitri Wolkows [4]) eingelaufen, dessen Aufnahme unverzüglich verfügt wurde. Augenscheinlich ist es derselbe, den wir an der Spitze des Blattes vom 11. Oktober finden. „Die letzte Teutsche Post," heißt es zu Beginn dieses Artikels, „hat uns noch nichts umständlicheres von der bey Lowoschütz in Böhmen vorgefallenen Action mitgebracht. Die Berliner-Zeitung enthält zwar einen weitläufftigen Artikel, worin aber nur die grossen Beschwerlichkeiten, so die Preussische Armee zu überstehen gehabt, beschrieben werden, ohne das geringste von der Anzahl der Getöteten und Verwundeten zu erwehnen: als woraus genugsam erhellet, daß selbige ansehnlich seyn müssen." „Inzwischen werden allhier die veranstaltungen, um den Alliirten Ihro Kayserl. Majestät, unserer allergnädigsten Monarchin, mit einer zahlreichen Armee zu Hülffe zu eilen, mit unablässigem Eifer fortgesetzt." Ob Wolkow nur derartige Artikel geschickt, oder vor allen Dingen der Uebersender der Kriegsrelationen war, welche den Blättern in dieser Zeit reichlich zugehen, gewesen ist, wissen wir nicht. Höchst charakteristisch für die Stellungnahme des Großfürsten Peter Feodorowitsch zum siebenjährigen Kriege ist dasjenige, was Stählin in seinen Memoiren über des Großfürsten Verhalten zu diesen Relationen erzählt [5]): Sobald in den Petersburger Zeitungen Relationen zum

[1]) Der Passus „dabei aber Folgendes zu beobachten sei" ist zum Zwecke größerer Klarheit der Uebersetzung eingeschaltet.

[2]) Kanzleiarchiv Nr. 215.

[3]) Kanzleiarchiv Nr. 215 und 467.

[4]) Seit 1755 war Wolkow Sekretär der Minister-Konferenz. Unter Peter III. wurde er Geheimsekretär des Conseils, 1768 Präsident des Manufakturkollegiums, 1771 Senator, 1776 Statthalter von Smolensk. Er starb 1785.

[5]) Чтенія Ист. Общ. 1866, IV, pag. 93.

Ruhme und zu Gunsten der russischen und österreichischen Waffen erschienen, so pflegte er zu lachen und zu sagen, „alles dieses ist Lüge, meine Nachrichten sagen ganz Anderes." Woher er diese Nachrichten erhielt, weiß Stählin nicht anzugeben, bestätigt aber ihr thatsächliches Eintreffen noch durch folgendes Beispiel. Von der Schlacht bei Torgau erhielt der Hof anfangs die Nachricht, daß die Preußen völlig geschlagen seien, Großfürst Peter aber schenkte dieser Meldung keinen Glauben und erklärte: „Warten wir bis morgen, wenn meine Nachrichten kommen." Wirklich erhielt er am nächsten Tage zu seinem Triumphe die Nachricht vom Siege der Preußen. Hier lag die Erklärung im Gange der Schlacht, der anfangs den Preußen nicht günstig war.

Mit der Einführung einer Präventivzensur war jedoch noch nicht allen auf die Presse bezüglichen Wünschen des Hofes Genüge gethan. Man empfand das Bedürfniß, auch den französischen Verbündeten die russischen Nachrichten zugänglich zu machen. Am 10. Oktober wurde Schumacher in die „am Hofe errichtete Konferenz" berufen, wo man ihm eröffnete, daß die Akademie auf Grund eines mündlichen Befehls eine Zeitung in französischer Sprache zu drucken habe. Mit größter Eile suchte man den Befehl der Kaiserin zu vollstrecken. Schon mit der nächsten Post will man das französische Blatt, welches inhaltlich mit dem russischen und deutschen übereinstimmen sollte, erscheinen lassen. Zum Redakteur wurde der Professor der Jurisprudenz Friedrich Heinrich Strube de Piermont bestimmt, ein Hannoveraner von Geburt, den wir bereits als Mitarbeiter der „Hist., Geneal. und Geogr. Anmerck." erwähnt haben. Strube fiel die Erfüllung dieses Auftrages sehr schwer, er hatte das Gefühl, daß er zu dieser Arbeit nicht tauge, verlangte, daß man ihm einen Gehilfen gebe, die freie Auswahl der Artikel gestatte und die Gage erhöhe, wollte einen speziellen Befehl der Kaiserin oder des Ministers sehen — aber diese Ausflüchte halfen ihm nichts. Man mahnte dringend, und am 26. Oktober war dann auch die neue „Gazette de St. Pétersbourg" thatsächlich schon in Druck gegeben. Ein langes Leben war ihr nicht beschieden und für ihren ersten Redakteur wurde sie verhängnißvoll. Schon am 12. Juni 1757 bittet Strube, seiner Stellung als Redakteur der französischen Zeitung enthoben zu werden und da die Kanzlei, die keinen Ersatz für ihn hatte, dieses Gesuch abschlägt, so schützt Strube Krankheit vor und schickt die ihm zum Uebersetzen zugesandten Artikel in die Zeitungsexpedition zurück. Am 28. Juni wird ihm deshalb die Gage gesperrt und die Kanzlei sucht einen neuen Redakteur. Es meldet sich ein in Altona wohnhafter Franzose Namens Charles Villers, der im französischen Theile des Bisthums Metz geboren war, seine Bildung in Straßburg erhalten und längere Zeit in Holland und Hamburg verweilt hatte. Am 30. Juli wird er angestellt und Strube erhält seine Entlassung, aber nicht nur als Redakteur, sondern auch als Professor der Akademie.[1]) In Villers hatte man keine glückliche Wahl getroffen. Ob nun seine Sprachkenntnisse unter dem langen Aufenthalt in der Fremde gelitten hatten, oder seine Straßburger Bildung recht mangelhaft gewesen war, genug — der Stil des französischen Organs war herzlich schlecht, und einer der ersten Würdenträger des russischen Reiches, der Kanzler Graf Woronzow, sah sich am 11. Juni 1759 genöthigt, an den Grafen Rasumowski ein Schreiben zu

[1]) Das Material zur Geschichte der „Gazette de St. Pétersbourg" findet sich im Kanzleiarchiv NNr. 467, 468 und 470. Ueber Strube, der noch späterhin wissenschaftlich thätig war und gegen 1790 in hohem Alter (geb. 1704) starb, vgl. Pekarski's Geschichte der Akademie I, 671—689.

richten, in dem er den Stil der „Gazette" für den denkbar schlechtesten erklärte. „Ayant par hazard voulu lire la Gazette française de St. Pétersbourg du mardi 8. Juin dernier No. 46, je l'ai trouvé si mal écrite, que j'ai crû ne pouvoir me dispenser de le faire observer à Votre Excellence. Elle verra Elle même, en la lisant, qu'il n'est pas possible de suivre une construction plus vitieuse, d'employer des termes moins propres" u. s. w., schreibt Graf Woronzow, und führt dann einige Verstöße des Uebersetzers an, die sich sämmtlich in der an diesem Tage veröffentlichten Beförderungsliste finden. Unter Anderem wird hier der Hofstabquartiermeister Markow als „fourier des Ecuries de la Cour" bezeichnet und von dem Kaffeeschenken des Kaiserlichen Hofes, Herrn Ssablukow, gesagt, daß er das „département du Caffé" unter sich gehabt hätte. „Eine solche Ausdrucksweise", erklärt der Kanzler, „existirt nur in der Ignoranz des Uebersetzers (façon de parler qui n'a jamais eû d'existence, que dans l'ignorance du traducteur). Woronzow findet, daß die Ehre der Kaiserlichen Akademie hier tangirt werde, da es ihr nicht gleichgiltig sein könne, wenn ein Blatt, von dem man glaube, daß es unter ihren Augen entstände, zum Gelächter des Publikums werde. Da ein neuer Uebersetzer vielleicht noch schlimmer sein werde, so dürfte es vielleicht besser sein, das Blatt ganz zu unterdrücken. Ein Exemplar der „Gazette", auf dem der Graf die Fehler eigenhändig mit dem Rothstift unterstrichen hatte, war dem Schreiben beigelegt und ist heute sammt diesem in den Kodex Nr. 470 des Kanzleiarchivs geheftet. Die Einleitung zu diesen beiden interessanten Dokumenten bildet die Kanzleiresolution, die durch sie veranlaßt wurde: der am 20. Dezember desselben Jahres erfolgte, von Rasumowski, Lomonossow, Taubert und Stählin unterzeichnete Erlaß besagt, daß die seit 1756 bestehende französische Zeitung so wenig Käufer gefunden habe, daß sich nicht nur die Kosten nicht bezahlt machten, sondern auch in jedem Jahre einige Hunderte von Rubeln zugeschossen werden müßten. Klagen wegen der Untauglichkeit der Uebersetzung seien außerdem häufig laut geworden, so unter Anderem von Seiten Seiner Erlaucht des Kanzlers Grafen Woronzow, und aus diesem Grunde solle mit dem künftigen Jahre der Druck der Zeitung eingestellt werden. — So endete das französische Blatt der Akademie, obgleich der 7jährige Krieg, der es in's Leben gerufen hatte, noch fortdauerte.

Unterdessen war auch im Personal der „St. Petersburger Zeitung" ein Wechsel vorgegangen. Am 28. März 1757 ging Gustav Cornelius Freygang, welcher den beschäftigten Stählin wohl sehr oft hatte vertreten müssen, aus dem Dienste der Akademie in den des Senats über und wurde durch den Konferenzarchivar Stavenhagen ersetzt. Ueber Freygangs Leben ist wenig bekannt; er war ein guter, fleißiger Arbeiter, dem seine Vorgesetzten stets ein gutes Zeugniß ausstellten, ist aber im Uebrigen wenig hervorgetreten. Zu Schumacher und Taubert hat er in einem guten Verhältniß gestanden, wie aus dem Briefwechsel Schumachers und Tauberts hervorgeht. Er ist früh gestorben, vor dem 10. Februar 1766. In der Nummer der „St. Petersburger Zeitung" von diesem Tage wird angezeigt, daß in des verstorbenen Senats-Sekretairs Freygang steinernem Hause auf Wassiley-Ostrow an der großen Newa, zwischen der 9. und 10. Linie, allerley Meublen, als Schränke, Tische, Stühle von Mahagony-Holz, Spiegel, Silberzeug, Kupfer- und Zinn-Geschirr 2c. für Rechnung der Erben an den Meistbietenden verauktionirt würden.

Freygang's Nachfolger, Johann Lorenz Stavenhagen, war als Sohn eines Schneiders in St. Petersburg geboren [1]) und trat 1736 im Alter von 10 Jahren in das akademische Gymnasium, in dem er Lateinisch, Deutsch und Französisch, und auf eigene Kosten noch das Zeichnen lernte. Am 11. April 1744 bat er um Anstellung in der Akademie und wurde, nachdem er „die Probe von seiner Schreibart russisch, teutsch und lateinisch überreichet", versuchsweise in der Konferenz angestellt. Professor von Winsheim meldete bald darauf, daß „obgedachter junger Mensch wegen seiner Wissenschaft in der russischen und französischen Sprache nicht nur im Konferentzarchiv zur Kopirung der Briefe, sondern auch zu vielen anderen Sachen, unter Anderen auch im geographischen Departement, nützlich emploirt werden könne." Er könne ein geschickter akademischer Kanzellist werden „ohneractet seine etwas schwere Sprache, die ihm in der Kollationirung der abgeschriebenen Piecen einigermaßen hinderlich falle." Das erste Gehalt Stavenhagens betrug 48 Rbl. jährlich. 1751 wurde er zum Konferenzarchivar ernannt, dann führte er drei Jahre lang das Protokoll der Konferenzsitzungen und erhielt schließlich am 28. März 1757 den Posten Freygangs, also den des zweiten Redakteurs. Dabei war er auch wissenschaftlich thätig: im Jahre 1753 gab er ein Lehrbuch der alten Geographie in russischer Sprache heraus, das drei Auflagen erlebt hat (1753, 1788 und 1813). Außerdem hat er die russische Grammatik Lomonossow's übersetzt. — In der Redaktion hat er augenscheinlich eine recht selbstständige Rolle gespielt: die Auswahl der politischen Artikel besorgte Stählin, für alles Uebrige wird Stavenhagen verantwortlich gemacht. Stählin war 1757 zum Direktor „aller bei der Akademie vertretenen Künste" ernannt worden, saß neben dem alternden Schumacher, Lomonossow und Taubert in der Kanzlei, war außerdem häufig bei Hofe und konnte sich dergestalt mit der Zeitung wenig befassen.

Gleich in den ersten Jahren der Amtsführung Stavenhagens gab es eine sehr unangenehme Affaire. Lomonossow meldete der Kanzlei am 9. Dezember 1760, er habe gehört, man sei nicht nur in der Stadt, sondern auch bei Hofe mit der akademischen Kanzlei unzufrieden, weil sie noch keine Untersuchung wegen der unverzeihlichen Versehen habe anstellen lassen, die man sich bei der Uebersetzung und beim Drucke der Relation von der Einnahme Berlins hätte zu Schulden kommen lassen. Hierfür sei kein Schuldiger bestraft worden, obgleich man das Vergehen des Korrektors Barssow, welches doch nur einen Privatmann, nicht aber die Ehre und Ruhm der Truppen Ihrer Kais. Majestät tangirt habe, [2]) streng geahndet hätte, Lomonossow verlangt die strengste Untersuchung und Bestrafung, damit nicht die Kanzlei selbst die Verantwortung auf sich lade. Die Kanzlei beschließt, zunächst Stavenhagen zu befragen und von Taubert eine schriftliche Erklärung zu verlangen, da — abgesehen von Stählin, welcher die oberste Aufsicht über die Zeitungsexpedition habe — eigentlich ihm von der Konferenz Ihrer Kais. Majestät der Auftrag geworden sei, die russischen und deutschen Relationen durchzusehen und zu korrigiren. [3])

[1]) Diese Daten über Stavenhagen finden sich in den Матеріалы для Имп. Акад. Наукъ, III, 282, VII, 61, 71, 88.

[2]) Barssow hatte einen, übrigens auch jetzt nicht seltenen, Druckfehler durchgelassen: Graf Tschernyschew war in der Zeitung nicht „wirklicher Kammerherr", sondern „wirklicher Kammerdiener" genannt worden. Dafür war Barssow auf einige Zeit zum Kopisten degradirt worden. Kanzleiarchiv Nr. 471.

[3]) Kanzleiarchiv, Nr. 471.

Als Lomonossow seine Klage vorbrachte, muß die Sache sehr bedenklich ausgesehen haben, thatsächlich hat man aber trotz mehrfacher Mahnungen Lomonossow's der Klage gar nicht Folge gegeben, was die Biographen Lomonossow's Pekarski und Biljarski natürlich sehr Wunder nimmt. „Auf eine Erkundigung hin, die um die Mitte des Jahres 1761 für Lomonossow eingezogen wurde, erwies es sich, daß nur von Stavenhagen eine Antwort aufgesetzt worden war, Taubert aber das Blatt mit seinen Aussagen zerrissen hatte, womit trotz mehrfacher Eingaben Lomonossow's an den Präsidenten die Sache ihr Ende nahm." „Zwei Relationen über die Einnahme Berlins finden sich in der Form von Beilagen zu den NNr. 85 (24. Okt.) und 87 (31. Oktober) der russischen „St. Pet. Wed."; der Fehler war in der deutschen Zeitung gemacht worden." [1]) So schreibt Biljarski in einer Anmerkung zu dem oben angeführten Kanzleierlaß und bringt dann noch weiterhin unter dem Dezember 1761 eine Klageschrift Lomonossow's an den Präsidenten, in der unter anderen, „gewaltigen Frechheiten" (продерзости) des Kanzleiraths Taubert auch sein Verhalten in der in Rede stehenden Frage erwähnt wird. Lomonossow schreibt: „Wie ruhmvoll ist es für die russische Armee, feindliche Truppen zu besiegen und feindliche Städte zu nehmen, und welcher Strafe (истязание) müßte ein Mensch unterworfen werden, der unseren Ruhm im Geringsten beeinträchtigt! Der Kanzleirath Taubert hat in der deutschen Uebersetzung der Relation von der Einnahme Berlins solche falsche Nachrichten abgedruckt, die zur offenbaren Schmälerung des Ruhmes der Waffen Ihrer Kaiserlichen Majestät dienen, weshalb man bei Hofe nicht wenig empört war und den mündlichen Befehl ertheilte, die Sache zu untersuchen. Der erwähnte Rath Taubert zog die Sache auf jegliche Weise hin und zerriß endlich, um seine Schuld zu verdecken, in der Kanzlei die Antwort, welche der Archivar Stavenhagen, der unter der Aufsicht genannten Tauberts die Korrekturen las, in dieser Angelegenheit ertheilt hatte. [2]) Auch folgende Notizen Lomonossow's werden von Pekarski auf die Affaire mit der Berliner Relation bezogen: 1) Taubert ist deshalb vollkommen schuld, weil er von der Untersuchung der Sache ganz geschwiegen hat, da er die Ursache ist. Er müßte am allermeisten bestrebt sein, sich zu rechtfertigen. 2) In allen Dingen muß man seine amtliche Pflicht erfüllen, in einer so wichtigen Angelegenheit aber muß man besonders vorsichtig sein. Berlin ist einmal genommen worden. 3) Es ist etwas sehr Geringes, zwei Bogen in der Woche durchzusehen." Pekarski, der auf Biljarski fußt, bemerkt: „Worin dieser Fehler bestand, habe ich nicht ergründen können, da sich der Jahrgang 1760 der „St. Petersburger Zeitung" in den bekannten Petersburger Bibliotheken nicht gefunden hat. [3]) Mit einer ähnlichen, lakonisch bedauernden Bemerkung müßten wir uns ebenfalls begnügen, wenn wir nicht glücklicher gewesen wären, als Pekarski, und die deutschen Uebersetzungen jener Relationen gefunden hätten. Der Jahrgang 1760 der „St. Petersb. Ztg." scheint allerdings in Petersburg nicht vorhanden zu sein, [4]) wohl aber besitzt die Bibliothek der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zwei Sammelbände der Relationen aus der Zeit des 7jährigen Krieges, und hier sind auch die als Anhang zu den Nummern vom 24. und 31. Oktober erschienenen Relationen von der Einnahme Berlins enthalten. Eine

[1]) Билярскій, Матеріалы для біографіи Ломоносова, 481.

[2]) a. a. O. 556.

[3]) Пекарскій, a. a. O, II. 703.

[4]) Die Redaktion der „St. Petersb. Ztg." besitzt nur eine Nummer dieses Jahrganges — die vom 8. September.

sorgfältige Vergleichung dieser Relationen mit den russischen ergiebt ihre fast vollständige Identität, nur in der umfangreicheren, die den Titel trägt „Umständliche Beschreibung dessen, was bey der Einnahme der Stadt Berlin durch Ihro Kaiserl. Majestät Truppen vorgefallen" und thatsächlich zwei Druckbogen stark ist, kommen drei Abweichungen vor. Die erste ist gänzlich belanglos: in der russischen Relation ist angegeben, daß der Rest des Paninschen Detachements am 28. September vor Berlin angekommen sei, während die deutsche den 27. September nennt, wie das auch richtig ist. Hier liegt also in der russischen Relation ein gänzlich bedeutungsloser Druckfehler vor. Wichtiger ist der zweite Fehler, und dieser findet sich thatsächlich in der deutschen Relation. Nachdem erzählt worden, daß ein Offizier des Grafen von Tottleben dem Grafen Tschernyschew die Nachricht von der Uebergabe der Stadt überbracht hätte, heißt es in der deutschen Relation: „Gleich darauf kam auch der General-Feldzeugmeister, Graf von Lacy, zum Grafen Tschernischew in's Lager. Beyde ritten nach der Stadt, und machten die Veranstaltung, zwey Thore durch die Truppen Ihro Majest. der Kayserin Königin bewachen zu lassen," in der russischen dagegen ist zwischen den Passus „ritten nach der Stadt" und „und machten die Veranstaltung" noch ein Nebensatz eingeschaltet: „welche von unseren Truppen bereits besetzt war" (ѣздили оба въ городъ, который здѣшними войсками уже занятъ былъ и распоряженіе здѣлали, чтобъ двой городскія ворота войсками Е. В. Имп. Королевы хранимы были). Schließlich kommt auch in der „Berechnung des feindlichen Verlustes" eine Abweichung vor. In der „St. Petersburger Zeitung" finden sich 11, in den „Pet. Wed." 12 gefangene Fähnriche. Die Addition ergiebt, daß sich der Fehler in der deutschen Zeitung findet, doch wird es sich darum ganz sicher nicht gehandelt haben. Die russische und die deutsche Fassung der anderen Relation, die als Anhang zur Nummer vom 31. Oktober gegeben wurde, stimmt völlig überein. Von der Einnahme Berlins handelt nur ein kleiner Theil dieser Relation: es wird angeführt, was man im Berliner Zeughause erbeutet und zur Armee abgeführt. Endlich giebt es noch einen Bericht über die Einnahme Berlins, der Biljarski und Pekarski entgangen ist. Es ist der vom Grafen Fermor erstattete vorläufige Bericht, der schon am Mittwoch den 11. Oktober durch ein Extrablatt veröffentlicht worden ist. Auch in ihm findet sich nichts Verfängliches und die deutsche Uebersetzung stimmt mit dem russischen Text überein. Diese Untersuchung ermächtigt uns zu der Annahme, daß Lomonossow in der Auslassung jenes Nebensatzes die Beeinträchtigung der Ehre der russischen Waffen erblickt hat, da man durch diese Auslassung zu der Annahme gelangen könne, nur den österreichischen Truppen sei die Ehre zu Theil geworden, die eroberte Stadt zu besetzen. Es scheint in der That nicht unmöglich, daß auf Grund dieses fehlenden Relativsatzes am Hofe und in der Stadt einiges unwillige Gerede entstanden war, begreifen aber auch vollkommen, daß der Klage Lomonossow's keine weitere Folge gegeben wurde. Neben der gemeldeten Thatsache, daß es ein russischer General, der Graf von Tottleben, war, mit dem der General-Leutnant von Rochow die Kapitulation vereinbarte, mußte der Aerger über die fehlende Erwähnung der russischen Okkupationstruppen sehr an Schärfe verlieren, zumal der Ton der russischen wie der deutschen Relation ein sehr patriotisch gehobener war. An maßgebender Stelle wird man das Versehen gewiß verziehen haben, denn der vorsichtige Taubert war nicht der Mann, ohne Rückendeckung einem in solcher Angelegenheit erlassenen Kanzleibefehl in's Gesicht zu schlagen.

Für die Zeitung scheint nach 1760 eine ziemlich stille Zeit begonnen zu haben, von den Ereignissen, die sich in der großen Welt und im Leben der Akademie abspielten, ist ihr Wesen lange Jahre hindurch nicht berührt worden. Für die Akademie aber war der Anfang der 60er Jahre wahrlich eine bewegte Zeit. Der vom Alter bereits gebrochene Schumacher war freilich am 2. Juli 1761 gestorben[1]), aber die Streitigkeiten zwischen Taubert, Lomonossow, Müller und dem seit 1761 in Petersburg befindlichen Schlözer gaben an Heftigkeit den früheren nichts nach, und im Reiche ereigneten sich große Dinge. Am 25. Dezember 1761 (5. Januar 1762) starb Kaiserin Elisabeth und die Regierung Peters III. versprach durchgreifende Neuerungen. Auch auf die Akademie hatte er sein Augenmerk gerichtee. „Ich weiß sehr wohl," sprach er einst zu Stählin gewandt, „daß sich auch in eure Akademie viele Mißbräuche und Unordnungen eingeschlichen haben. Du siehst, daß ich jetzt mit wichtigeren Dingen beschäftigt bin, wenn ich aber mit ihnen fertig bin, werde ich allen Unordnungen ein Ende machen, und die Akademie auf einen bessern Fuß bringen." Er kam nicht dazu — am 29. Juni 1762 erfolgte sein Sturz. Es ist interessant, daß sich bei dieser Gelegenheit zwei Mitglieder der akademischen Kanzlei, der augenblickliche und ein früherer Redacteur der „St. Petersburger Zeitung" — Stählin und Taubert — in verschiedenen Lagern befanden. Stählin blieb Peter III. bis zum letzten Augenblick treu und war auf der mißglückten Kronstädter Fahrt in seinem Gefolge[2]). Taubert aber, der wohl von seinem Freunde und Gönner Teplow dazu bestimmt war, arbeitete für Katharina. „Taubert," schreibt Schlözer in seiner Selbstbiographie, „hatte vielen Antheil an dem großen Werke: in den Souterrains des akademischen Hauses, welches er bewohnte, wurde in ;der Nacht das Manifest gedruckt, das mit Tagesanbruch schon vertheilt wurde[3]). Tauberts Name findet sich auch in der Liste der Belohnten, die in der „St. Petersb. Ztg." vom 13. August 1762 veröffentlicht ist — er wird „zum Etats-Rath und Allerhöchst-Dero Bibliothecario" ernannt. Auch Stählin ist übrigens nicht in Ungnade gefallen. Katharina II. ließ es keinem entgelten, daß er treu zu Peter III. gehalten. Er wurde bei Hoffestlichkeiten wieder in alter Weise verwandt und erhielt am 19. Mai 1763 den Staatsrathtitel, den ihm Peter III. versprochen. Gleichzeitig verliert er allerdings seinen Sitz in der Kanzlei und hiermit hat auch seine Thätigkeit als Redakteur ein Ende. Am 21. Juli 1763 reorganisirt Taubert die Zeitungsexpedition[4]), hat also auch auf diesem Gebiete die Oberleitung. Stählins Name wird in dem betreffenden Kanzeierlaß gar nicht erwähnt. Mit Lomonossows Tode (1765) wurde Taubert Alleinherrscher an der Akademie, aber auch seine Tage waren gezählt. Die Kaiserin liebte ihn nicht und fand es z. B. anmaßend, daß er im Jahre 1765 ohne höhere Autorisation bei der Akademie eine neue Erziehungsanstalt in's Leben rief und machte zu seiner erklärenden Eingabe, in der er bemerkte, er habe die Schule im Einvernehmen mit einigen Akademikern „ins Werk gesetzt" („въ дѣйство произвелъ") die ungnädige Randbemerkung „Jl est extrêmement singulier de dire произвелъ: chacun qui viendra changera à cet etablissement tout ce qu'il voudra, parceque l'approbation de Mr. Taubert ne fait pas loi et

---

[1]) Im Jahre 1759 hatte er noch die Freude gehabt, für seine langjährigen Dienste das Gut Unnipicht bei Dorpat zum Geschenk zu erhalten. Pekarski, Gesch. d. Akad. I, 63.

[2]) Pekarski, a. a. O. I. 550.

[3]) A. L. Schlözers öffentliches und Privat-Leben, von ihm selbst beschrieben, 107.

[4]) Kanzleiarchiv Nr. 473.

que s'est batir sur le sable que d'agir ainsi самовольно et sans approbation"[1]). Noch schlimmer für Taubert lautete eine russische Randbemerkung der Kaiserin. Im Jahre 1765 verlangte die Kaiserin einige Nummern aus der Bibliothek des Grafen Bruce, welche sich seit 1735 im Besitze der Akademie befand, und als es sich erwies, daß zwei von ihnen fehlten, da schrieb die Kaiserin zu der entschuldigenden Bemerkung Tauberts, diese Papiere hätten einen ganz geringen Werth besessen und einige von ihnen seien deshalb vernichtet worden, eigenhändig hinzu: „Тожъ выкралъ. У меня в канюшни отцепили и продали за трипать рублевъ Агливскую лошадь которая стоитъ пять сотъ рублевъ, но то учинено незнающими людьми." „Видно, что у нихъ безпорядится не менѣе какъ въ послѣдней воеводкой канцелярiи, но таковыхъ воеводъ смѣняютъ ныне отчасти" („Hat er auch gestohlen. Aus meinem Stalle hat man ein englisches Pferd losgekettet und für 30 Rbl. verkauft, welches 500 Rbl. kostet, das geschah aber von unwissenden Leuten." „Man sieht, daß bei ihnen nicht weniger Unordnungen sind, als in einer ganz gewöhnlichen Wojewoden-Kanzlei. Solche Wojewoden werden aber jetzt hier und da aus dem Amte entfernt"[2]). Nicht lange darauf erfüllte sich das Schicksal Tauberts. Am 15. Juli 1766 verlangte die Kaiserin einen Rechenschaftsbericht über die Einkünfte des akad. Buchladens (der Bericht Tauberts ist nicht bekannt), am 5. Oktober wurde Graf Wladimir Orlow zum Direktor der Akademie ernannt, am 12. befahl dieser die Revision des Buchladens und am 30. Okt. erfolgte der Befehl zur Umgestaltung der akademischen Administration: statt der Kanzlei wurde außer dem Direktor eine aus 6 Professoren (Leonhard Euler, Albrecht Euler, Stählin, Lehmann, Kotelnikow und Rumowski) bestehende Kommission mit der Verwaltung der Akademie betraut. Taubert war also de facto entsetzt, da er aber bis an seinen Tod Bibliothekar blieb (er starb am 9. Mai 1771 an den Folgen eines Schlagflusses), so erscheint es ausgeschlossen, daß ihm irgend welche unredlichen Handlungen nachgewiesen worden sind. Wie jene Randbemerkung der Kaiserin, so war ja auch die schließliche Amtsentsetzung nur die Folge eines Verdachtes, und wie hätte ein solcher auf der Grundlage der endlosen häßlichen Streitigkeiten und zügellosen Anschuldigungen nicht entstehen sollen? Unberechtigt scheint es daher, wenn Taubert fast als überwiesener Defraudant hingestellt wird, ja wir können ihm auch seinen Antheil an unserem Mitleid nicht versagen. Durch Eigenmächtigkeit und Eigensüchtigkeit hatte er seinen Sturz gewiß verschuldet, aber dem Gefallenen ist später überreichlich heimgezahlt worden. Sein Freund Schlözer schreibt: „Als er fiel, lernte ich eine Menge Nichtswürdiger kennen, die vorhin vor ihm gekrochen waren, aber nun ihn gänzlich vernachlässigten, ihn gar verlästerten[3]). Ueberhaupt ist Schlözers Zeugniß für Taubert sehr wichtig. Schon die Thatsache, daß ein Mann wie Schlözer sein enthusiastischer Freund sein konnte, spricht für ihn. „Taubert — mir wallt die Brust von Hoch-Gefühlen der innigsten Dankbarkeit, so oft ich diesen Namen schreibe, nenne oder auch nur denke", ruft Schlözer einmal aus, und weiterhin entwirft er folgendes Bild von ihm: „Ein feiner gewandter Hofmann, kein Gelerter

[1]) Pekarski, Gesch. d. Akad. I, 667. Чтенія Общ. Ист. 127. 1866, IV. Graf D. A. Tolstoi das akademische Gymnasium und die akademische Universität. Uebersetzt von P. von Kügelgen, 64.

[2]) Pek. a. a. O., 665.

[3]) Schlözers öffentliches und Privatleben aus Originalurkunden von Christian von Schlözer, 114.

von Profession¹), aber doch ein Mann von heller Einsicht und vielen — sonderlich Sprachkenntnissen; dabei voll Ehr Begierde und Eifers, sich durch glänzende Unternehmungen auszuzeichnen und dicier, Hic est! Freilich mit einem starken Hang zum Despotisiren, aber welcher russische Chef hatte den damals nicht[2])?" „T (Taubert) war ein guter Mann, aber Freiheits Sinn war ihm, wie unglaublich vielen Menschen, fremd, völlig fremd"[3]). Es dürfte unmöglich sein, diese Aeußerungen Schlözers, zumal sie alle Anzeichen der Freimüthigkeit an sich tragen, gänzlich unberücksichtigt zu lassen und nur den vielen Gegnern Tauberts Glauben zu schenken.

Beinahe wäre der „St. Petersburger Zeitung" das Glück zu theil geworden, Schlözer, den größten deutschen Journalisten des 18. Jahrhunderts, zum Mitarbeiter zu erhalten. Als Schlözer im Jahre 1762 als Adjunkt der Geschichte an der Akademie angestellt wurde, da ward ihm zur Pflicht gemacht, erforderlichen Falles auch bei der Abfassung der Zeitungen thätig zu sein (трудиться и въ сочиненiи газетъ[4]). Wie er selbst gesteht, ist er aber „bei den Zeitungen nie gebraucht worden." Welch einen Aufschwung hätte die „St. Petersb. Ztg." nehmen können, wenn ein Mann von der frischen Initiative, hohen Bildung und edeln Gesinnung Schlözers damals an ihr mitgewirkt hätte! 14 Jahre später begann er in Göttingen mit der Herausgabe seines „Briefwechsels, meist historischen und politischen Inhalts", dem dann 1783 die „Staatsanzeigen" folgten. — Statt Schlözers, der wohl nur wegen seiner sonstigen vielen Arbeit von der redaktionellen Thätigkeit dispensirt wurde, trat am 21. Juli 1763 der Professor der Geschichte Carl Friedrich Moderach, der sich schon früher in Diensten der Akademie befunden, aber 1761 seinen Abschied genommen hatte[5]), in die Zeitungsexpedition ein. Laut der Bestallungsurkunde sollte er[6]) aus dem Französischen und Lateinischen in's Russische und aus dem Russischen in's Deutsche übersetzen, die Aufsicht über alle anderen Uebersetzer führen und gemeinsam mit Stavenhagen die Zeitungen und Beilagen ꝛc. abfassen und übersetzen. Mit der letzteren Arbeit scheint er sich jedoch wenig befaßt, sondern Stavenhagen die leitende Rolle überlassen zu haben: als am 10. März 1764 mit Unwillen konstatirt wird, daß trotz häufiger Mahnungen die russische und die deutsche Zeitung inhaltlich von einander abweichen, da wird die Abstellung dieses Uebelstandes dem Unterleutnant Polonski und dem Archivar Stavenhagen eingeschärft[7]), und am 19. Januar 1765 rapportirte

---

[1]) Abgesehen von seiner Thätigkeit als Uebersetzer ist noch zu erwähnen, daß die erste Ausgabe des Nestor (nach der Königsberger Handschrift) von ihm herrührt, daß er die Aufsätze verfaßte, die Voltaire zur Abfassung der Geschichte Rußlands zugeschickt wurden, und viele Abhandlungen in den Werken der ökonomischen Gesellschaft hat erscheinen lassen. Bacmeister, Russische Bibliothek 1772, pag. 289. — Durch Grot (Beytrag zur Geschichte der evang.-luth. Kirche in Rußland) und Bernoulli (Reisen) erfahren wir, daß sich Taubert um die evangelische Gemeinde auf Wassili-Ostrow verdient gemacht hat: er sorgte durch seine Aufsicht für den schnellen Fortgang des Baues der St. Katharinen-Kirche (1768—1771).

[2]) A. L. Schlözers öffentl. u. Privatl., von ihm selbst beschr., 98, 99.

[3]) A. a. O., 247.

[4]) Kanzleiarchiv Nr. 473.

[5]) Lomonossow war mit seiner Amtsführung als Inspektor des Gymnasiums unzufrieden und setzte ihn auch schließlich ab. Schon bevor es zur formellen Entscheidung kam, bat Moderach um völlige Verabschiedung. Vgl. Graf D. Tolstoi, Das akademische Gymnasium, 27 ff.

[6]) Kanzleiarchiv Nr. 474.

[7]) Билярскiй, a. a. O. 632.

Stavenhagen über den Empfang der ausländischen Blätter [1]). Moderach tritt in Zeitungsangelegenheiten gar nicht hervor. Taubert ist übrigens in dieser Zeit sowohl mit Moderach, als mit Stavenhagen wenig zufrieden, da sie nicht täglich in der Zeitungsexpedition erschienen (Moderach war verpflichtet worden, sich jeden Tag um 8 Uhr morgens einzufinden). Am 7. Mai 1764 hält er ihnen dieses unter Androhung von Gagenabzügen vor [2]). Moderach behielt seine Stellung nicht lange: man fand, daß man seiner nicht bedürfe, er selbst hatte auch keine Lust, unter den bisherigen Bedingungen zu bleiben, und so wurde er denn am 21. Februar 1767 verabschiedet [3]). Vier Jahr später erhält Stavenhagen, der inzwischen zum Range eines Titulärraths hinaufgerückt war, eine selbstständigere Stellung: er wird Chef der Zeitungsexpedition. In dem hierauf bezüglichen Kommissionsbeschluß vom 4. April ward für die russische Zeitung, deren Abfassung (Uebersetzung) nach wie vor der Uebersetzer Wolkow besorgen sollte, eine Art Chefredakteur eingesetzt. Wolkow sollte nur die erste Korrektur lesen, die zweite dagegen der Professor der Anatomie Alexei Protassow, der auch die Zeitung zum Druck zu unterschreiben hatte [4]). Man empfand also, daß im akademischen Zeitungswesen etwas nicht in Ordnung war, zu einer wirklichen Reform wurde aber erst dann geschritten, als an die Stelle des Grafen Wladimir Orlow (des jüngsten der berühmten Brüder) eine Persönlichkeit trat, die für die Sache der Bildung und Aufklärung ein lebhafteres Interesse bekundete. Am 22. Juli 1775 berief Stählin eine außerordentliche Konferenz und verlas den Akademikern einen Brief, den er vom Kammerjunker Ssergei Gerassimowitsch Domaschnew erhalten hatte, in welchem dieser seine Ernennung zum Direktor der Akademie ankündigte und die Akademiker seines Vertrauens und seines guten Willens, ihre Freundschaft zu erwerben, versicherte [5]). Eine gelehrte Bildung scheint Domaschnew nicht genossen zu haben (wir erfahren von ihm nur, daß er im Kadettenkorps erzogen worden war, im Kriegsdienste gestanden und große Reisen gemacht hat), er war aber journalistisch thätig gewesen [6]) und konnte sehr wohl als ein aufgeklärter Mann angesehen werden. Schon seine Antrittsrede, die er am 11. Dezember 1775 in französischer Sprache hielt, mußte Aufsehen machen. „Ich würde erröthen müssen," rief er aus, „mich einer Gesellschaft vorgesetzt zu sehen, von der jedes Mitglied mich selbsten leiten könnte, wenn mich nicht die fühlbarste Ueberzeugung von dem besonderen Nutzen ihrer Kenntnisse mit ihnen verbände. Ihren Werth empfinden ist so viel, als einer Theilnehmung an demselben würdig sein, und bloß hierin besteht mein ganzes Recht. Ich kenne die Wissenschaften nur aus ihren Wirkungen: allein niemand kann auch von ihnen erhabenere Gedanken hegen, als ich; und alle meine Wünsche, alle meine unermüdete Sorgfalt werden bloß dahin gerichtet sein, diese heilsamen Wirkungen zu vervielfältigen, ihren Einfluß auszubreiten und solche Gegenstände Ihren einsichtsvollen Untersuchungen zu unterbreiten, die der menschlichen Gesellschaft am vorzüg-

[1]) Kanzleiarchiv Nr. 476.

[2]) Kanzleiarchiv Nr. 474.

[3]) Kanzleiarchiv Nr. 537.

[4]) Kanzleiarchiv Nr. 541.

[5]) Procès verbaux III, 193.

[6]) In der Zeitschrift „Polesnoje Uwessjelenije" („Nützliches Vergnügen"), die in den Jahren 1761 und 1762 erschien, hat er Mehreres veröffentlicht, so „Gedanken über das Nützliche", einen „Satirischen Traum" u. And. Митрополитъ Евгеній, Словарь русск. свѣтскихъ писателей, 187, 188.

lichsten nützen"[1]). Von einem solchen Manne konnte man viel erwarten, wenn er dieselbe Bescheidenheit und denselben guten Willen auch in seinen Thaten offenbarte.

Domaschnew lieferte noch an demselben 11. Dezember, an dem er diese Rede hielt, den Beweis dafür, daß er sowohl Einsicht, als glückliche Initiative besaß — er machte den Anfang zu einer Reform der akademischen Zeitungen, wobei er, wie das ja auch sehr begreiflich war, sein Hauptaugenmerk auf die russische Zeitung richtete. Der Umfang dieses Blattes war durch die staatlichen und privaten Annoncen gewachsen: gewöhnlich erschien es in der Stärke von zwei Bogen, ja es kamen sogar 2½ Bogen vor, aber die politischen Nachrichten machten nur den vierten, oder gar nur den fünften Theil aus. Da nun die politischen Nachrichten der eigentliche Zweck des Blattes seien, die Annoncen aber nur für den Petersburger Werth hätten, so verfügte Domaschnew, daß vom Jahre 1776 an die Annoncen vom politischen Theil getrennt würden, damit das Publikum die Möglichkeit hätte, je nach Wunsch auf die Zeitung und die Annoncenbeilage, oder nur auf eine von beiden abonniren zu können. Der neue Direktor beschränkte sich aber nicht auf diese äußerliche Maßregel: er setzte auch fest, daß das Hauptblatt außer den politischen Nachrichten aus dem In- und Auslande auch noch Artikel über gemeinnützliche Themata („solche Materien, welche manchmal wesentlichen Nutzen bringen können") enthalten sollte. Wäre damit der Bogen noch nicht gefüllt, so könne man Annoncen über Bücher, Landkarten u. s. w. herübernehmen[2]). Gleichzeitig sah sich der Direktor nach einem tüchtigen Redakteur für die „Pet. Wed." um und fand ihn in dem Dichter Ippolit Bogdanowitsch (geb. 1743 im Gouv. Poltawa), dem Verfasser der „Duschenka", einer freien Uebertragung des Lafontaine'schen Werkes „Les amours de Psyché". Am 23. Dezember erfolgt Bogdanowitsch's Anstellung, und das Protokoll desselben Tages enthält weitere Details über die von Domaschnew beschlossene Zeitungsreform. Bogdanowitsch soll nicht nur wissenswerthe politische Neuigkeiten in die Zeitung bringen, sondern auch alle Nachrichten „über neue und dem menschlichen Geschlecht nützliche Erfindungen in den Wissenschaften". Als Quelle werden ihm die französischen Blätter zugewiesen, die forthin an ihn zu adressiren sind. Stavenhagen bleiben die deutschen Zeitungen und damit sie nicht beide ein und dieselbe Nachricht zur Uebersetzung auswählen, sollen sie sich rechtzeitig deswegen besprechen. Bogdanowitsch werden zwei Gehilfen beigegeben, die Uebersetzer Kostygow und Iwanow (wie sich später erweist, hat er aber doch Alles allein machen müssen). Der Preis der Zeitung wird gesteigert. Mit den Annoncen soll die russische Zeitung auf gewöhnlichem Papier 5 Rbl., auf weißem oder Lübischem 6 Rbl., ohne Annoncen auf gewöhnlichem 3½, auf weißem 4½ Rbl. kosten; für die Annoncen allein soll man 2 Rbl. zu zahlen haben. Für die deutsche Zeitung, die niemals soviel Annoncen hatte, wie die russische, wird ein geringerer Preis festgesetzt. Sie soll mit den Beilagen auf gewöhnlichem Papier 3½, auf weißem oder Lübischem 4½ Rbl. kosten. Ob man auch die Möglichkeit haben werde, nur auf das Hauptblatt der deutschen Zeitung zu abonniren, ist im Kommissionsprotokoll nicht gesagt. Bisher hatten beide Zeitungen 3 Rbl. gekostet.

Die Maßregeln Domaschnews hatten außer der Erweiterung des Programmes, die thatsächlich nicht nur in der russischen, sondern auch in der deutschen Zeitung stattfand, auch noch ein anderes wichtiges Resultat: die vollständige Trennung

[1]) „St. Petersburger Zeitung" 1776, Nr. 2.

[2]) Kanzleiarchiv Nr. 546.

der „Peterburgskija Wedomosti" und der „St. Petersburger Zeitung". Wenn sie sich bisher insofern inhaltlich von einander unterschieden hatten, als die russische Zeitung mehr Annoncen hatte und einzelne politische Artikel der deutschen ausließ oder sehr verkürzt wiedergab, so tritt mit dem Jahre 1776 auch im politischen Theile vollständige Verschiedenheit ein: Bogdanowitsch benutzt hauptsächlich französische, Stavenhagen deutsche Quellen, und wenn sie auch manchmal ihre Nachrichten aus derselben Quelle schöpfen, so sind sie doch deshalb nicht ähnlicher, als heutzutage zwei völlig von einander unabhängige Blätter.

* * *

Der allgemeine Eindruck, den wir in der Epoche 1742—1776 von der „St. Petersburger Zeitung" gewinnen, ist der eines fast völligen Stillstandes in der Entwickelung. Selbst dieses „fast" könnten wir getrost streichen, wenn nicht die ungeheure Hebung des geistigen und gesellschaftlichen Lebens, die unter der Kaiserin Katharina II. eintrat, nothgedrungen in der größeren Reichhaltigkeit der inländischen Nachrichten hätte zum Ausdruck kommen müssen. Von einer eigenen Initiative der Kanzlei oder der einzelnen Redakteure ist nichts zu merken. Auf dem Gebiete der politischen Nachrichten aus dem In- und Auslande waren allerdings irgend welche Neuerungen absolut unmöglich, hier war die Grenze, die man nicht überschreiten durfte, genau vorgezeichnet, aber es muß billig Wunder nehmen, daß man nicht schon vor Domaschnew den Entschluß faßte, das unverfängliche Material, das die ausländischen Blätter in genügender Menge boten, reichlicher auszunutzen und nach Analogie der deutschen Blätter „von Staats- und gelehrten Sachen" zwei oder noch mehr Rubriken zu schaffen. Daß das Bedürfniß nach einer ausgiebigeren Behandlung unpolitischer Themata schon vor den 70-er Jahren vorlag, beweist Lomonossows Projekt einer „inneren russischen Zeitung" aus dem Jahre 1759. Nach dem Beispiele anderer Staaten wollte er eine nur in russischer Sprache erscheinende akademische Zeitung in's Leben rufen, die hauptsächlich wirthschaftliche Nachrichten zum Nutzen der Kaufmannschaft und anderer Privatleute verbreitete. Diesem Blatte wollte er auch die Annoncen zuwenden und dafür in den bestehenden Zeitungen Nachrichten von gelehrten Sachen, Referate über neue Bücher 2c. abdrucken lassen [1]). Er drang nicht durch. Glücklicher war Müller mit seinen „Monatlichen Abhandlungen" („Ежемѣсячныя сочиненія" 1755—64) gewesen, aber für das große Publikum konnte das wissenschaftliche Unternehmen des Reichshistoriographen natürlich lange nicht die Bedeutung beanspruchen, die das populäre Journal Lomonossows hätte erringen können. Eine viel ernstere Konkurrenz als die „Jeshemessjatschnyja Ssotschinenija" und einzelne litterarische Zeitschriften, mußten den „Pet. Wed." die „Moskowskija Wedomosti" bereiten, die im Jahre 1756 ihren Anfang nahmen. In Petersburg selbst war zum Glücke für das akademische Organ die Nebenbuhlerschaft eines anderen politischen Blattes durch die Privilegien der gelehrten Anstalt unmöglich gemacht. — Der „Petersburger Zeitung" blieb die Alleinherrschaft auf ihrem Gebiet noch länger gesichert, als den „Pet. Wed." Neue deutsche journalistische Unternehmungen sind in Petersburg erst seit dem Beginn der 70-er Jahre ins Leben getreten. 1772 erschienen bei J. K. Schnoor die „Spatziergänge, eine moralische Wochenschrift für das deutsche

[1]) Билярскій, a. a. O.

Publikum in St. Petersburg", die in Reval bei Lindfors gedruckt wurden, und in demselben Jahre begann H. L. Bacmeister die Herausgabe seiner „Russischen Bibliothek". Die Provinz hatte sich schon früher gerührt: Seit 1761 bestanden in Riga die „Rigaschen Anzeigen von allerhand dem gemeinen Wesen nöthigen und nützlichen Sachen, welche mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung herausgegeben werden", seit dem 1. Oktober 1766 in Mitau die „Mitauischen Nachrichten von Staats-, Gelehrten- und Einheimischen Sachen", redigirt von J. G. Hamann (dem Magus aus Norden), seit 1772 in Reval die „Revalischen wöchentlichen Nachrichten", deren Herausgeber der Buchhändler Johann Jakob Illig war. Trotz dieser beginnenden Konkurrenz verharrte die akademische Zeitung in ihrer lethargischen Ruhe: von oben her wurden ihrer Entwickelung Schwierigkeiten bereitet, von oben her erwartete sie auch ihre Reform.

Ein deutliches Zeichen des Verfalles war die Abonnentenziffer: nach mehrfachen, wenn auch nicht sehr erheblichen Schwankungen war der Abonnentenstand der „St. Petersburger Zeitung" gegen Ende dieser Periode ungefähr ebenso hoch, wie im Jahre 1730, obgleich die Bevölkerung der Stadt um 70—80,000 Köpfe zugenommen hatte [1]). Die „Pet. Wed.", die sich ja inhaltlich genau ebenso wenig entwickelten, wie die „St. Petersb. Ztg.", waren in dieser Beziehung bedeutend besser gestellt. Das russische lesende Publikum mußte selbstverständlich in einer ganz anderen Proportion zunehmen, als das deutsche, und es erklärt sich daher, daß die „Pet. Wed." zum Schluß der Periode über viermal mehr Abonnenten haben, als 1730. Im Jahre 1750 wurde die „St. Petersb. Ztg." in 170—205 Exemplaren gedruckt (die „Pet. Wed." in mehr als 300 Exemplaren), 1751 in 208—210 („Pet. Wed." 350) [2]), 1754 und 1755 in 198 („Pet. Wed." 365 und mehr als 400). Unter dem Einflusse des siebenjährigen Krieges stieg dann die Auflage 1757 auf 275 („Pet. Wed." 410) 1758 und 1759 auf 385 („Pet. Wed." 1050 und 1000) 1760 beläuft sich die Auflage auf 340, 1761 auf 300 Exemplare („Pet. Wed." 1010 und 900). In den drei folgenden Jahren erscheint die „St. Petersb. Ztg." in 370 Exemplaren, ihre russische Kollegin in 970, 920—690 und 785. 1770 hat die „St. Petersb. Ztg." wieder nur ca. 270 Abnehmer, und 1773—307, (die „Pet. Wed." 1300). Die Auflage deckte sich manchmal genau mit der Zahl der abgesetzten Exemplare, denn der Einzelnummerverkauf ist zeitweilig als verlustbringend abgeschafft worden, so daß man der Druckerei eine ganz genaue Ordre geben konnte. Im Jahre 1746 gab es 7 Monate lang (vom 31. Januar bis zum 4. September) keinen Einzelnummerverkauf, im Jahre 1750 greift man wieder zu dieser Maßregel. Es wird, heißt es in einer Annonce vom 14. Dezember 1750, „hiermit bekannt gemacht, daß diejenigen Particulier-Personen, welche die hiesigen St. Petersburgischen Zeitungen auf das künftige 1751 ste Jahr zu halten gesonnen sind, sich allhier bey dem Academischen Buchladen und in Moskau in dem dasigen Buchladen, die Collegia, Canzelleyen und Contoirs aber in der Academischen Canzelley noch vor Ausgang dieses Jahres melden sollen. Die Rußischen und Teutschen Zeitungen werden hier in Loco à 2 Rubel 50 Cop. und in Moscau à 3 Rubel 50 Cop. verkaufft und künfftig keine Zeitungen mehr Stückweise zu haben seyn, sondern es muß auf ein ganzes oder halbes Jahr pränu-

[1]) In den letzten Jahren Peters des Großen hatte Petersburg etwa 100,000 Bewohner, dann sank die Bevölkerungszahl, wird aber 1730 wohl noch nicht viel weniger als 100,000 betragen haben. Im Jahre 1780 hatte Petersburg 174,788 Bewohner.

[2]) Im Jahre 1751 hatte Petersburg 80,000 Einwohner, zu Beginn der Regierung der Kaiserin Katharina dagegen ca. 150,000.

merirt werden.“ Die deutsche „St. Petersb. Ztg.“ hatte einen verhältnißmäßig guten Einzelnummerverkauf gehabt. In dem Jahre 1749, in dem wir über die Zahl der Abonnenten nicht unterrichtet sind (augenscheinlich waren ihrer aber weniger als 1751 wo es keinen Einzelnummerverkauf gab), hatte sie durchschnittlich mehr als 50 Exemplare jeder Nummer im Einzelnummerverkauf abgesetzt, die russische aber kaum 17. (1749 kostet die Einzelnummer der „St. Petersb. Ztg.“ 2, der „Pet. Wed.“ 3 Kop., 1766 die Einzelnummer beider Blätter 5 Kop.). Zu Beginn der 50er Jahre ging ungefähr ein Viertel der Auflage in die Provinz, im Jahre 1770 fast die Hälfte, 1773 wieder ungefähr ein Drittel. Dabei darf nicht vergessen werden, daß die Zeitung bei dem ungeheuren Porto den auswärtigen Abonnenten erheblich viel theurer zu stehen kam, als den städtischen. Die Moskauer Abonnenten waren bis 1752 in einer bevorzugten Lage — sie brauchten nicht durch die Post zu abonniren, sondern erhielten ihre Zeitung durch die Moskauer Filiale des akademischen Buchladens und hatten nur einen Rubel zuzuzahlen. Auf Grund einer Klage der Post wurde jedoch diese Einrichtung abgeschafft und die Moskowiter hatten sich gleich allen Anderen an die Post zu wenden.[1]) Auch Abonnentenlisten sind uns aus dieser Zeit erhalten, aber nur für St. Petersburg. Wir ersehen aus ihnen, daß die „St. Petersburger Zeitung“ schon damals in allen Bevölkerungsklassen Leser hatte. So gehörten 1749 zu ihren Abonnenten: der Wirkliche Kammerherr Baron Korff (der frühere Präsident oder „Oberkommandeur“ der Akademie), die Militärs Generalleutnant de Hennin, Generalmajor Schulz und Oberst Schulz, die Doktoren Eschen, Ritsch und Ricker, die Kaufleute Brandis, Bardewik, Hagen und Bock und der Schneider Dormann; 1751 der sächsische Resident, der Rath des Kollegiums für liv- und estländische Rechtssachen von Essen, der Ingenieur-Brigadier Ludwig, der Hofmakler Johann Siricius, die Beamten des liv- und estländischen Kollegiums Kern und Dannenberg, Kaufmann Zigra, die Hofmusiker Zügli, Schmidt und Riedel, Seekapitän Swen Waksen, Schneidermeister Lawrenz, Schriftgießer Büttner; 1752 die Kaufleute Grot, Böthlingk, Böker u. s. w. Hagen, der gleich Bardewik und Anderen in der Liste als englischer Kaufmann bezeichnet wird, (Böker und Zigra sind holländische Kaufleute) scheint die Zeitung in's Ausland übermittelt zu haben: er abonnirt 1752 auf vier russische und 7 deutsche Exemplare. Viele Namen, so der des Kammerherrn Baron Korff, der auf beide Zeitungen abonnirt, wiederholen sich in den Listen, daß aber trotz der kleinen Subskribentenzahl verhältnißmäßig viele neue Namen in den auf einander folgenden Jahreslisten vorkommen, weist darauf hin, daß die nicht russische Bevölkerung der Residenz stark fluktuirte. Auch Russen abonniren auf die deutsche „St. Petersburger Zeitung“, so 1751 der Page Ssolowow, 1764 die Staatsdame Feldmarschallin Apraxin, die sich beide Zeitungen „auf weißem Papier“ kommen läßt.[2]) Wir wissen auch, daß die Zeitung an den Hof ging. Großfürst Peter verlangte die Zeitung 1743, Großfürstin Katharina ließ 1745 durch Adadurow mittheilen, daß sie die russische und die deutsche Zeitung auf Postpapier zu erhalten wünsche.

Das Format blieb die ganze Periode hindurch klein Quart, die Stärke nahm bedeutend zu — aber nur durch die Annoncen und die Beilagen. Die Zahl

[1]) Kanzleiarchiv Nr. 463.

[2]) Diese Daten über die Auflage und die Namen der Stadtabonnenten finden sich in den Rechnungsbüchern des akademischen Buchladens, die im Kanzleiarchiv theilweise erhalten sind.

der Annoncen, für die eine sehr mäßige Zahlung erhoben wurde — jedesmal 50 Kopeken — nahm besonders zu, als die baltischen Behörden begannen, ihre Bekanntmachungen (Vorladungen, Erbenaufrufe etc.) in der „St. Petersb. Ztg." zu veröffentlichen. Schon 1767 finden wir in einer besonderen Beilage eine Vorladung, welche der General-Gouverneur von Estland, Herzog Peter zu Schleswig-Holstein-Beck, und sämmtliche Landräthe des Herzogthums Estland ergehen lassen. Später werden diese Annoncen viel häufiger. Auch Privatannoncen aus den baltischen Provinzen kommen vor. Der Jahrgang 1751 weist sogar eine Annonce aus Mantua auf: ein dortiger Partikulier bietet ein „ansehnliches Kabinet von alten Griechischen und Römischen Medaillen in Ertzt und Silber" feil. In der Mitte der 70er Jahre ist die Zeitung infolge der Annoncen, die wenigstens die Hälfte des Blattes ausmachen, stets 3/4 Bogen stark, wenn sie nicht durch die offiziellen Beilagen einen noch größeren Umfang erhält. Solche Beilagen kommen schon in den 50er Jahren recht häufig vor und betreffen Antritts- und Abschiedsvisiten ausländischer Gesandten, Widerlegungen ausländischer Blättermeldungen, Kriegsberichte u. s. w. Unter Katharina II. wuchs ihre Zahl und die Mannigfaltigkeit ihres Inhalts. Eine Nummer des Jahrganges 1767 ist durch solche Beilagen 3½ Bogen stark.

Die Anordnung des Stoffes änderte sich nur insofern, als zu Beginn der 50er Jahrgänge der Titel St. Petersburg, aus dem sich die heutigen „St. Petersburger Nachrichten" entwickelt haben, nicht mehr an den Schluß, sondern an den Anfang des Blattes gesetzt wurde. Er brachte meistentheils Meldungen vom Hofe. Auch die Annoncen suchte man etwas übersichtlicher zu gestalten. Für die Namen der Personen, welche willens waren, aus dem Lande zu reisen, und dieses durch die Zeitung bekannt machen mußten, wurde eine besondere Rubrik eingerichtet, ebenso später für die „Sachen, welche verauktionirt werden sollten."

Am Kopfe des Blattes befand sich, wie schon früher und auch bis zum heutigen Tage, ein Doppeladler, dessen Zeichnung sich im Laufe dieser Periode zweimal ändert. An Papiersorten wurden in der ersten Hälfte der Periode „Postpapier" und „Zeitungspapier", in der zweiten (außer dem Postpapier, welches zu den Hofexemplaren diente) „weißes" und „gewöhnliches" verwandt. Bis 1757 kostete die Zeitung 2½ Rubel, seit 1758 3 Rubel (gewöhnliches Papier) und 3½ Rub. (weißes Papier). — Die Schrift war durchgängig borgis.

Die Expedition, die Druckerei, und allem Anscheine nach auch die Redaktion, haben sich an der bisherigen Stelle befunden. Chef der Druckerei war bis 1759 der alte Johann Friedrich Rose, der bald nach der Rehabilitirung Schumachers den Posten des Faktors wieder erhalten hatte und bis zu dem genannten Jahre einnahm. 1759 gründete Taubert in dem akademischen Hause an der Ecke der 7. Linie und des Newa-Quais eine neue Typographie, die sich hauptsächlich mit dem Drucke populärer Schriften befaßte. An diese Druckerei ging Rose als Faktor über und leitete ihre Einrichtung, starb aber schon 1761 [1]). Die neue Typographie überdauerte Tauberts Sturz nicht lange, 1767 wurde sie administrativ mit der alten vereinigt.

Die Redaktion stand nach wie vor in engster Verbindung mit dem Korps der akademischen Uebersetzer und es läßt sich schwer sagen, wo die „Uebersetzerkammer" aufhörte und die „Zeitungsexpedition" begann. Hauptsächlich war es natürlich

---

[1]) Kanzleiarchiv Nr. 261.

die russische Zeitung, welche diese Verquickung der beiden akademischen Departements veranlaßte, denn den wesentlichen Theil der „St. Petersburger Zeitung“ lieferte deren Chefredakteur, der die deutschen politischen Blätter las. Zu Stählins Zeit wurde außer den deutschen und französischen Blättern auch ein englisches und ein italienisches verschrieben, die er wohl selbst verarbeitete, da seine Stellvertreter Freygang und Stavenhagen und die übrigen Uebersetzer dieser Sprachen schwerlich mächtig waren. Auch die inländischen Nachrichten, d. h. die Nachrichten über die Vorgänge am Hofe, rührten bis zur Mitte der sechziger Jahre wohl größtenteils von Stählin her, wenn sie nicht Teplow zum Autor hatten. Stählin schrieb diese Hofberichte deutsch. Die französischen Quellen konnten außer Stählin auch Freygang, Stavenhagen, Moderach und Andere übersetzen, doch hat man trotzdem das Bedürfniß nach einem speziellen französischen Uebersetzer empfunden. Nach Villers' Verabschiedung (1760) scheint diese Stelle lange vakant geblieben zu sein, erst am 1. April 1764 wurde ein gewisser Poiseau, der schon in Berlin als Zeitungsübersetzer thätig gewesen war, in der Expedition angestellt und blieb bis 1766 [1]) im Amte. Viele Deutsche, die in dieser Periode Anstellung fanden, sind augenscheinlich Mitarbeiter beider Blätter gewesen, so Daniel Rose, ein Sohn des Faktors, Karl Fischer, ein Sohn des Historikers, Richmann, Ossip (Josias) Weitbrecht und Anton Walter. Die Zeitungsexpedition scheint als eine Versorgungsanstalt für unbemittelte Professorensöhne betrachtet worden zu sein.

Ueber die ausländischen Blätter, die in der Periode 1742—1776 als Quelle der „St. Petersb. Ztg.“ gedient haben, [2]) sind wir theilweise unterrichtet. 1748 bezog man beide Berliner Zeitungen (die „Vossische“ und die „Spenersche“), den „Hamb. Correspondenten“, die „Hanauer Ztg.“, die „Leipziger Ztg.“, die Wienerische Zeitung (Diarium), eine Altonasche Zeitung, ferner von den berühmten oder berüchtigten „Gazettes de Hollande“ die „Gazette d'Utrecht“ und die „Gazette d'Amsterdam.“ [3]) Für das Jahr 1759 wünschte sich Stählin 16 verschiedene Blätter und gab der Post ganz genau an, auf welchem Wege er sie zu beziehen wünsche — den einen Theil über Memel, den anderen (augenscheinlich den gefährlicheren) über Schweden. Zur ersten Kategorie gehörten der „Hamb. Corr.“, der Altonasche „Post-Reiter“, die Frankfurter „Reichs-Post-Amts-Zeitung“, die deutsche Warschauer Zeitung, die „Berliner Privilegirte Zeitung“ (Vossische), die „Gazette de Leyde“, die in Warschau und Altona erscheinenden französischen Zeitungen, dann der „Corriere di Venezia“ und die Londoner „Evening Post“, zu der zweiten der Altonasche „Reichs-Postillon“, die Berliner Nachrichten (Spenersche Zeitung), die „Leipziger Zeitung“, die „Gazette d'Utrecht“, die Amsterdamer holländische Zeitung und den „Mercure de France“. Aus den Jahren 1760 und 1761 haben uns ähnliche Listen Stählin's vorgelegen, die aber weniger umfangreich sind. [4]) An Stoff hat es also nicht gemangelt, aber es hat fast den Anschein, als ob Stählin diese vielen Blätter mehr zur eigenen Instruktion, als zur Verwerthung in der „St. Petersburger Ztg.“ verschrieben hätte.

---

[1]) Kanzleiarchiv Nr. 475 und 536.

[2]) Spezialkorrespondenzen, die durch den Titel „Extract eines Schreibens aus . . .“ kenntlich sind, kommen vor, aber nur gelegentlich.

[3]) Kanzleiarchiv Nr. 117.

[4]) Kanzleiarchiv NNr. 237, 257 und 264.

Nachrichten aus einigen von diesen Blättern konnten unmöglich in der „St. Petersburger Ztg." abgedruckt werden, denn seit dem Beschluß der Ministerkonferenz vom 30. September 1756 war sie offizieller denn je. Außer den Wolkow'schen Leitartikeln wurden nicht nur die Berichte über Operationen der eigenen Armee, sondern auch österreichische Relationen abgedruckt, so eine Meldung der Wiener Zeitung, um deren Aufnahme der österreichische Botschafter Graf Esterhazy 1760 nachsuchte.

Kriegsberichte und offiziöse oder offizielle Meldungen beanspruchen fast in allen Jahrgängen dieser Zeit ungeheuren Raum, war man doch in Europa weit mehr von Kriegen heimgesucht, als 1727—1742. Der österreichische Erbfolgekrieg und der zweite schlesische, der siebenjährige Krieg, der erste Türkenkrieg der Kaiserin Katharina II. und der Unabhängigkeitskampf der Nordamerikaner hielten die Völker in fast unausgesetzter Spannung und das zeitunglesende Publikum mag wohl mehr von diesen Erschütterungen, als von dem gewaltigen geistigen Um- und Aufschwunge gemerkt haben, der sich im Zeitalter des aufgeklärten Despotismus vollzog. Wie in der vorhergehenden Epoche, fanden politische Ereignisse in glänzenden Schaustellungen, Feuerwerken und Allegorien ihren Ausdruck. So ließ, wie wir der „St. Petersb. Ztg." vom 21. Juni 1762 entnehmen können, Peter III. den zwischen Russland und Preußen geschlossenen ewigen Frieden mit großer Solennität feiern. Am 10. Juni ward vor dem Kaiserlichen Schlosse auf der Newa eine prachtvolle Festvorstellung gegeben: Im Vordergrunde einer künstlichen Insel zeigte sich „der Ursprung der erneuten Freundschafft und Vereinigung und des daraus entsprossenen Friedens." „Im lichten Glanz-Feuer stelte sich auf einem prächtigen Schild mit Wehr und Waffen umgeben der mit der Kayserl. Krone geschmückte Nahme Sr. Majestät unseres allerdurchlauchtigsten Kaysers und Allergnädigsten Beherrschers PETER des Dritten am Stamm eines Palmbaumes dar, dessen weit ausgebreitete Zweige sich über die zu beyden Seiten mit Sieges-Zeichen umsteckten Wappen-Schilder des Russischen Reichs und des Königreichs Preußen erstreckten, und gleichsam beyde gemeinschaftlich überschatteten. Nachdem diese drey verschiedene Pracht-Schilde sich in vollem Glanz gezeigt hatten, verwandelten sie sich auf derselben Stelle in Lunten-Feuer auf die folgende Weise: nemlich aus dem Mittlern entstand eine verzierte Vase mit einer jungen Oelbaums-Pflanze, aus dem zur Rechten erschien Ruthenia in ihrem gewöhnlichen Schmuck, und aus dem zur Lincken Borussia im Königlichen Mantel. Beyde Personen erhoben sich von ihren Stellen nach der Vase, und indem sie sich die rechte Hand gaben und zugleich aus einer Schaale mit der linken Hand die junge Pflanze begossen, schoß dieselbe im schönsten grünen Feuer allmählich dermaaßen auf, daß sie augenscheinlich zum erwachsenen Oelbaum voll Zweige, Blätter und Früchte wurde. Zugleich war an der Vase eine Inschrift in folgenden Worten Virgils zu lesen:

PRISCA FIDES INVICTAQUE BELLO

d. i.

Der alten Freundschaft neuer Bund wird den geprüften Waffen
Noch mehr Verehrung vor der Welt und allzeit Sieg verschaffen.

Der Erfinder der Allegorie und Verfasser der Beschreibung war natürlich Stählin, der damals noch Redakteur des Blattes war.

Nach vorübergehender Trübung des russisch-preußischen Verhältnisses war im Jahre 1770 die Gelegenheit zu neuen Freundschaftsfesten gegeben. Prinz Heinrich von Preußen weilte in Zarskoje Sselo und die „St. Petersb. Ztg." konnte am

2. November über ein Fest berichten, welches am 28. Oktober von der Kaiserin Katharina zu Ehren des Gastes veranstaltet worden war. „Die Vorstellung dieses Feuerwercks", heißt es in der Schilderung, „zeigte in der Mitte einen rauchenden Altar der Freundschafft, vor welchem sich die Bundsgenoßenschafft und die Aufrichtigkeit umarmten und mit ihren Füßen die Schlange des Neides, den Dolch der Boßheit und die Fackel der Zwietracht zu Boden traten."

Welche Folgen diese Reise des preußischen Prinzen[1]) gehabt hat, ist bekannt: ungefähr zwei Jahre nach dem Feste von Zarskoje Sselo erfuhr das Publikum von der ersten Theilung Polens. In einer russischen und französischen Beilage zur Nr. 86 der „St. Petersburger Ztg." von 1772 wurde bekanntgegeben: „Mittelst verschiedener im verwichenen September Monathe ergangenen Allerhöchsten Kayserlichen speziellen Befehle, ist dem Senat bekannt gemacht worden, was maaßen der unermüdeten Sorgfalt Ihrer Kayserl. Majestät für das Wohl und die Sicherheit des Reichs zufolge demselben einige Länder von dem Gebiete der Republik Pohlen einverleibet." Es folgt die Aufzählung der gewonnenen Gebiete.

Der kulturhistorischen Entwickelung, die in dieser Zeit vor sich ging, dürfte sich, wie gesagt, unser Publikum weniger inne geworden sein, als der großen politischen Umwälzungen. Am meisten wird in dieser Hinsicht wohl der nordamerikanische Freiheitskrieg gewirkt haben, denn hier war beides vereinigt: sittliche Idee und politische That. Das große Ereigniß hat seinen Schatten weit voraus geworfen und die Leser der „St. Petersburger Ztg." werden sicher nicht erstaunt gewesen sein, als sich die Kolonien endlich erhoben. Interessant und erfreulich ist ein „Auszug aus einem Briefe aus Philadelphia" vom 30. August 1769, der in der Nummer vom 22. Dezember 1769 abgedruckt ist und wohl gleich allen unter einem derartigen Titel erscheinenden Artikeln als Spezialkorrespondenz aufzufassen ist: „Unsere Quäcker haben einen überzeugenden Beweis von ihrer Liebe zur Menschlichkeit und zur Freyheit abgelegt. Die meisten von ihnen, die in dieser Kolonie ansässig sind, haben sich versammelt, und einmüthig den Schluß gefasset, alle ihre Neger-Sklaven in Freyheit zu setzen. Die meisten haben diesen Entschluß bereits zur Wirklichkeit gebracht. Wozu hilft es, sagte einer unter ihnen, sich dem willkührlichen Verfahren des Großbritannischen Parlaments zu widersetzen, da wir selbst ein Beyspiel der Tyrannei geben, indem wir Geschöpfe, die uns gleich sind, in der Sclaverey erhalten, unter dem Vorwande, daß sie eine schwarze Haut, und Wolle statt der Haare haben? Wir hoffen, daß die übrigen Gemeinden dem Beyspiele ihrer Brüder, der Quäcker, folgen werden." Der Wunsch des Korrespondenten ist erst 100 Jahre später erfüllt worden. — Zu dem Unabhängigkeitskampfe selbst hat sich die Redaktion des Blattes mit gewohnter Objektivität verhalten. Es ist schwer herauszulesen, auf wessen Seite ihre Sympathien standen. Glaubhafter erscheint es allerdings, daß in ihrem Herzen die Sache der Kolonien zu der ihrigen gemacht hatte. So heißt es z. B. in der Nr. 81 des Jahrganges 1775: „Der Graf von Chatham ist so wohl auf, daß er dem Parlament fleyßig beyzuwohnen gedenkt. Er ist der unveränderte Freund der Freiheit."

Weit deutlicher als der allgemeine menschliche Fortschritt tritt in der „St. Petersburger Zeitung" die Entwickelung Russlands zu Tage. Seit dem Regierungsantritte Katharina II.[2]) kann kein Zweifel darüber walten, daß sich Russland

[1]) Brückner, Katharina die Zweite, 392, 393.

[2]) Als Beilage dieses Buches geben wir die Nummer des Jahrganges 1729, welche die Geburt der großen Kaiserin meldet.

in einer neuen, fruchtbringenden Zeit der Reformen befindet und daß das Versprechen, welches Peter III. in seinem Thronbesteigungsmanifest gegeben hatte, — „in allen Stücken in die Fußstapfen des weisen Monarchen, Unsers Groß-Vaters Peters des Großen zu treten" („St. Petersburger Zeitung" 1761 Nr. 103) — von seiner Nachfolgerin thatsächlich erfüllt wurde.

Zum Thronwechsel selbst enthält der Jahrgang 1762 hochinteressante Dokumente. In der Zeitung vom 21. Juni war jene Beschreibung der Friedensillumination veröffentlicht worden, und keine zwei Wochen später, am 2. Juli, stand an der Spitze die Nachricht, daß Ihro Majestät die nunmehr glücklich regierende allergnädigste Kayserin Catharina die Zweyte zur unaussprechlichen Freude aller getreuen Söhne des Vaterlandes am 28. Juni den souverainen Rußisch-Kayserlichen Thron zu besteigen geruhet habe. In derselben Nummer findet sich das von Teplow verfaßte Thronbesteigungsmanifest der Kaiserin: „Allen wahren Söhnen Rußlands hat die große Gefahr in die Augen geleuchtet, womit das gantze Rußische Reich bedrohet worden. Zu allerförderst ist der Grund Unserer orthodoxen Griechischen Religion erschüttert und ihre Satzungen sind einem gänzlichen Umsturz nahe gewesen, so daß man äuserst befürchten müssen, den von Alters her in Rußland herrschenden rechten Glauben verändert zu sehen. Zweytens, ist die Gloire von Rußland, die mit Verlust so vielen Blutes durch seine siegreiche Waffen zur höchsten Stuffe gebracht war, durch den neulich geschloßenen Frieden deßen Feinden gänzlich aufgeopfert, und zugleich die inneren Verfaßungen, auf welchen das Wohl und die Grundveste Unsers Vaterlandes beruhet, völlig übern Hauffen geworfen worden. Durch diese allen Unsern getreuen Unterthanen vorgestandene Gefahr sind Wir endlich gedrungen worden, zu GOTT und seiner Gerechtigkeit Unsere Zuflucht zu nehmen; und da Wir das offenbare und ungeheuchelte Verlangen aller Unserer getreuen Unterthanen wahrgenommen, so haben Wir Unsern souverainen Rußisch-Kayserlichen Thron bestiegen und darüber von allen Unsern getreuen Unterthanen die feyerliche Eidesleistung empfangen." Ueber dieses Manifest schreibt Büsching in seiner Lebensgeschichte G. F. Müllers: „In dem ersten Manifest wurde dem Kaiser Peter dem Dritten der Vorwurf gemacht, daß er durch den letzten Frieden die Ehre des russischen Reiches dem ärgsten Feinde desselben aufgeopfert habe. Diese Stelle machte viel Aufsehen, und beunruhigte mich insonderheit. Müller kam am Tage nach der Erscheinung des Manifestes zu mir, und ich entdeckte ihm meine Unruhe über diese Stelle. Er sagte gleich, sie sey gewiß falsch übersetzt, er wolle es gleich untersuchen, fuhr auch nach Wasili Ostrow zurück, und geradesweges zu dem Director Taubert, den er bat, ihm das rußische Original der Ukase zu zeigen, welche er aus dem Senat zur Besorgung einer Uebersetzung empfangen hatte. Er erblickte sogleich den begangenen Fehler, verbesserte die Stelle, und Taubert schickte das Manifest schleunig in die akademische Buchdruckerey, damit es geschwind umgedruckt würde. Nun lautete es so: durch den neulich geschlossenen Frieden sey die Gloire von Rußland dessen Feinden selbst gänzlich aufgeopfert worden[1]). So bald der Umdruck geschehen war, ließ Taubert ihn in die Häuser der auswärtigen Minister und anderer Ausländer von einigem Ansehn tragen, und jene fuhren zu einander, um sich darüber zu besprechen, was wohl den Hof bewogen haben möge, diese Veränderung vorzunehmen? von welcher doch der Hof weder etwas

[1]) Wie aus den „Pet. Wed." ersichtlich, lauteten die betreffenden Ausdrücke im russischen Manifest „слава" und „злодѣямъ".

wußte, noch erfuhr.“ Durch die Nummer vom 9. Juli erfährt dann das Publikum vom Tode Peter III. Durch ein neues Manifest wird kund gethan: „Den siebenten Tag nach Unserer Gelangung auf den Rußisch-Kayserlichen Thron erfuhren Wir, daß der gewesene Kayser, Peter der Dritte, von einem sehr hefftigen, aus ihm gewöhnlichen Hämorrhoidal-Zufällen herrührenden Colick befallen worden. Aus christlicher Schuldigkeit und nach den Gesetzen der Religion, welche uns für das Leben unserer Nächsten Sorge zu tragen zur Pflicht machen, ertheilten Wir sogleich den Befehl, ihm alles zuzuschicken, was zur Verhütung schlimmer Folgen aus diesem für seine Gesundheit so gefährlichen Zufalle und zu seiner baldigen Wiederherstellung dienlich seyn könnte. Zu Unserem grösten Leidwesen aber und Bekümmerniß erhielten wir gestern Abends die Nachricht, daß er nach dem Willen des allmächtigen Gottes sein Leben geendiget.“ Die ganze Nummer handelt ausschließlich vom Thronwechsel. Als Beilage hat sie das Manifest, welches die Entsagungsurkunde Peters III. enthält.

Aus Eifer für das Vaterland
Nahm sie, die Heldin, selbst die Sturmfahn in die Hand,

heißt es in der Nummer vom 4. Juli 1763 bei der Beschreibung des Feuerwerks, das am Tage der Thronbesteigung der Kaiserin veranstaltet wurde — und jeder der die Ereignisse dieser Zeit verfolgte, mußte wohl zur aufrichtigen Ueberzeugung gelangen, daß der heiligste Eifer die Kaiserin beseelte. Nie war die auswärtige Politik geschickter gewesen, nie ein Kriegszug glänzender, als der gegen die Türkei, welcher zu Rumjanzews Sieg am Kagul und zur Schlacht bei Tschesme führte. Und wie verstand die Kaiserin zu belohnen! In der Zeitung vom 21. Juli 1775 finden wir in einer Beilage das Verzeichniß der Gnadenbezeugungen, welche den Helden des Krieges und anderen verdienstvollen Männern nach dem glücklich erfolgten Friedensschlusse zu Theil wurden: „Dem Herrn General-Feldmarschall Grafen Rumänzew einen Lob-Brief mit Anführung seiner Dienste bey dem vorigen Kriege und bey Schließung des Friedens, nebst Erwähnung seiner verschiedenen Siege und Beyfügung zu seinem gegenwärtigen Namen des Beynahmen Sadunaiskoy; für seine kluge Anführung des Kriegs-Heers ein mit Brillanten gezierter Commando-Staab; für seine tapferen Unternehmungen einen Degen mit Brillanten; für die Siege einen Lorbeer-Kranz; für die Schließung des Friedens einen Oehl-Zweig; dafür zum Zeichen des allerhöchsten Kayserlichen Wohlwollen das Kreutz und den Stern des St. Andreas-Ordens mit Brillanten besetzt; ihm, dem Feldmarschall, zu Ehren und den Nachkommen zur Nacheiferung des Beyspieles eine Medaille mit seinem Brustbilde; zu seinem Vergnügen ein Landgut mit fünftausend Bauern in Weiß-Rußland; zur Einrichtung seines Hauses hunderttausend Rubel aus dem Cabinet; zu seiner Tafel ein silbernes Service; das Haus auszuzieren, Gemählde.“ Potemkin dagegen erhielt bloß: „für seine guten Rathschläge zur Beförderung der Friedensgeschäfte die Gräfliche Würde des Rußischen Reichs; für seine tapferen und unermüdeten Dienste im vorigen Kriege einen Degen mit Brillanten, und dafür zum Zeichen des Kayserlichen Wohlwollens Ihro Kayserlichen Majestät Portrait.“ Welch ein königlicher Geschmack, welch ein feiner weiblicher Takt liegt in Beidem: in der Ueberschüttung des Einen und in der maßvollen Belohnung des Andern!

Noch fesselnder aber, als die Berichte über die kriegerischen Großthaten sind die Zeichen der monarchischen Sorge für die **geistige und wirthschaftliche Hebung des Landes**. Gleich in die ersten Jahre der Regierung Katharinas

fallen die Gründung der Akademie der Künste und der Freien Oekonomischen Gesellschaft und die eifrigen Bemühungen um die Hebung des Schulwesens. Sowohl über die erstgenannten beiden Institutionen, als über die neuerwachte Thätigkeit auf dem Gebiete der Schule gehen der Zeitung häufig Berichte zu. Außerordentlich charakteristisch für die zur Herrschaft gelangte liberale Richtung ist die Geschichte einer Preisaufgabe der Oekonomischen Gesellschaft. „Die freye Oeconomische Gesellschaft", heißt es in der Nr. 94 der „St. Petersb. Ztg." vom Jahre 1766, „hat den 1. Nov. dieses 1766-sten Jahres währender Session ein Schreiben nebst einem versiegelten Käftgen erhalten, bey deren Eröfnung man befunden, daß eine unbekante Person, um unsern nützlichen Absichten gemäß für das Vaterland behülflich zu seyn, dieser Gesellschaft tausend Ducaten zum Gebrauch, worzu selbige es für gut befinden wird, zuzuschicken beliebet hat. Die freye Oeconomische Gesellschaft hat das Geschenck dieser unbekannten Person als ein Merckmahl des Patriotischen Eifers und der aufrichtigen Liebe zum Vaterlande angenommen, auch dahero nicht ermangeln wollen, hiemit derselben nicht nur ihre schuldige Dancksagung abzustatten, sondern auch Ihrem Verlangen gemäß dem Publico folgende Preiß-Frage aufzugeben:

Ist es dem gemeinen Wesen vortheilhaffter und nützlicher, daß der Bauer Land oder nur bewegliche Güter zum Eigenthum besitze? und in wie weit soll sich das Recht des Bauers auf dieses Eigenthum erstrecken, daß es am nützlichsten für das Gemeine Wesen sey?

Die freye Oeconomische Gesellschaft macht also allen sowohl Einheimischen, als Ausländischen hiemit bekant, daß derjenige, der von dato an bis zum 1-sten November künftigen 1767. Jahres unserer Gesellschaft die deutlichste Auflösung dieser aufgegebenen Frage einschicken wird, von derselben einen Preis von hundert Ducaten und über dem noch eine Medaille von 25 Ducaten am Werth zu erwarten habe." Die Abhandlungen konnten russisch, deutsch und französisch abgefaßt werden. Die Zeitung berichtet weiter: „Ihro Kayserl. Majest. unsere allergnädigste Souveraine haben über den Patriotischen Eifer des unbekannten Aufgebers dieser Frage ein so allergnädigstes Wohlgefallen bezeuget, daß Allerhöchstdieselben denjenigen, der sich entdecken und beweisen wird, daß er der Urheber dieser Frage und Ueberschicker der oberwehnten tausend Ducaten sey, ein Geschenk von 2000 Ducaten reichen zu laßen geruhen wollen."

In dem nächsten Jahre wurde die Preisvertheilung noch nicht vorgenommen, sie ward bis zum 23. April 1768 verschoben. Die „St. Petersb. Ztg." vom 24. April jenes Jahres bringt das Resultat: 164 Schriften waren eingelaufen und den Preis hatte die französische Arbeit des Herrn Bearde de Labbaye erhalten, welche die Devise trug: „In favorem libertatis omnia jura clamant, mais, est modus in rebus." Es scheint also, daß man die Siegespalme einem Manne zuerkannt hatte, welcher trotz seiner liberalen Gesinnung zur Behutsamkeit rieth. Etwa ein Jahrhundert später galt es dieselbe Frage zu lösen, aber es stand mehr auf dem Spiele als hundert Dukaten und eine Medaille. Jene Beilage der „St. Petersb. Ztg." theilte nicht nur die Entscheidung, sondern auch die Devisen der eingelaufenen Preisschriften mit. Sehr viele lassen auf den Inhalt der Arbeit schließen. „O seelig! wer, wie ihr, mit selbst erzogenen Stieren den angestorbnen Grund von eignem Acker pflügt" (Haller), hieß es auf einer, „Willst du des Lebens Glück und einen edlen Tod, so sey ein Menschenfreund, sey Christ und Patriot", auf einer anderen Arbeit. Von Herrn Bülow aus Schwedisch-Pommern war eine Arbeit ohne Devise eingelaufen.

Viel beschäftigt hat sich die Zeitung natürlich mit der nach Moskau berufenen Gesetzeskommission, zu der im Jahre 1767 die Deputirten gewählt wurden. — Ein großes Ereigniß war es, als sich die Kaiserin im Jahre 1768 die Schutzblattern einimpfen ließ, — sowohl zu dero eigenen Sicherheit, als auch um in Allerhöchstdero eigenen Person dem Rußischen Reiche, ja dem ganzen menschlichen Geschlechte ein Beispiel zu geben. Ueber den Verlauf wird berichtet: Am 12. Oktober Abends gegen 10 Uhr, wurde dieser Vorsatz in's Werk gesetzt, bis zum 18. war die Kaiserin ganz gesund, dann trat leichtes Fieber ein, welches bis zum 20. dauerte. „Aus dieser Beschreibung ist deutlich zu ersehen, daß die Blattern, dem Höchsten sey Dank! sehr leicht waren," ruft die „St. Petersb. Ztg." aus. Am 1. November verließ die Kaiserin Zarskoje, am folgenden Tage wurden Dankgottesdienste abgehalten und die Stadt illuminirte. — Im Jahr 1772 wird in der Zeitung annoncirt, daß bei J. K. Schnoor in der kleinen Million „die erste, zwote und dritte Kanzelrede von der Rechtmäßigkeit der Blatter-Einimpfung von Herrn Pastor Grot, jede zu 15 Kop." zu haben sei, und im folgenden Jahre meldet Pastor Johann Georg Eisen zu Torma im Dorpatschen Kreise in einer Zuschrift: „Ich habe bereits vor einigen Jahren angefangen, die Blatterimpfung unter den Liefländischen Bauern auszubreiten und dieses in der folgenden Zeit mit so gutem Erfolge fortgesetzt, daß meine in dieser Art des Wohlthuns unterrichtete Leute, wie bekannt, glücklich impfen, auch lassen sich die berühmten Aerzte Becker und Uke in Dorpat diesen Unterricht angelegen sein."

Wie sehr die Zahl der Schulen und Pensionsanstalten unter der Kaiserin Katharina II. zunahm, zeigen uns die immer häufigeren Schulannoncen — die Konkurrenz machte sich bemerkbar. In den 70-er Jahren finden wir Bekanntmachungen der evangelischen Kirchenschulen St. Petersburgs. Recht häufig annoncirt die damalige St. Katharinenschule auf Wassili Ostrow unter ihrem Rektor Mölting [1]), bis dieser zur St. Annenschule übergeht. Am 3. November 1775 liest man im „Anhange" der „St. Petersb. Zeitung": „Da der bey der Waßiley-Ostrowschen St. Katharinen-Schule gestandene Rektor J. G. Mölting sein Amt und die mit demselben verbunden gewesene Erziehung- und Schulanstalt, die zuletzt aus achtzig jungen Leuten beyderley Geschlechts bestand, niedergelegt und den Ruf des Kirchen-Convents der Evangelisch-Lutherischen St. Annen-Gemeine zum Rektor der Schulen gefolget, auch bereits vor etlichen Wochen mit allen seinen auf Waßiley-Ostrow gehabten Pensionaires und einem Theil seiner dortigen Schüler nach dem Stückhofe gezogen ist: So hat er diese Veränderung dem Publiko bekannt machen wollen mit der aufrichtigsten Versicherung, daß er auch hier mit allem Eifer das Wohl der Schulen zum Augenmerk haben und für den Unterricht und die Erziehung der ihm anvertrauten Jugend alle mögliche Sorge tragen wird. Kinder beyderley Geschlechts können bey ihm in ganzer und halber Pension abgegeben und auch zum stündlichen Unterricht geschickt werden. Es wird aber bey ihm, wie bereits bekannt, in der Religion, in der Französischen, Engländischen, Rußischen, Deutschen und Lateinischen Sprache, in der Geometrie, Artillerie und Fortification, im Briefstyl, im Schreiben und Rechnen, im Zeichnen, in der Musik und im Tanzen ein gründlicher Unterricht gegeben. Ueberdem wird auch die Rußische Jugend wöchentlich zweymal von einem ihrer Geistlichen in den Grundsätzen der Religion unterwiesen. Gegenwärtig arbeiten

[1]) Zur Jubelfeier des 150-jährigen Bestehens der St. Annenschule am 3. Januar 1889, pag. 15.

überhaupt 10 Personen am Unterrichte. Bey einer merklichen Zunahme der Lernenden wird auch die Zahl der Lehrer sogleich vermehrt werden. Er macht sich die Hofnung, seine Erziehung- und Schul-Anstalt ebenso auszudehnen, als auf Wasiley-Ostrow. Aeltern, die ihre Kinder an dieser Erziehung- und Schul-Anstalt Antheil nehmen lassen wollen, haben sich bey bemeldtem Rektor Mölting auf dem Stückhofe in dem Schulhause oder in seiner Nebenwohnung auf dem Kirchenplatze, neben dem Schulhause, zu melden." Die St. Petri-Schule scheint in jener Zeit nicht annoncirt zu haben. Aus einer Bekanntmachung des Buchhändler Schnoor erfahren wir den Titel eines Buches, das in der St. Petri-Schule im Gebrauch war: Unterweisung zur Glückseligkeit nach der Lehre Jesu, zum Gebrauch der hiesigen St. Petri-Schule, zu 25 Kop. das Exemplar (eingebunden).

Von der Hebung des gesellschaftlichen Lebens in St. Petersburg legen viele Zeitungsberichte Zeugniß ab. Unter der Kaiserin Elisabeth war es der Zeitung übel angestrichen worden, daß sie den kleinen Bericht von der Hetzjagd veröffentlichte, die der Hof in Krassnoje Sselo veranstaltet hatte, jetzt wirkte der Großfürst in einer Theatervorstellung mit, und die Zeitung durfte ein langes Referat bringen. „Den 21sten verwichenen Monats," lesen wir in der Zeitung vom 10. März 1766, „hatten Ihro Kayserl. Majestät und Se. Kayserl. Hoheit der Großfürst die Gnade, den Herrn General en Chef, Ober-Kammerherrn, Senateur, Rittern des heil. Andreas, Alexander-Newsky, weißen Adler und St. Annen-Ordens, Grafen von Scheremetew, in seinem Hotel mit dero allerhöchsten Gegenwart zu beehren, wobey Se. Erlaucht die Damen und Cavaliere der ersten Claßen nebst den ausländischen Herren Ministern mit eingeladen hatten. Nach der Ankunfft Ihro Majestät der Kayserin und des Großfürsten Kayserl. Hoheit wurde von einigen vornehmen Standespersonen auf einem besonders hierzu errichteten Theater ein Französisches Lustspiel in Versen von Herrn De la Grange, betittelt: Le Contretems aufgeführet." Nach Anführung der hochgestellten Personen, welche die Direktion des Schauspiels und des Orchesters hatten, die Plätze anwiesen, die Billets empfingen und im Orchester mitwirkten (unter den Letzteren befand sich natürlich auch der wirkl. Etats-Rath und Ritter vom St. Annen-Orden, Herr von Teplow[1]), wird der Theaterzettel angeführt:

Chrysanth, Vater der Constance, der Herr Obriste Fürst von Tscherbatow, Constance, Tochter des Chrysanth. Die Comtesse Anna Petrowna von Scheremetew. Hof-Fräulein bei Ihro Kayserl. Majestät, älteste Tochter des Herrn Ober-Kammerherrn. Damis, Liebhaber der Constance. Der Herr von Balck, Second-Rittmeister bey der Garde zu Pferde. Frosine, Kammermädchen der Constance. Die Comtesse Natalia Petrowna von Tschernischew, Tochter Sr. Erlaucht des wirkl. Geheimen Raths, Senateurs, wirkl. Kammerherrn und Ritters beyder Rußischen und des weißen Adler-Ordens, Hrn. Grafen Peter Grigorjewitsch Tschernischew. Angelica, Liebhaberin des Valere. Ihre Erlaucht, die Comtesse Darja Petrowna von Tschernischew, älteste Schwester der vorhergehenden. Lisette, Kammermädchen der Angelica. Die Comtesse Warwara Petrowna von Scheremetew, jüngste Tochter des Hrn. Ober-Kammerherrn. Valere, Liebhaber der Angelica. Hr. Graf von Solms, Königl. Preußischer Kammerherr, bevollmächtigter Minister am Rußisch-Kayserl.

[1]) Teplow, der in der Geschichte der Akademie eine so große Rolle gespielt und auch in die Geschicke der Zeitung eingegriffen hat, starb 1779 als Senator und Geheimrath.

Hofe und Ritter vom St. Alexander-Newsky Orden. Valentin, Bedienter des Valere. Se. Erlaucht der wirkl. Kammerherr und Ritter vom St. Annen-Orden, Graf von Stroganow. — Zwei französische Einakter folgten, in deren letzterem der Großfürst Paul Petrowitsch mitwirkte. „Dieses letzte Lustspiel," schreibt der Rezensent, „hatte nicht nur in Anbetracht deßen, daß Se. Kayserl. Hoheit der Großfürst selbst eine handelnde Person in derselben vorstellten, sondern auch in Ansehung der ausnehmenden Pracht der Kleidung vor den vorhergehenden den Vorzug, indem allein die Brillanten, welche obige vier Personen anhatten (außer dem Großfürsten traten hier die Comtesse Anna Petrowna Scheremetew und die beiden Comtessen Tschernyschew auf) über zwey Millionen Rubeln an Werth betrugen."

Derselbe Jahrgang enthält die ausführliche Beschreibung eines Karoussels, welches in Gegenwart der Kaiserin vor dem Winterpalais abgehalten wurde. Vier Quadrillen — eine slavonische, eine römische, eine indianische und eine türkische — betheiligten sich unter dem Oberbefehl der Grafen Grigori und Alexei Orlow, des Grafen J. P. Ssaltykow und des Fürsten P. J. Repnin an dem Karoussel, und nachdem die Damen und Cavaliers ihre Fertigkeit im Reiten, Fahren und in der Führung der ritterlichen Waffen gezeigt hatten, fand die Preisvertheilung statt, wobei der alte General-Feldmarschall Graf Münnich als Oberrichter fungirte und den ersten Preis — eine Zitter-Nadel von Brillanten von großem Werthe — der ersten Siegerin, Komtesse Natalia Petrowna Tschernyschew, übergab.

Ueber die öffentlichen Theatervorstellungen, die es 1742—1776 in Petersburg gegeben hat, schweigt die Zeitung, und auch aus den Annoncen ist wenig zu eruiren. Wir erfahren wohl, daß es in den Jahren 1743—1745 ein Marionetten-Theater in Petersburg gab, welches in dem letzten Jahre seinen „Schauplatz" „in der großen Morskoy nicht weit von der blauen Brücke, gegenüber der großen hölzernen Cabacke, in dem gelben steinernen Hause" hatte und bereits so weit vorgeschritten war, daß nur die Haupt-Aktion mit Marionetten, die Nach-Komödie aber mit lebendigen Personen agirt wurde, aber von diesen lebendigen Personen selbst sagt die Zeitung nichts. 1751 wird annoncirt, daß das in der großen Morskoi befindliche steinerne Eckhauß, so vor diesem dem Director der Teutschen Comödie Siegmund zugehöret, zu vermiethen oder zu verkaufen sei. In einer früheren Bekanntmachung desselben Jahres heißt es „in der großen Morskoi dem Teutschen Comödien Hause gegen über." Ob wohl diese Stätte der deutschen Kunst mit jenem „gelben steinernen Hause gegen über der großen hölzernen Cabacke" identisch ist? — Von Konzerten ist gar nicht die Rede, doch ist für die Geschichte der Musik in St. Petersburg nicht ohne Interesse, daß schon 1747 ein Instrumenten-Macher, welcher sowohl Harfen als Klaviere von verschiedenen Sorten verfertigte, von Deutschland nach Petersburg herüberkam.

Unter den Lokalnotizen des Hauptblattes ist der Bericht über die drei großen Brände bemerkenswerth, die am 23. Mai 1771 in der Stadt ausbrachen. Auf Wassili Ostrow wurden die Häuser am Newa-Quai von der 7. bis zur 21. Linie von den Flammen erfaßt und während man hier mit den Löscharbeiten beschäftigt war, brach „zwischen dem neuen Kanal und dem Fontankafluß, hart an der Kalinkaischen Brücke", wo lauter hölzerne Häuser standen, Feuer aus. Die dritte Feuersbrunst — auf der Petersburgischen Insel — die am Abend gelöscht schien, brach am 24. Mai von neuem aus, ergriff die Hanf-Ambaren und ging sogar auf Wassili Ostrow über, wo ebenfalls einige Häuser in Rauch aufgingen. „Man rechnet,"

meldet die „St. Petersb. Ztg." vom 27. Mai, „die Anzahl der steinernen und hölzernen Häuser zusammen auf 140, die von den Flammen verzehrt worden, und der Verlust an Hanf und Flachs kan überhaupt gegen 150000 Rub. betragen. Seit zehen Jahren hat man hier in Petersburg eine solche Feuersbrunst nicht erlebet; und Gott wolle uns auch ins künftige für dergleichen bewahren. Die gröste Ursache derselben ist wohl die große Dürre, die seit einiger Zeit anhält."

Korrespondenzen gehen der Zeitung, wie bisher, hauptsächlich aus den baltischen Landen zu, und ihr Charakter ist der nämliche. Mit großartigem Pomp wird 1743 der Kammerjunker Carl von Sievers aufgenommen, der den Auftrag hat, den Frieden mit Schweden zu verkünden. In Dorpat zieht er unter Pauken- und Trompetenschall und unter Voranreitung der dortigen Schwarzhäupter von seinem Quartier in des Statthalters von Stackelberg Hause in die russische und deutsche Kirche, der Pastor von Stade hält eine sehr schöne Predigt, dann ist Mittagsmahl beim Statthalter, Ball, Illumination der Stadt und am nächsten Tage, den 10. Aug., setzt er, nachdem ihn der Bürgermeister Sahman (Sahmen) magnifique tractirt, seine Reise fort. Noch ausführlicher schreibt der Revaler Korrespondent: Stadt und Land wird der Friedensschluß gesondert angezeigt. Dreimal hat der Friedensgesandte die Publikation zu verlesen, in der russischen Kirche, in der Domkirche und in St. Olai, und es finden auch drei Traktements statt: beim Kommandanten General Hannibal, im Ritterhause und im Rathhause. — Diese Schilderungen aus dem Jahre 1743 werden aber von dem Berichte, der 1764 über die baltische Reise der Kaiserin Katharina abgestattet wird, selbstverständlich ganz in Schatten gestellt. Durch mehrere Nummern der „St. Petersb. Zeitung" geht das umfangreiche Journal dieser Reise: Schon in Narwa wurde die Kaiserin im Namen der estländischen Ritterschaft vom Landrath Baron Stackelberg begrüßt, dann ging die Reise über Lagena und Kolk nach Reval. Bei Jegelecht, der letzten Station vor der Stadt, waren wieder Delegirte zur Bewillkommnung da und an der Stadtgrenze wurde die Monarchin von den Landräthen und der gesammten Ritterschaft, dem Magistrat, der Kaufmannschaft und der Kompagnie der Schwarzhäupter erwartet. Am 20. Juni war die Kaiserin aufgebrochen, am 24. traf sie in Reval ein, wo sie eine ganze Woche verweilte. Auf dem Markte war eine Ehrenpforte errichtet; hier sah man drei auf Wolken ruhende Engel, von denen jeder eine Trompete in der Hand hatte, auf deren Fahnen die Worte zu lesen waren: Semper Honos Nomenque Tuum Laudesque manebunt. Gleich darunter stand: „Augustissimae omnium Russiarum Imperatrici Catharinae Secundae Matri Patriae incomparabili Monumentum hoc sacrum esse voluere Vrbis Reualiae subditi deuotissimi." Die Kaiserin, die in Katharinenthal Wohnung genommen hatte, besuchte am 27. Juni das Rathhaus, wo sie von den Frauen und Töchtern des Bürgermeisters und aller Rathsherren empfangen wurde, und als Schäferinnen gekleidete Jungfrauen im Alter von 10 bis 12 Jahren, Kinder der angesehensten Bürger, ihren Weg mit Blumen bestreuten. Am 29. Juni war die Kaiserin im Ritterhause, an dessen Treppe in zwei Reihen die vornehmsten Damen von der Estländischen Noblesse standen, die „gleichsam eine angenehme Allee vorstellten und nicht so sehr durch ihren kostbaren Putz, als vielmehr durch ihre unentlehnten Reizungen und die auf ihrem Gesichte ausgedrückte Freude die Augen aller Zuschauer auf sich zogen." Am 30. Juni erfolgte die Abfahrt in den Baltischen Hafen (Baltischport), wo am 1. Juli bei dem General-Feldmarschall und Directeur vom Baltischen Hafen, Grafen von Münnich, das Souper eingenommen und die

übrige Abendzeit unter den Zelten verbracht wurde. Nach einem Lustgefecht zur See verließ die Kaiserin am 2. Juli den Baltischen Hafen, begleitet von den dasigen Einwohnern, und war schon am folgenden Tage auf dem Boden der Nachbarprovinz, in Hallick, wo die Begrüßung durch die livländische Ritterschaft erfolgte. Ueber Pernau, wo der Kaiserin eine deutsche Ode überreicht wurde, Abbia, Burtnek, Groß-Roop und Bellenhof führte der Weg, und am 9. Juli war Riga erreicht, wo der Landmarschall Baron Budberg die Begrüßungsrede hielt. „Selbst die Dächer waren überall mit Menschen beyderley Geschlechts beschwert, aus deren Gesichte man die entzückende Freude, die sie belebte, deutlich erkennen konnte", heißt es in dem Bericht. Vor dem Kaiserlichen Schlosse begrüßten die Bischöfe von Plescow und Riga die Herrscherin, und an der Treppe standen der Herzog und die Herzogin von Kurland. Verschiedene, wie Schäferinnen gekleidete und mit Blumenkränzen geschmückte Jungfern von der angesehensten Bürgerschaft bestreuten aus ihren Blumenkörben den Weg vor ihrer Majestät mit Rosen, vor dem Rathhause sprangen Fontänen mit Wein. An den folgenden Tagen wohnte Katharina II. der Maskerade im Schwarzhäupterhause bei, war im Ritterhause und Rathhause. Am 16. befand sie sich wieder auf der Rückreise in Engelhardtshof und langte dann am 18. Juli in Dorpat an. Hier ging der Zug durch die von der Bürgerschaft errichtete Ehrenpforte, bei welcher einige junge Bürgertöchter in weißer Kleidung standen, die aus ihren Blumenkörben den Weg mit wohlriechenden Blumen bestreueten und unter Anführung zweier Pastoren in deutscher Sprache Psalmen sangen. — Am 23. Juli kehrte die Kaiserin zurück.

Im Jahre 1767 berichtet die „St. Petersb. Ztg." über die Deputirtenwahlen der estländischen Ritterschaft zu der Moskauer Gesetzkommission. — Nachdem zuerst die 4 Kreise zusammen 7 Kandidaten aufgestellt hatten, schritt man am 28. Februar folgendermaßen zur Wahl: „Nachdem der Herr Ritterschafft-Hauptmann selbst den ersten Ballen in das mit einem rothen Tuch bedeckte Behältniß geleget, rief er aus dem in Händen habenden Verzeichniß derer gegenwärtigen besitzlichen Edelleute in einem jeden Crayße einen nach dem andern ab, ließ ihme durch den Secretären einen Ballen reichen, der selbigen ebenmaaßen in das Behältniß steckte." Auf diese Weise ballotirte man zwei Vormittage hindurch, „ehe man mit denen 7. Candidatis fertig werden können, da man denn fand, daß secundum plurima vota die Wahl auf nachstehende gefallen war: 1) Se. Excellence den würcklichen Herrn Kammerherrn und Ritter von Pohlmann mit 154 Stimmen gegen 41; 2) Se. Excellence den Herrn General-Major und Ritter von Rennenkampff mit 170 Stimmen gegen 23; den Herrn Ritterschafft-Hauptmann Ulrich mit 129 gegen 60; 4) den Herrn Haakenrichter Wrangell auf Maydell mit 117 gegen 75."

An Feuilletonistischem und Litterarischem bietet die Periode nichts, an Wissenschaftlichem sehr wenig. An die Stelle der umfangreichen selbstständigen Bücheranzeigen der ersten Jahre sind jetzt die Annoncen der Buchhändler getreten, aber was wir in ihnen finden, ist nicht geeignet, eine günstige Meinung von dem Geschmack der damaligen Petersburger beizubringen. Nicht der „Messias" oder „Minna von Barnhelm" werden angezeigt, sondern die „Dames galantes" und „le pied de Fanchette", und auch eine Ankündigung von Götz und Werther haben wir nicht gefunden. — Dafür, daß das Wissenschaftliche nicht gänzlich aus der „St. Petersburger Ztg." verschwand, sorgte ab und zu die akademische Konferenz. So steht z. B. in der Nummer vom 2. April 1747 die Notiz, daß Professor de l'Isle beschäftigt sei, eine Abhandlung über den vor einiger Zeit erschienenen Kometen aus-

zuarbeiten und Professor Heinsius ebenfalls mit einem solchen Werke beschäftigt sei. Ferner ist Professor Brauns Entdeckung vom Gefrieren des Quecksilbers, die einen Stolz der St. Petersburger Akademie bildet, in der „St. Petersburger Ztg." veröffentlicht worden. In der einzigen uns erhaltenen Nummer des Jahrganges 1760 (vom 8. September) lesen wir in dem Bericht über die öffentliche Versammlung der Akademie vom 6. September. „Hier laß der Herr Professor Braun in Lateinischer Sprache eine Dissertation von der durch Kunst hervorgebrachten Kälte, in welcher das Quecksilber gefrieret, ab, und der Herr Rath und Professor Lomonossow machte den Beschluß mit Vorlesung in Rußischer Sprache seiner Gedanken von der Festigkeit und Flüßigkeit der Cörper." — Später waren es besonders die Reiseberichte des berühmten Pallas, welche in dieser Beziehung die Bedeutung der Zeitung wahrten. Sie wurden auszüglich veröffentlicht und enthielten z. B. die Nachrichten vom Kopfe des Rhinoceros, den er im Wily gefunden, und von der ca. 40 Pud schweren Masse gediegenen Eisens. In einem „Auszuge eines Schreibens des Herrn Akademikers Pallas aus Krasnojarsk vom 6. Dezember 1772" (Nr. der „St. Petersb. Ztg." vom 12. März 1773) finden wir Nachricht über die an jenem Tage von ihm gemachte Beobachtung des natürlichen Gefrierens des Quecksilbers. Neben diesem wissenschaftlich Werthvollen haben wir aber in der Zeitung dieser Periode auch etwas Entsetzliches gefunden. Zu dem Bericht über die Preisvertheilung in der Akademie der Künste, der am 25. Juli 1766 erschien, wurde unter Anderem auch des aufgegebenen Themas „Berufung der Waräger" Erwähnung gethan und hierzu ist folgende Fußnote gemacht worden: „Die Waräger waren Slawonischer Abkunfft, deren Sprache sie auch redeten, und wohnten an den Ufern der Ostsee. Dieses Volk hatte seinen Ursprung aus Italien. Polemon oder Pullius Livonus, ein Römischer Fürst, flüchtete mit vier der vornehmsten Familien, nemlich den Ursini, Colonni, Cesarini und Centauri, nebst 250 edlen Römern wegen der in Rom entstandenen Verfolgungen nach den mitternächtigen Gegenden, woselbst in folgenden Zeiten, die Isoren, Liefländer, Curländer, Litthauer, Preußen und andere ihre Wohnsitze genommen." Eine zweite Fußnote bemerkt: „Diese drey Fürsten Rurik, Sineus und Truwor waren von dem Stamme des Pruß, eines Vetters des Kaysers Augusti und seiner Vorfahren, entsproßen." Das konnte in einer Zeitung einer Akademie gedruckt werden, zu deren Mitgliedern zu derselben Zeit Müller und Schlözer gehörten!

Hiermit haben wir bereits das Gebiet der Curiosa betreten, und können daher anführen, daß wir eine der Urahnen der auch heutzutage zur Sommerzeit in den Blättern auftauchenden „alten Leute" in der Nummer der „St. Petersburger Ztg." vom 13. August 1751 gefunden haben. In einem Londoner Artikel heißt es hier. „Zu Melton in Derby ist eine Wittwe im 112. Jahre ihres Alters, und zwar noch durch einen Zufall, indem ein abgehauener grosser Zweig vom Baume gefallen, und ihr den Arm gebrochen, aus der Welt gegangen. Sie hatte bis an ihrem Ende ihren vollen Verstand, und den Gebrauch aller ihrer Sinnen, und was das merkwürdigste ist, so hatte sie vor ohngefahr 2 Jahren von neuem alle ihre Zähne bekommen."

Auch die „St. Petersburger Zeitung" ist ein Opfer jenes Scherzes geworden, den sich Friedrich der Große mit der Vossischen und der Spenerschen Zeitung im Jahre 1767 erlaubte. In der Nummer vom 13. März steht folgender Artikel: „Berlin vom 5. Mertz. Aus Potsdam wird folgendes gemeldet: Am 27. Februar des Abends wurde der Himmel ganz dunkel, und finstere durch ein Gewitter zu-

sammengezogene Wolken, davon man wenig Exempel hat, bedeckten den ganzen Horizont. Es donnerte bey starkem Blitzen, und bey den verdoppelten Schlägen fiel ein Hagel, dessen man sich bey Menschen Denken nicht zu erinnern gewußt. Von zwey Ochsen, die ein Bauer an einen Wagen gespannet, um nach der Stadt zu fahren, wurde einer auf der Stelle erschlagen; viele gemeine Leute wurden in den Straßen verwundet, und ein Bauer zerbrach dadurch den Arm. Die Dächer wurden durch die Schwere des Hagels zerschmettert; alle Fenster in den Häusern, die gegen den Wind lagen, der dieses Ungewitter forttrieb, wurden eingeschlagen. Man hat in den Straßen große Klumpen von Hagel getroffen, die nicht eher als 2 Stunden, nachdem das Ungewitter aufgehört, geschmolzen sind. Dieses besondere Phänomenon hat einen sehr großen Eindruck gemacht. Die Naturforscher behaupten, daß die Luft nicht Gewalt genug gehabt, diese feste und zusammen gefrorne Klumpen zu tragen, und daß die kleineren Hagelkörner in den durch die Heftigkeit des Windes zerrissenen Wolken sich wegen ihrer Menge im Herunterfallen vereinigt, und nicht eher diese außerordentliche Gestalt bekommen haben, als sie nicht weit mehr vom Erdboden gewesen. Es mag nun dieses zugegangen seyn, wie es will, so ist doch gewiß, daß dergleichen Vorfall sehr selten und beynahe ohne Exempel ist." — Wer diese Affaire noch nicht kennt, findet den Schlüssel in Salomons Geschichte des deutschen Zeitungswesens, Seite 127: „Als im Frühjahr 1767 ein Gerücht auftauchte, der König plane wieder einen neuen Feldzug, erschien am 5. März in der Spenerschen sowohl, wie in der Vossischen Zeitung ein langer Bericht über ein furchtbares Hagelwetter, das in der Umgegend von Potsdam niedergegangen sei." Die Berliner waren auf das Höchste erregt aber „schon am nächsten Tage neues Erstaunen — wie Reisende aus Potsdam erzählten, war an der ganzen Geschichte kein wahres Wort! Der Einsiedler von Sanssouci amüsierte sich jedoch köstlich — er hatte den Berlinern für ihr überflüssiges Geschwätz von einer drohenden Kriegsgefahr einen Streich gespielt und zugleich seinen Zweck erreicht; über das Gerücht fiel kein Wort mehr. Schließlich hatte das kleine Preß-Manöver auch ein drolliges Nachspiel. In einer der nächsten „Gemeinnützigen Abhandlungen zur Beförderung der Erkenntniß und des Gebrauchs natürlicher Dinge", die von dem Professor Johann Daniel Titius zu Leipzig herausgegeben wurden, erschien eine hochwissenschaftliche „Erörterung und muthmaßliche Erklärung des seltsamen Phänomens zu Potsdam."



Adler der „St. Petersburger Zeitung" von 1800—1801.

Die dritte Periode.

Von der Domaschnewschen Reform bis zur Reform des Akademikers Storch.

1776—1804.

Dem Direktor Domaschnew ist es nicht gelungen, die schönen Worte, die er in der Versammlung vom 11. Dezember 1775 gesprochen, auch wahr zu machen, ja das Andenken, das er in der Akademie hinterlassen, ist nicht das beste. Festzustellen, wie groß seine Schuld hierbei gewesen ist, wäre die Aufgabe einer speciellen Untersuchung, die hier nicht angestellt werden kann. Zweifellos steht jedenfalls da, daß er sich starke Kompetenzüberschreitungen erlaubt hat und Mißstände eintraten, die zu gegenseitigen Klagen des Direktors und der Akademiker führten, eine Untersuchung durch den General-Prokurator Wjasemski nothwendig machten und schließlich — zu Beginn des Jahres 1783 — seine Ersetzung durch die Fürstin Daschkow veranlaßten. Wie sehr er sich aber in seinem Verhalten zur akademischen Kommission und Konferenz auch verschuldet haben mag, man wird ihm die Anerkennung nicht verweigern dürfen, daß er thatsächlich bemüht gewesen ist, jener programmatischen Erklärung auch Thaten folgen zu lassen [1]). Um die Befriedigung dringender Bedürfnisse der Akademie, so

[1]) Wie groß Domaschnews Ansehen noch im Jahre 1778 war, beweist der Reisebericht des Berliner Professors Joh. Bernoulli (Reisen durch Brandenburg, Pommern, Preußen, Curland, Rußland und Pohlen in den Jahren 1777 und 1778, IV, 37 ff:) der auch zu den Akademikern im besten Verhältniß stand: „Herr von Domaschnew ist ein Edelmann von 35 bis 40 Jahren, der für das Wohl der Akademie mehr Eifer und gegen einzelne Mitglieder ein liebreicheres Betragen, als sein Vorfahrer, zeigt, und dabey selbst Kenntnisse, sowohl in den schönen als in den gründiichen Wissenschaften besitzt, so daß unter seiner Aufsicht die Akademie

um die Errichtung eines neuen Hauptgebäudes und die Anlage eines neuen botanischen Gartens, hat er in Eingaben an die Kaiserin nachgesucht, für die wissenschaftliche Thätigkeit der Akademiker hat er das regste Interesse bekundet, die Abfassung einer Geschichte der Akademie neu in Anregung gebracht [1] -- kurz, ganz bedeutend viel mehr geleistet oder zu leisten gesucht, als die Grafen Rasumowski und Orlow. Im letzten Grunde haben wir es wohl mit einer Wiederholung des alten Schumacher-Taubertschen Konflikts zwischen dem ungelehrten Verwaltungschef und der gelehrten, nach Autonomie strebenden Korporation der Akademiker zu thun. Die Mitglieder der Kommission, mit der er zuerst in Streit gerieth, waren ja jetzt auch Professoren.

Das Interesse für das Zeitungswesen, das er sofort bei seinem Amtsantritt bekundete, hat er auch später bewahrt — war er doch selbst Journalist. Auch in Sachen der akademischen Zeitungen hat er sich — und nicht ohne Erfolg — direkt an die Kaiserin gewandt, und für die „Peterburgskija Wedomosti" wollte er in den „Akademitscheskija Iswestija" (Akademische Nachrichten) ein ähnliches gehaltvolles Supplement schaffen, wie es einst beide Blätter in den „Hist., Geneal. und Geogr. Anmerck." besaßen.

Auch in das Leben der deutschen St. Petersburger Zeitung hat Domaschnew eingegriffen, — freilich in jener schroffen Weise, welche die akademische Körperschaft mit Recht so sehr empört hat. Am 21. Januar 1779 diktirte er in's Kommissionsprotokoll: „Die nachlässige Amtsführung des Collegien-Assessors Stavenhagen und seine so andauernde Abwesenheit von seinem Posten haben Se. Excellenz genöthigt, sein Amt dem Herrn Titulärrath Bogajewski anzuvertrauen, der es schon seit dem ersten Januar angetreten und in dieser, wie in allen Obliegenheiten seinen Eifer und seine Fähigkeiten an den Tag gelegt hat". Ein Befehl wegen der Belohnung Bogajewskis werde später erfolgen, Stavenhagen aber sei aus den akademischen Listen zu streichen. [2]) — Wir wissen nicht, in wie fern Stavenhagen es verdient hatte, nach fast 35-jährigem Dienste so rücksichtslos entfernt zu werden — aus der Zeitung selbst ist nichts ersichtlich. Er war aber zu gleicher Zeit auch Chef der ganzen Zeitungsexpedition, und Domaschnew wird den Wunsch gehabt haben, dieses Amt mit einem neuen und ihm völlig ergebenen Manne zu besetzen. Einen solchen fand er in Iwan Bogajewski, einem noch jungen Manne, der sich aus ganz untergeordneter Stellung allmählich in der Zeitungsexpedition emporgearbeitet hatte. Im Juli 1767 hatte Stavenhagen dem bei der Zeitungsexpedition angestellten ehemaligen Gymnasiasten Bogajewski das Zeugniß ausgestellt, daß er in Anbetracht seines Fleißes und guten Betragens und seiner bekannten Armuth der erbetenen Beförderung zum „Studenten" und einer Gagenaufbesserung würdig sei [3]), und nun trat dieser Bogajewski, nachdem er inzwischen noch den Posten eines Korrektors bekleidet hatte, an die Stelle des in Ungnade entlassenen Chefs. Von Stavenhagen erfahren wir nichts mehr, Bogajewski aber erhält gleich von vornherein deutliche Beweise der Gunst des Direktors, ebenso wie auch der Redakteur der russischen Zeitung, Ippolit Bogdanowitsch. Mehrfach werden ihnen vom Direktor ohne Befragung der akademischen Kommission verhältniß-

---

in verschiedenen Punkten blühender geworden, und noch manche gute Stiftung von ihm zu erwarten seyn wird. Er hat sich sehr jung durch gute Schriften in russischer Sprache als einen schönen Geist gezeigt, und nachher mit Ruhm auf der Flotte im Archipelagus gedient".

[1]) Чтенія Общ. Ист. 1866, IV, 134 ff.

[2]) Kanzleiarchiv Nr. 550.

[3]) Kanzleiarchiv Nr. 306.

mäßig hohe Gratifikationen (von 100 und 200 Rub.) ausgesetzt[1]), und Bogajewski ist im Mai 1781 auch noch Direktor der Typographie. Die Annahme, daß sich Domaschnew bei seinem Vorgehen von nationalistischen Motiven habe leiten lassen, ist absolut ausgeschlossen: seine Hauptgegner waren die Kommissionsmitglieder Stepan Rumowski und Ssemen Kotelnikow, während er dem Berliner Pallas und dem Hannoveraner Bacmeister ziemlich wohlgesinnt gewesen zu sein scheint. So haben wir denn auch in der Thatsache, daß er einen Russen — Bogajewski ist augenscheinlich Russe — zum Redakteur des deutschen Blattes ernannte, keinen Beweis seiner Abneigung gegen die deutschen Beamten der Akademie zu erblicken. Es handelte sich ausschließlich um eine Machtfrage.

Daß Bogajewski des Deutschen mächtig war, hatte er schon 1768 durch die Uebersetzung eines zweibändigen deutschen Werkes[2]) bewiesen und sprachliche Verstöße sind in den Jahrgängen, die unter seiner Redaktion erschienen sind, auch nicht zu bemerken. Allerdings hat der Konferenzarchivar Ungebauer schon zu seiner Zeit die Korrektur gelesen und wohl auch die Uebersetzungen aus dem Russischen im Manuscript durchgesehen.

Weder Bogajewski, noch Bogdanowitsch sind lange in ihren Aemtern geblieben und beide haben, wie es scheint, für ihren Chef büßen müssen. Am 20. Juli 1781 veröffentlichten die „Peterburgskija Wedomosti[3]) in der von Domaschnew geschaffenen neuen Rubrik nachstehenden Artikel: „Aus Stockholm wird geschrieben, daß die Frau eines dortigen Malers ein junges Elenthier gezähmt und später der dortigen Akademie vorgestellt hat. Ergötzlicherweise meldet man außerdem noch, daß dieses Elenthier, welches an freien Umgang mit Menschen gewohnt war, mit allem einem Elenthier eigenen Anstande sofort einen vakanten Platz in einer akademischen Versammlung einnahm, als es einen solchen erblickt hatte. Es wurde an ihm sogar eine gewisse Neigung, eine Rede zu halten, wahrgenommen, da aber die Elenthiere in ihrer Sprache beschränkt sind, so begnügte sich dieser neue Redner damit, seinen Eifer durch Aufsperren des Mundes und ein gewisses, allerdings durchaus unverständliches Brüllen den Akademikern zu beweisen. Die Stockholmer Akademie, welche jede Seltenheit mit Dank entgegennimmt, ließ die erwähnte Malersfrau nicht unbelohnt, da sie den Ruhm hat, auch beim wildesten Thiere das Beispiel einer guten Erziehung gezeigt zu haben". Daß hier ein scharfer Ausfall gegen einen Akademiker vorlag, scheint auf der Hand zu liegen, und thatsächlich hat sich auch die akademische Konferenz, als sie ungefähr ein Jahr später über die „Pet. Wed." Klage führte, speziell auf diesen Artikel bezogen[4]). Domaschnew, der mit dem abfälligen Urtheil über die „Pet. Wed." durchaus nicht übereinstimmte und in einem Zusatze zu dem betreffenden Konferenzprotokoll bemerkte, daß die russische Zeitung in ihrer jetzigen Gestalt einem sehr großen und sehr vernünftigen Theile der Stadt zur Belehrung diene, sah sich schließlich doch genöthigt, Bogdanowitsch fallen zu lassen, obgleich dieser, wie es ganz den Anschein hat, an dem genannten Ausfalle unschuldig war. Domaschnew war nämlich auch als Präsident noch weiter journalistisch thätig, und wir dürften wohl nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß die Elenthiernotiz von Domaschnew selbst stammte.

[1]) Kanzleiarchiv Nr. 550 und 552.

[2]) Судьба человѣческая или повѣсть кавальера Дамньера, сочиненіе Тусеня, съ нѣмецкаго. Митрополитъ Евгеній, словарь.

[3]) Die „St. Petersburger Zeitung" hat diesen Artikel nicht gebracht.

[4]) Procès verbaux III, 610, 613.

Seine schriftstellerische Thätigkeit war eines der Motive seines Zwistes mit den Akademikern und der Dichter Bogdanowitsch wird als ein zu gutmüthiger und sanfter Mensch geschildert, als daß man ihm derartige Bosheiten zutrauen könnte. Als die Notiz erschien, war Domaschnew freilich gerade verreist, aber das will ja nicht viel sagen. Die Zielscheibe des Angriffes war vielleicht der Chemiker Laxman, ehemaliger Pastor in Abo, den Domaschnew in demselben Jahre eigenmächtig aus der Liste der Ehrenmitglieder der Akademie gestrichen hatte und der einen Gegenstand des Streites zwischen den Akademikern und ihrem Direktor bildete. [1])

Jedenfalls war Bogdanowitsch genöthigt, 1782 seinen Abschied zu nehmen, und erhielt Bogajewski zum Nachfolger, der seines Amtes als Chef der Zeitungsexpedition und Redakteur der „St. Petersburger Zeitung" schon im Jahre vorher entsetzt worden war. In dieser Angelegenheit hat ganz offenbar Domaschnew selbst die Schuld getragen. — Auf Grund des neuen Statuts über die Gouvernementsverwaltung (1775) mußten alle Verkäufe und Verpfändungen von Immobilien in den Zeitungen publicirt werden und diese staatlichen Annoncen wurden zu einer großen Last, da sie gar nicht oder schlecht bezahlt wurden und ungeheuren Raum beanspruchten. In einer Eingabe an die Kaiserin beklagte sich Domaschnew im Jahre 1780 über diesen Mißstand und brachte es auch dahin, daß für diese Annoncen eine Zahlung von 15 Kop. pro Zeile festgesetzt wurde, schon zu Beginn des nächsten Jahres aber bezeichnet er diesen Preis als außerordentlich mäßig und läßt, wie aus der späteren Untersuchung ersichtlich, durch Bogajewski in der Zeitungsexpedition anzeigen, daß die Annoncen bei jeder Nummer nur einen halben, schlimmsten Falles aber einen Bogen ausmachen dürften. Infolge dieser Maßregel mußten diese Annoncen geschoben werden und schließlich kam es soweit, daß der Senat, durch dessen Vermittelung die staatlichen Bekanntmachungen an die Akademie gelangten, im September 1781 Klage führte. Einzelne Anzeigen lagen seit dem September. Die akademische Kommission untersuchte die Angelegenheit, und obgleich Bogajewski zu seiner Vertheidigung anführte, daß er die deutsche, nicht die russische Zeitung zu redigiren habe (in die deutsche Zeitung kamen die officiellen Annoncen aus den baltischen Provinzen, alle übrigen in die russische), so wies man ihm doch nach, daß er als Chef der Zeitungsexpedition die Sorge für das gesammte Zeitungswesen mit Ausnahme des politischen Theiles der „Pet. Wed." habe, und verfügte, da der Senat die Bestrafung nach den Gesetzen verlangt hatte, am 17. November 1781 seine Ausschließung aus dem Dienste. Domaschnew protestirte, konnte aber nichts ausrichten. [2]) Wie aus einem Protokoll vom 12. Januar 1782 hervorgeht, [3]) hat Bogajewski sein Amt nicht mehr bekleidet und das Einzige, was der Director für seinen Schützling thun konnte, war dessen Ernennung zum Redakteur der „Pet. Wed.", die im December 1782 erfolgte.

An Bogajewskis Stelle hatte am 17. November 1781 der alte Jakob von Stählin (er gebraucht jetzt stets das Adelsprädikat), der neben Rumowski und Kotelnikow noch die Stellung eines Mitgliedes der akademischen Kommission einnahm (die beiden Euler waren zurückgetreten, Lehmann gestorben), das ihm vertraute Amt des Redakteurs der „St. Petersburger Zeitung" wieder übernommen. Als Gehilfe

[1]) Ein Urtheil wollen wir uns in dieser Frage nicht anmaßen. Vgl. hierzu Procès verbaux III, 518 und die Antwort Domaschnews auf die Klagen der Akademiker in den Чтенія Общ. Ист. 1866, IV.

[2]) Kanzleiarchiv 552.

[3]) Kanzleiarchiv 553.

wurde ihm der Konferenzarchivar Johann Julius Ungebauer beigegeben, der in alter Weise die erste Korrektur lesen und die aus dem Russischen übersetzten Artikel durchsehen sollte. Die Uebersetzung selbst wurde dem Studenten Michailow übertragen, die Sorge für die Annoncen dem Uebersetzer Andrejew. — Stählin scheint sich jetzt mit einer gewissen Liebe an die Zeitung gemacht zu haben, denn wenn er auch keine durchgreifende Reform in's Werk setzte, so zeugte doch manches in dem Blatte von frischerem Leben: ein näheres Verhältniß zur akademischen Konferenz macht sich bemerkbar, die Auswahl der ausländischen Artikel läßt ein lebhafteres politisches Interesse erkennen und 1784 ging die Zeitung endlich vom alten Kleinquart-Format zu Großquart über und bekam gleichzeitig Korpusschrift[1]). Stählin war eben bis in sein hohes Alter ein außerordentlich reger Geist und in den 80-er Jahren ließ sich bei den veränderten inneren Verhältnissen und dem verbesserten ausländischen Material ganz anders journalistisch arbeiten, als unter der Kaiserin Elisabeth. Als er am 25. Juni 1785 an der Brustwassersucht starb, da hatte die Akademie einen empfindlichen Verlust zu beklagen, denn bei seinen vielen Talenten, seiner geistigen Empfänglichkeit und Beweglichkeit hatte er stets im Vordergrunde des akademischen Lebens gestanden, und die Schwächen seines Charakters, unter denen die Eitelkeit die hervorstechendste war, sind durch große persönliche Liebenswürdigkeit wieder gut gemacht worden. Bernoulli nennt ihn den „angenehmen und gelehrten Staatsrath von Stählin" und erklärt, daß er mit einer seltenen Lebhaftigkeit, Aktivität und Gesprächigkeit eine ausnehmende Liebenswürdigkeit verbinde. Die Zeitung widmete ihm am 27. Juni den Nachruf: „Am 25-sten dieses Monahts verlohr die hiesige Academie der Wißenschaften ihr ältestes Mitglied den würklichen Staats-Rath Herrn Jacob von Stählin im 77sten Jahre seines Alters, er hat 50 Jahre im Dienst derselben gestanden und sich durch seine Kenntnisse in den schönen Wißenschaften und durch seinen erfindungsreichen Geist bey allen Kennern wahrer Verdienste ein immerwährendes Andenken erworben." An der Academie hat er die ehrenvollsten Posten eingenommen: bald nachdem er im Jahre 1763 seinen Sitz in der academischen Canzlei eingebüßt hatte, wurde er zum Conferenzsecretär gewählt (1765—1769) und die Reform von 1766 brachte ihn in die academische Commission, der er angehört hat, bis das Regiment der Fürstin Daschkow und ihrer unacademischen Canzlei ihr ein Ende machte. Wie unentbehrlich der erfinderische Stählin dem Hofe war, haben wir gesehen, außerdem war er aber ein sehr thätiges Mitglied der Freien Oekonomischen Gesellschaft und vor Allem ein fruchtbarer Schriftsteller, den der russische Cultur- und Kunsthistoriker nicht unbeachtet lassen darf. Am bekanntesten sind seine „Originalanekdoten von Peter dem Großen", die allerdings vielfach als unglaubwürdig bezeichnet werden, von Stählin jedoch mit großer Gewissenhaftigkeit gesammelt worden sind. Seine Quellen — Zeitgenossen Peters des Großen, die er in der ersten Zeit seines Petersburger Aufenthalts kennen lernte — führt er stets an. Werth für die Geschichte der Kunst in Russland haben seine Abhandlungen „Zur Geschichte des Theaters in Rußland" und „Nachrichten von der Tanzkunst und Balleten in Rußland", sowie sein „Verzeichniß der vornehmsten Künstler in Rußland".[2]) — Verheirathet war Stählin mit einer Tochter des Moskauer Pastors Reichmuth. Sein Portrait findet sich in den „Матеріалы для исторіи Имп. Акад. Наукъ, II".

[1]) 1784—1791, dann wieder 1795—1799 Korpusschrift.

[2]) Vgl. Pekarski, Geschichte der Akademie I, 557.

8*

Stählins Nachfolger in der Redaktion der „St. Petersburger Zeitung“ wurde der Unterbibliothekar **Johann Vollrath Bacmeister**, eine Persönlichkeit von bedeutendem wissenschaftlichem Ansehen. Hannoveraner von Geburt, war er als Hofmeister beim russischen Gesandten am englischen Hofe, Grafen Tschernyschew, nach Russland gekommen, hatte nach dem Tode seines Zöglings beim Präsidenten der Akademie, Grafen Rasumowski, als Privatsekretär Anstellung gefunden und sich im Oktober 1756 um ein Amt bei der Akademie beworben. Er wurde auch als Adjunkt bei der Bibliothek in Dienst genommen [1]) und ist diesem Institut bis an seinen Tod treu geblieben. Am 21. Mai 1771 [2]) erhielt er den Titel eines Unterbibliothekars, ist aber, wie aus den Konferenzprotokollen ersichtlich, thatsächlich die maßgebende Persönlichkeit in der Bibliothek gewesen. Der Bibliothek gilt auch eine seiner wissenschaftlichen Arbeiten, das bekannte Werk „Versuch über die Bibliothek und das Naturalien- und Kunstkabinet der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg“, das im Jahre 1776 in französischer Sprache, 1777 in deutscher Uebersetzung und auszüglich auch in Arndts „St. Petersburger Journal“ erschien, welches seit 1776 herausgegeben wurde [3]) und Johann Bacmeister zum fleißigen Mitarbeiter hatte. Sonst hat er noch eine „Historische Nachricht von der metallenen Bildsäule Peters des Großen“, „Beiträge zur Lebensgeschichte des Patriarchen Nikon“, Abhandlungen „Ueber die alten russischen Münzen“ u. m. A. verfaßt. Außerdem lieferte er viele Jahre lang für die akademischen Almanachs die chronologischen Verzeichnisse der vornehmsten Begebenheiten und redigirte den deutschen Kalender. — Seine Ernennung zum Redakteur der „St. Petersburger Zeitung“ scheint nicht protokollirt worden zu sein, ist jedoch unzweifelhaft im Jahre 1785 erfolgt, da die Blätter für die Zeitungsexpedition, welche 1785 noch an Stählin gehen, laut einem Beschluß vom 10. Dezember 1785 im folgenden Jahre an ihn adressirt werden sollen. Außerdem wird unmittelbar nach seinem Tode der Redakteur darüber instruirt, wonach er sich bei der Auswahl der ausländischen Artikel zu richten habe. — Intimeres aus dem Leben Joh. Vollr. Bacmeisters erfahren wir wenig. Bernoulli hat sowohl ihn, als seinen weitläufigen Verwandten, den Herausgeber der „Russischen Bibliothek“, Hartwig Ludwig Christian Bacmeister [4]) besucht, nennt sie „die zween gelehrten Herren Bacmeister“ und hebt hervor, daß Joh. Vollr. Bacmeister sein akademisches Amt mit Einsicht und Gefälligkeit verwalte.

Im „St. Petersburger Journal“ (1778 II, 456 ff.) findet sich ein im Geschmack jener Zeit gehaltenes Gedicht Joh. Vollr. Bacmeisters, welches er im Dezember jenes Jahres dem Andenken seiner geliebten Gattin gewidmet, die in weiter Entfernung ihr Leben geendigt hatte.

Sey nimmer mir gegrüßt, verhüllt in Finsterniß,
Tag, der Geliebte! Dich, aus meinen Armen riß,

ruft der trauernde Gatte aus.

---

[1]) Kanzleiarchiv 467.

[2]) Kanzleiarchiv 542.

[3]) Als Monatsschrift 1776—1780, dann als Dreimonatsschrift unter dem Titel „Neues St. Petersburger Journal“ 1781—1784.

[4]) Beide werden manchmal verwechselt. Hartwig Ludwig Bacmeister, der sich durch seine „Russische Bibliothek“ (1772—1789) hohe Verdienste um die russische Literatur erwarb, war bis 1778 Inspektor des akadem. Gymnasiums und starb 1806.

Steh! Pilger, pflanz für mich Cypressen auf ihr Grab,
Und Deine Thräne fall für mich auf Sie herab!...
O lehret mir ein Lied, dem gleich, das Doris Lob
Und Marianens Ruhm sanft tönend schön erhob;
Dann soll mein Saitenspiel auch Dich, Johanna, schildern,
Dein Herz, Geist, Treue, Fleiß und Muth — welch Stoff zu Bildern.

Welche Umstände Johanna Bacmeister in die weite Ferne geführt hatten, wissen wir nicht. Bacmeister starb am 16. September 1788, und am 21. September findet sich im Protokoll die Ordre, daß der Titulärrath Ungebauer aus den ausländischen Blättern die Artikel, welche in die von der Akademie herausgegebene deutsche Zeitung gebracht werden sollten, mit größter Achtsamkeit auswählen und Alles vermeiden müsse, was zweifelhaft und dem eigenen Lande, ebenso wie auch den verbündeten Mächten nachtheilig sei. Vermuthungen über die Absichten einiger Kabinete, die doch nur diesen selbst und dem Ministerium bekannt seien, solle es nicht reproduziren, sondern sich, wie das einem öffentlichen Blatt gezieme, auf die offenbaren und wahrhaften Nachrichten beschränken[1]). Bei dieser Preßvorschrift — vielleicht der ersten derartigen, die zur Zeit der Kaiserin Katharina II. erlassen worden ist — spielten augenscheinlich die kriegerischen Verwickelungen mit Schweden und der Türkei eine Rolle. Die europäische Presse führte seit dem amerikanischen Freiheitskriege eine derartige Sprache, daß der Regierung eine solche Maßregel geboten schien.

Der neue Redakteur, an den sich diese Ordre richtete, Johann Julius Ungebauer, war ein alter akademischer Beamter. 1751 war er als Kopist im Konferenzarchiv angestellt worden und hatte nach Stavenhagens Abgang zur Zeitungsexpedition dessen Posten und 1759 auch den Titel eines Konferenzarchivars erhalten[2]), den er auch 1788 noch besaß. Außerdem war er, wie wir bereits gesehen haben, schon zu Bogajewskis Zeit mit der Korrektur der „St. Petersburger Zeitung" beschäftigt. Im Jahre 1785 hat er noch eine weitere Obliegenheit: er empfängt das Geld für die Annoncen der „St. Petersb. Ztg.", also augenscheinlich auch die Bekanntmachungen selbst. Von seiner Persönlichkeit melden uns die Akten und Protokolle nicht viel: er war „sächsischer Nation", hatte „auf Universitäten die Wissenschaften getrieben" und war als akademischer Beamter arg verschuldet — wohl infolge der traurigen Gagenverhältnisse. — So kurze Zeit, wie er, hat kein anderer Redakteur der „St. Petersb. Ztg." seinen Posten eingenommen. Jene Instruktion war ihm am 21. September 1788 gegeben worden, und am 17. Oktober desselben Jahres weilt er bereits nicht mehr unter den Lebenden![3]) Seine Aemter werden vertheilt: Konferenzarchivar wird der Aktuarius Wilhelm Kohrtz und die Herausgabe der deutschen Zeitung nebst den Privatannoncen wird dem Uebersetzer Johann Meißmann (vielleicht lautet sein Name auch Meußmann — uns hat er nur in der russischen Transskription vorgelegen) anvertraut. Hierbei wird ihm eingeschärft, daß er das Geld für diese Annoncen (10 Kopeken pro Zeile) allwöchentlich in der Kanzlei einzuzahlen und gleichzeitig darüber berichten solle, wie viel Zeilen die Annoncen ausmachten. Verhaltungsmaßregeln in Bezug auf die Redaktion des politischen Theiles werden Meißmann bei dieser Gelegenheit nicht gegeben, doch findet sich in dem Protokollbuch bei jener

[1]) Kanzleiarchiv Nr. 560.
[2]) Kanzleiarchiv Nr. 476.
[3]) Kanzleiarchiv Nr. 560.

Ungebauer'schen Instruktion die Marginalbemerkung, daß sie auch Meißmann mitgetheilt worden sei. Wahrscheinlich ist diese Notiz einen Monat später, nach Meißmann's Ernennung, gemacht worden. Jedenfalls ist Meißmann auch Redakteur des politischen Theiles geworden, wie daraus hervorgeht, daß die ausländischen Blätter laut Beschluß vom Jahre 1788 an seine Adresse gehen sollen. Lange hat das allerdings nicht gedauert.

Johann (Iwan Wassiljewitsch) Meißmann, der Sohn eines Arztes, ist, wie aus seiner Dienstliste hervorgeht, die im Archiv der akademischen Verwaltung erhalten ist, ungefähr um das Jahr 1764 geboren, war also, als er Redakteur wurde, noch sehr jung.[1]) Im Jahre 1773 trat er in das akademische Gymnasium ein, aus dem er, nachdem er für seine Fortschritte im Lateinischen, Deutschen und Französischen den Grad eines Studenten (mit der Verleihung des Studentengrades war die Uebergabe des Degens verbunden) erlangt und dabei auch Italienisch getrieben hatte, am 10. Januar 1785 als reif entlassen wurde, um bei der Akademie als Uebersetzer angestellt zu werden. Er hatte auf Staatskosten studirt und es wird besonders erwähnt, daß man ihm die Ober- und Unterkleider und die Wäsche, die er im Gymnasium getragen hatte und die eigentlich dem Staate gehörten, bei seinem Austritte zum Geschenk machte. Als Uebersetzer ließ er sich anfangs sehr gut an: er bekam für Fleiß eine Gagenzulage, wurde 1786 als dereinstiger Nachfolger Bogajewskis in der Redaktion der russischen Zeitung in Aussicht genommen und schien, da er offenbar deutscher Herkunft war, auch wohl geeignet, die Redaktion der deutschen „St. Petersb. Ztg." zu übernehmen. Es muß sich aber bald herausgestellt haben, daß er die hierzu erforderliche Reife noch nicht besaß oder auch einfach sprachlich nicht genügend befähigt war, denn schon 1789 ist die Redaktion des politischen Theiles der Zeitung in den Händen des Unterbibliothekars Busse, und obgleich Meißmann die Redaktion des Annoncentheiles länger behielt, so machte er doch auch hierin seine Sache nicht gut. Im Jahre 1790 findet die Fürstin Daschkow in den Privatannoncen der „St. Petersb. Ztg." so viele Fehler, daß sie Meißmann eine Pön von 6 Rubeln diktirt und in einer eigenhändigen Zuschrift zum Kanzleiprotokoll bemerkt, jene Fehler lieferten den Beweis, daß Meißmann auf die deutsche Sprache keinen Fleiß verwende und sein Herausgeberamt vernachlässige. (Protokoll vom 6. April 1790, Kanzleiarchiv Nr. 562). Spätestens 1795 hat er dann auch den Annoncentheil Busse übergeben und 1797 quittirte er vollständig den akademischen Dienst, um im kaiserlichen Kabinet als Uebersetzer angestellt zu werden. 1800 kehrte er als Rath der Kanzlei wieder zurück, behielt diesen Posten auch nach der Reform von 1803, bis er am 27. Juni mittheilte, daß er Kanzleichef des Stadthauptmanns von Taganrog geworden sei.[2])

Johann Heinrich von Busse, der Nachfolger Meißmann's, gehört zu den bedeutendsten Persönlichkeiten unter den Redakteuren der „St. Petersb. Ztg." und wir sind auch in der Lage, etwas Genaueres über sein Leben mitzutheilen, da

[1]) Ob er Petersburger oder Moskowiter war, hat sich nicht herausstellen lassen. In jener Dienstliste, welche aus dem Jahre 1804 stammt, ist sein Geburtsort nicht angegeben. Seine Mutter lebte 1795 in Moskau. Daß er nur sehr kurze Zeit politischer Redakteur gewesen, ersehen wir auch daraus, daß in seiner Dienstliste nur die Herausgabe des russischen und deutschen Annocentheiles erwähnt wird. — Die übrigen Angaben über Meißmann stammen aus dem Kanzleiarchiv Nr. 557, 558, 562 und 567.

[2]) Verwaltungsarchiv, Protokolle d. J. 1805.

uns aus der Feder seines Sohnes Karl Heinrich, des Verfassers des Buches „Herzog Magnus, König von Livland" ein ausführlicher Nekrolog vorliegt.[1] Busse ist am 14. (2.) September 1763 zu Gardelegen in der Altmark, wo sein Vater Superintendent und Inspektor des geistlichen Bezirks war, geboren und bezog 1782 die Universität Halle, wo er Theologie studirte. Da sein Vater früh gestorben war, mußte er früh den Kampf mit dem Leben aufnehmen, und folgte daher auch dem Ruf an das St. Petersburger akademische Gymnasium, den ihm sein Lehrer Professor F. A. Wolf verschaffte. 1785 wurde er hier als Konrektor und Lehrer der griechischen Sprache und der Grundlagen der Philosophie und Geschichte an der oberen Lateinklasse angestellt und erhielt nach Johann Bacmeister's Tode den Posten eines Unterbibliothekars, wobei er wegen Ueberbürdung vom Konrektoramte dispensirt wurde und nur die Unterrichtsstunden beibehielt.[2] Die Furcht vor Ueberbürdung wird auch veranlaßt haben, daß man ihm den Posten des Redakteurs nicht gleich nach dem Tode Bacmeisters oder Ungebauers übertrug. 1789 ist es jedenfalls geschehen, denn laut Beschluß vom 30. Oktober dieses Jahres sollen die für das nächste Jahr bestellten Zeitungen an Busse adressirt werden. Am 11. November 1790 wird verfügt, daß eine vom Kanzler Ostermann zugeschickte Bekanntmachung des schwedischen Generals Steding, laut welcher den schwedischen Deserteuren Verzeihung zugesagt sei, dem Bibliothekar Busse abgegeben werde, damit er sie in der deutschen Zeitung abdrucken lasse.[3] Die gesammte Zeitungsarbeit, d. h. Hauptblatt und Annoncen, hat Busse wie gesagt, spätestens 1795 übernommen. Seit dem 1. Nov. dieses Jahres wird er hierfür auch besonders gagirt — er bekommt „für die Herausgabe der deutschen Zeitung" 100 Rbl. jährlich. Die redaktionelle Thätigkeit irgendwie materiell zu vergüten, ist damals noch nicht üblich gewesen. In der Biographie Busse's ist von seiner Arbeit an dem deutschen Organ der Akademie nicht die Rede, wohl aber wird hier erwähnt, daß er in den Jahren 1793—1796 eine selbstständige wissenschaftliche Zeitschrift, „das Journal von Rußland" herausgab, welches historischen und statistischen Inhalts war und Busse's Freunde Würst und Storch zu Mitarbeitern hatte. Die Ursache des Eingehens dieser Zeitschrift sollen die Beschränkungen gewesen sein, die nach dem Regierungswechsel von 1796 eintraten. 1795 wurde Busse Adjunkt der Geschichte und 1797 ward er von Kaiser Paul, dessen Verordnungen er in deutscher Uebersetzung herausgegeben hatte, zum Hofrath befördert und in den erblichen Adel erhoben. Busse ging vollständig in seiner akademischen Thätigkeit auf, als ihn im Jahre 1800 die Gemeinde der St. Katharinen-Kirche auf Wassili Ostrow an Stelle J. Ch. Grot's zu ihrem Prediger wählte. Der Wunsch seiner verstorbenen Mutter und die Rücksicht auf seine zahlreiche Familie bestimmten Busse, den Ruf anzunehmen, und so schied er denn aus der Akademie, die ihn zu ihrem Ehrenmitgliede wählte. Die Redaktion und Herausgabe der „St. Petersburger Zeitung" gab Busse gleichfalls auf, behielt aber diese Posten doch etwas länger, als das Amt eines Bibliothekars, da die Akademie nicht so schnell einen Ersatz fand: schon am 27. März ward er als Bibliothekar entlassen, während die Ernennung des neuen Redakteurs erst am 8. Mai perfekt wurde.[4] —

[1] Im „Neuen Nekrolog der Deutschen", 13. Jahrgang, Th. I, pag. 599–605.

[2] Kanzleiarchiv Nr. 557 und 560.

[3] Kanzleiarchiv Nr. 561 und 562.

[4] Kanzleiarchiv Nr. 574.

Auch als Pastor fuhr Busse fort, litterarisch thätig zu sein: in den von seinem Freunde, dem livländischen Generalsuperintendenten K. G. Sonntag herausgegebenen „Aufsätzen und Nachrichten für protestantische Prediger im russ. Reich“ erschienen mehrere Abhandlungen von ihm; die Predigten, die er bei der Säkularfeier der Gründung Petersburgs (1803), bei der Feier des Sieges von Krasnoi (1812) und bei der dritten Säkularfeier der Reformation (1817) gehalten, wurden durch den Druck veröffentlicht, 1812 erschien seine „Christliche Religionslehre nach evangelisch-lutherischem Lehrbegriff“ und er verfaßte auch einen kleinen Roman „Mulnek, Wittbach und ihre Kinder“, der die deutschen Verhältnisse in Russland schildert. In seinem geistlichen Berufe war ihm die Anerkennung nicht versagt: Konsistorialrath war er gleich nach seiner Wahl geworden und nach dem Tode des Generalsuperintendenten und Predigers zu St. Annen Rheinbott wurde er auch Senior der evangelischen Geistlichkeit zu St. Petersburg und als solcher Vorstand des ingermannländischen geistlichen Bezirks, sowie ältestes Mitglied der geistlichen Bank im Kollegium der liv-, est- und finnländischen Sachen, welchem in jener Zeit die Oberverwaltung der kirchlichen Angelegenheiten der evangelischen Gemeinden Russlands übertragen war. 1816 verlieh ihm die Universität Halle die theologische Doktorwürde. Im Jahre 1819 fand jedoch seine segensreiche Thätigkeit ein jähes Ende: „Eine Meinungsverschiedenheit bei der Abfassung eines neuen Gesangbuches für die drei deutschen evangelischen Hauptgemeinden zu St. Petersburg, die damit endete, daß zwei Gemeinden bei dem alten Gesangbuche beharrten, Busse aber in der seinigen mit ihrer Zustimmung das neue einführte, ward in der eben durch veränderte kirchliche Ansichten, die Vereinigung des lutherischen und des reformirten Bekenntnisses in eine äußere evangelische Kirche und dahin gehörige Differenzen sehr aufgeregten Zeit Veranlassung, daß Busse durch Kaiserliches Reskript im Mai 1819 von seinem Amte entfernt wurde. Der Berichterstatter über das neue Gesangbuch an das Ministerium des Kultus hatte nämlich darin 5 Lieder (von denen eines von Dr. A. H. Niemeyer in Halle, drei von Grot, dem Vorgänger Busse's im Amte, waren) als den christlichen Glauben gefährdend und einer wahren Andacht unangemessen bezeichnet, worauf die oben erwähnte Verfügung erfolgte und in ihrer Wirksamkeit verblieb, nachdem auch die evangelische Geistlichkeit zu St. Petersburg in ihrem Gutachten sich gegen die Meinung des Berichterstatters erklärt hatte. Busse ergab sich in die Vernichtung seiner Thätigkeit als geistlicher Vorstand mit der Standhaftigkeit eines Mannes, der nach seiner Ueberzeugung ohne Rücksicht auf zeitliche und vergängliche Verhältnisse gehandelt hat, viel schwerer ward ihm die Trennung von seiner Gemeinde. Diese sorgte indeß auf eine großmüthige Weise, daß der von ihr entfernte Lehrer in seinem Alter keiner äußern Lebensmühe entgegenschreite. Freiwillige, reichliche Beiträge der Gemeindeglieder sicherten ihm volle 16 Jahre hindurch den ganzen Betrag der Einkünfte der verlornen amtlichen Stellung und es liegt hierin gewiß ein seltener Beweis von so ausdauernder Liebe und Anhänglichkeit, als je ein Prediger in seiner Gemeinde sich hat erwerben können.“ Busse starb am 20. (8.) Juli 1835 zu Grabow bei Stettin. Verheirathet war er mit Katharina v. Gilla.

Wir haben schon angeführt, daß es der Akademie nicht leicht war, einen Nachfolger Busses ausfindig zu machen. Endlich ist der Präsident der Akademie, Baron Nikolay, auf eine geeignete Persönlichkeit verfallen: „Da der Konsistorialrath Busse nach Abgabe der Bibliothek und Kunstkammer darum bittet, von der Zeitung

befreit zu werden und keiner seiner Nachfolger[1]) zu ihrer Uebernahme bereit ist, so hat der Präsident einen mit der deutschen Sprache völlig vertrauten und durch langjährigen Dienst im Kollegium des Auswärtigen politisch erfahrenen Mann, den Kollegienrath und Ritter Stokes, hierzu willig gemacht und schlägt der Kanzlei vor, ihn gegen ein Gehalt von 350 Rubeln und dazu noch 250 Rubeln für Wohnung und Holz mit der Herausgabe der deutschen Zeitung nebst den Annoncenbeilagen zu betrauen. Zu Stokes Gehilfen bei der Herausgabe der Beilagen soll der Provinzial-Sekretär Sternberg gemacht werden, der bisher die Zahlung für die Privatannoncen in Empfang genommen, und die Allerhöchsten Erlasse sollen vom Kollegien-Registrator Neumann übersetzt werden, der hierin bereits Uebung besitzt" — dieser Vorschlag des Präsidenten ist am 4. Mai 1800 protokollirt worden[2]) und am 8. Mai acceptirt Stokes die Bedingungen. So war denn zum ersten Mal während des Bestehens der Zeitung ein Redakteur gewählt worden, der bisher nicht zum Personal der Akademie gehört hatte.

Johann Stokes[3]) hatte eine bewegte Beamtenkarriere hinter sich. 1753 trat er in den Dienst des Kollegiums des Auswärtigen, 1759 ging er mit dem Fürsten P. J. Repnin in's Ausland, kehrte 1765 zurück, wurde Uebersetzer im Kollegium des Auswärtigen, begleitete 1769 den Admiral Spiridow in's Mittelländische Meer bis Malta, ward nach seiner Rückkehr durch eine Rangerhöhung belohnt, quittirte aber nach einiger Zeit den Dienst im Ressort des Auswärtigen, wurde Verwalter eines Findelhauses, Assessor im Narwschen Kreisgericht, Präsident des Wiborgschen Gewissensgerichts. Nach der Aufhebung des letzteren wurde er 1794 verabschiedet und war augenscheinlich beschäftigungslos, als ihn die Akademie zum Redakteur der deutschen „St. Petersburger Zeitung" machte. Bei der Uebernahme dieses Postens hatte aber Stokes nicht mit seinem siechen Körper gerechnet. Schon am 18. Juni 1800 sieht er sich genöthigt, dem Präsidenten zu erklären, daß er wegen der Schwäche seiner Augen von seinem Amte zurücktreten oder wenigstens die Korrektur der Zeitung und der Beilagen gegen einen entsprechenden Gagenabzug jemand anderem überlassen müsse. Sein Wunsch wird ihm gewährt: die genannten Obliegenheiten und die Sorge für einen ordentlichen Stil der Annoncen werden dem Kollegien-Assessor Kohrtz übertragen, Stokes ist aber trotzdem nicht im stande; im Amte zu verbleiben. Am 3. Oktober 1800 wurde er auf sein Gesuch hin völlig verabschiedet und der bisherige Herausgeber der Beilagen Wilhelm Kohrtz[4]) trat an seine Stelle. Aber es wollte mit der Zeitung nicht glücken. Die Beilagen sind so schlecht redigirt, daß Sternberg mit Neumann, dem politischen Gehilfen, die Stelle tauschen muß, und am 30. September 1801 tritt auch Kohrtz von seinem Posten zurück. Auch von

[1]) Die Verwaltung der Bibliothek und Kunstkammer war zwischen den Akademikern Schubert und Oserezkowski getheilt worden.

[2]) Kanzleiarchiv Nr. 574.

[3]) Diese Schreibweise seines Familiennamens (russisch Стоксъ) beruht auf der Vermuthung, daß er englischer Herkunft war. Ein Deutscher war er schwerlich, da in der Proposition des Präsidenten gesagt ist, er hätte sich die deutsche Sprache völlig zu eigen gemacht, (въ нѣмецкомъ языкѣ совершенно искусившійся). Aus seiner Dienstliste (Verwaltungsarchiv, Dienstliste Nr. 1) erfahren wir, daß Stokes mit der Tochter eines Hofraths Paulson verheirathet war.

[4]) Seine Dienstliste, die ebenfalls im Verwaltungsarchiv vorhanden ist, giebt ihm merkwürdigerweise den Vornamen Heinrich (Andrei).

Kohrtz wissen wir nicht viel — nicht einmal sein Todesjahr. Um das Jahr 1744 als Sohn eines Kaufmannes geboren (wo?), trat er 1769 als Kopist in den akademischen Dienst, wurde 1773 Lehrer der deutschen und französischen Sprache und der Kalligraphie am Gymnasium, dann Aktuarius, Korrektor für ausländische Sprachen und 1803 Konrektor am akademischen Gymnasium. 1816 befand er sich noch im Dienste der Akademie.

Nach Kohrtzens Rücktritt erhielt Neumann den Redakteurposten und da auch Sternberg ausgeschieden war, so versah er die Stelle zunächst allein, bis er am 21. Dezember 1801 in einem Herrn Langen einen Gehülfen erhielt, dem es zur Pflicht gemacht wurde, nicht nur von 9—2 Uhr, sondern erforderlichen Falles auch am Nachmittage die Uebersetzungen aus dem Russischen in's Deutsche fertigzustellen und dem Herausgeber bei der Korrektur zu helfen. Schon am 13. März 1803 wurde er jedoch auf sein Gesuch verabschiedet. Neumann war wieder allein, und er wollte auch gar keinen Gehülfen haben, sondern lieber dessen Gehalt beziehen, das ihm auch zugestanden wurde. Christian Neumann war von anderer Ausdauer, als seine beiden Vorgänger und Sternberg und Langen: 35 Jahre lang hat er der „St. Petersburger Zeitung" gedient, wenn auch nur verhältnißmäßig kurze Zeit als leitender Redakteur. Ein Quedlinburger von Geburt, Sohn eines Oberoffiziers, kam er, wir wissen nicht, wie, als ungefähr 20jähriger Mann[1]) im Jahre 1790 als Unterarzt in das 2. Bataillon des Estländischen Jägerkorps, machte 1792 den Feldzug in Polen mit, wurde 1795 verabschiedet und 3 Jahre später „seinen Fähigkeiten und Kenntnissen entsprechend" als Uebersetzer und Korrektor an der Akademie angestellt. Zeitweilig ist er auch als Armenarzt des mediko-philanthropischen Komités thätig gewesen, wie wir einer Annonce vom 18. November 1804 entnehmen.

Wie er allmählich zum Redakteur hinaufrückte, haben wir gesehen. Bis 1804 scheint Neumann seine Arbeit gethan zu haben, ohne irgend welchen Anstoß zu geben, in diesem Jahre aber kam es zu einem Zwischenfalle, der ihm die Selbständigkeit kostete. Auf Grund eines Allerhöchsten Befehls an den Vizekanzler Fürsten Czartoryski richtete der Präsident der Akademie Graf Nowossilzew an das Verwaltungskomité die Anfrage, wer die deutsche „St. Petersburger Zeitung" vom 25. März censirt hätte und woher die in dieser Nummer veröffentlichten Schreiben aus Berlin (vom 28. Februar) und aus Wien (vom 27. Februar) stammten.[2]) Die Sache war ernst, denn, ohne es zu ahnen, hatte die „St. Petersb. Ztg." durch die Aufnahme dieser Artikel Ansichten verbreitet, die den Leitern der augenblicklichen russischen Politik höchst zuwider sein mußten. In dem Schreiben aus Berlin hieß es: „Ohne mich der Voreiligkeit schuldig zu machen, kann ich Sie in dem gegenwärtigen kritischen Momente an die gar nicht unbekannte Freundschaft unsers Hofes mit dem Französischen Kabinett der Thuillerien erinnern, um selbst Ihre Urtheile darnach zu faßen. Unser Ministerium thut alles mögliche, der starken Friedensliebe des Königs zufolge, um die Ruhe in Europa, wenn es irgend seyn könnte, zu erhalten, und nicht in einen Fall zu kommen, der vielleicht die Erklärung einer Defensiv-Allianz mit Frankreich zur Folge hätte. Die innern Verhältnisse kennen nur die Kabinette. Die Verhandlungen werden um desto vielfacher und ernstlicher betrieben, je näher der Endpunkt der bisweilen noch immer dilatorischen Wendungen nunmehro gekommen ist." Das Schreiben aus Wien gab vor Allem der Unsicherheit

[1]) Die Dienstlisten widersprechen einander.

[2]) Verwaltungsarchiv, Protokolle v. J. 1804.

der Situation Ausdruck: „Da unter den sonderbaren jezzigen Verwicklungen, wo die reine Friedensliebe des Kaisers mit andringen Umständen bestürmt wird, alles, was auch festgegründet scheint, unsicher ist, so wagt man mit jeder Behauptung: nur so viel läßt sich voraus sehen, daß die Ruhe in Deutschland schwerlich zu erhalten sein wird." Man vergegenwärtige sich die damalige politische Situation. Kaiser Alexander I. wollte um jeden Preis den Uebergriffen Napoleons ein Ziel setzen, und hatte erst ganz vor kurzem, am 3. (15.) März 1804, seinem königlichen Freunde nach Berlin geschrieben: Sobald ich Ew. Majestät „engagiert" sehe zur Vertheidigung der Unabhängigkeit und der Interessen von ganz Europa versichere ich, daß Sie mich sofort an Ihrer Seite finden wird und daß Preußen nicht zu fürchten hat, in einem so edlen Kampfe von Rußland in Stich gelassen zu werden. In Berlin war die Stimmung anders: Friedrich Wilhelm III. war entschlossen, nur zum Schutze Preußens das Schwert zu ziehen, der Krieg erschien ihm von allen Uebeln als das größte, und in seinem Sinne suchte sein Minister, Graf Haugwitz, zu handeln. Jener Artikel der „St. Petersburger Zeitung" gab die Stimmung am Berliner Hofe einigermaßen richtig wieder [1]) und mußte Kaiser Alexander I. um so mehr beunruhigen und empören, als die Kunde von einer neuen Gewaltthat Napoleons, der Fortschleppung des Herzogs von Enghien aus dem badischen Ettenheim (3/15 März) und der Erschießung desselben in Vincennes (9/21 März) eben erst nach St. Petersburg gedrungen war. Die Nachricht vom Tode des Herzogs, die den Kaiserlichen Hof zur Anlage der Trauer veranlaßte und den Kaiserinnen Thränen auspreßte, kam wohl am 26. März nach St. Petersburg, also an dem Tage nach dem Erscheinen jener Artikel der „St. Petersb. Ztg." (Vgl. Josèphe de Maistre, Mémoires politiques, 106, 109 und 110).

Das Verwaltungskomité der Akademie beschloß am 12. April, dem Präsidenten zu rapportiren, daß die Herausgabe der deutschen Zeitung schon vor der Gründung des Komités dem Gouv.-Sekretär Neumann anvertraut worden sei, welcher laut einem an demselben Tage abgegebenen Rapport die genannten Artikel einem in Altona unter der Aufsicht des königlich dänischen Staatsraths von Schirach [2]) erscheinenden politischen Monats-Journal entnommen habe. Da alle ausländischen Journale und Zeitungen auf der Post streng durchgesehen würden, bevor man sie in's Publikum lasse, dieses Journal aber nicht, wie es nicht selten geschehe, auf der Post zurückgehalten worden sei, so habe sich Neumann für berechtigt gehalten, die genannten Artikel abzudrucken. Diese Entschuldigung konnte der Regierung nicht genügen. Eine Bestrafung erfolgte allerdings nicht, es wurde aber eine vorbeugende Maßregel getroffen. Am 3. Mai wurde dem Verwaltungskomité vom Präsidenten eröffnet, daß auf Allerhöchsten Befehl der Akademiker Storch die Aufsicht über die russische und die deutsche Zeitung führen solle, und am 16. Mai machte Storch seinen Kollegen in der Konferenz hierüber ausführlicher Mittheilung: der Befehl, der ihn zum Inspektor der beiden akademischen Zeitungen ernannte, war direkt von Kaiser Alexander I. ausgegangen, und Storch sollte nicht nur diese Aufsicht führen, sondern auch die politischen Artikel, die er ausgewählt, dem Gehilfen des Ministers des Auswärtigen, Fürsten Czartoryski, zur Billigung unterbreiten. Auf derselben Kon-

[1]) Vgl. Ulmann, Russisch-preußische Politik unter Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. bis 1806, 76 ff., 93 ff.

[2]) Gottlob Benedict von Schirach, vgl. Salomon's Gesch. d. deutsch. Zeitungswesens, pag. 241 ff.

ferenzsitzung verlas Storch eine eigene Proposition, die auf die Zeitungen Bezug hatte. Um dem Annoncentheil größere Uebersichtlichkeit zu geben, proponirte er die Einführung bestimmter stehender Rubriken, die das ganze Gebiet des Annoncenwesens umfassen sollten.[1] Schon seit dem 22. April des Jahres waren die gleichartigen Annoncen — vielleicht auch schon unter dem Einflusse Storchs — unter besondere Titel gebracht worden, nun aber sollte der Annoncentheil nach folgendem Schema systematisirt werden: I. Gerichtliche Bekanntmachungen. II. (anderweitige) Bekanntmachungen. III. Ausgebotene Lieferungskontrakte. IV. Verkauf durch öffentliche Auktion. V. Sachen, die zum Verkauf ausgeboten werden (bewegliche und unbewegliche). VI. Sachen, die zu kaufen gesucht werden. VII. Sachen, die zu verpachten oder zu vermiethen gesucht werden. VIII. Sachen, die zu pachten oder zu miethen gesucht werden. IX. Kapitalien, die zu verleihen sind. X. Kapitalien, die zum Anleihen gesucht werden. XI. Personen, die ihre Dienste anbieten. XII. Personen, die in Dienst gesucht werden. XIII. Verlorene Sachen. XIV. Gefundene Sachen. XV. Gestohlene Sachen. XVI. Warnungs-Anzeigen. XVII. Bücher-Anzeigen. XVIII. Kunst-Anzeigen. XIX. Gewerbs-Anzeigen. XX. Vermischte Anzeigen. XXI. Angekommene Reisende. XXII. Abreisende. XXIII. Preise der Lebensmittel. XXIV. Wechsel- und Geldkours. XXV. Witterungsbeobachtungen. Das Verwaltungs-Komité, dem dieser Vorschlag mitgetheilt wurde, gab den Herausgebern der beiden Zeitungen die entsprechenden Weisungen und beschloß Schritte zu thun, um für die Rubriken „Angekommene Reisende" und „Preise der Lebensmittel" das nöthige Material zu schaffen. Am 14. Juni weist das Annoncenblatt zum ersten Mal die neuen Rubriken auf und trägt den Gesammttitel „Intelligenzblatt der St. Petersburger Zeitung". — Da uns nur die Protokolle, nicht aber der Text des Storchschen Projektes vorgelegen haben, so wissen wir nicht, ob in ihm auch einer anderen Neueinführung Erwähnung geschieht, die in demselben Jahre beschlossen worden, dem Anscheine nach aber nicht protokollirt worden ist: der Aenderung des Formats. Mit der ersten Nummer des Jahrganges 1805 erscheint die „St. Petersburger Zeitung" im Folioformat, und gewinnt so ein ganz anderes Aussehen, als sie es bisher gehabt.

In der Aenderung des Formats und der Reform des Annoncentheiles können wir um so eher die Marksteine einer Periode der „St. Petersburger Zeitung" erblicken, als ihnen ein innerer Wandel — die Aenderung in dem Verhältniß zwischen der Akademie und ihren Organen, den Zeitungen — unmittelbar vorhergegangen war. Am 25. Juli 1803 hatte die Akademie der Wissenschaften ein neues Reglement erhalten, welches mit den Schumacher'schen Traditionen und dem Teplow'schen Reglement von 1747 vollständig brach — die Akademie wurde nunmehr zu einem rein wissenschaftlichen Institut, hörte auf ein Staatsdepartement zu sein. Hierdurch mußte nothwendigerweise auch das Verhältniß zu den Zeitungen berührt werden. Dem centralen Bildungsinstitut des 18. Jahrhunderts hatte es sehr wohl angestanden, auch die öffentliche Meinung des Landes vermittelst seiner politischen Blätter zu lenken, die Akademie des 19. Jahrhunderts aber stand mit der politischen Presse in keinem organischen Zusammenhange, und wenn ihr in dem Reglement von 1803 trotzdem das Zeitungsprivileg für St. Petersburg nochmals gesichert wurde

[1]) Konferenzarchiv Nr. 55.

(§ 115), so war das eigentlich eine Inkonsequenz. Die akademischen Blätter, und ganz besonders die deutsche „St. Petersburger Zeitung", haben allerdings allen Grund sich dieses Umstandes zu freuen: losgelöst von der Akademie, hätten sie die schweren Zeiten, die besonders mit dem Beginn der 30er Jahre eintraten, schwerlich überdauert.

* * *

Das Redaktionslokal des Blattes oder die sogenannte Zeitungsexpedition, die sich, wie wir angenommen haben, während der ersten Periode des Blattes, und wahrscheinlich auch während der zweiten, in dem damaligen und jetzigen Bibliotheksgebäude befunden hat, ist im Jahre 1789 in das neue Hauptgebäude der Akademie übergeführt worden, dessen Bau 1783 begonnen und 1787 beendigt worden war. [1]) In einer Annonce vom 4. September 1789 wird „zu jedermänniglichen Wißenschaft kund gethan", daß die beiden Zeitungen nunmehr in dem neuen, der Kunstkammer benachbarten Gebäude „ausgegeben" würden. Daselbst befinde sich auch der Buchladen, die Kanzlei und die Zeitungsexpedition. Die Uebersetzungskammer ist verschwunden, beide Zeitungen hatten aber, wie wir sehen, trotz ihrer Trennung noch ein gemeinsames Lokal; allerdings mögen die eigentlichen Redakteure ihre Arbeit an anderen Orten — Bacmeister und Busse z. B. in der Bibliothek — gethan haben. Zu Busse's Zeit ist die Zeitungsexpedition ganz naturgemäß in ein direktes Abhängigkeitsverhältniß zur Bibliothek gerathen, so daß es bei Stokes Amtsantritt nothwendig erscheint, sie wieder von ihr zu trennen und der Kanzlei zu unterstellen, da ja die Allerhöchsten Erlasse, die in den Zeitungen abgedruckt werden mußten, der Kanzlei zugesandt würden und die Einsammlung des Geldes für die Annoncen eine wirthschaftliche Angelegenheit sei. — Der ungeheuer wachsende Annoncentheil des Blattes rückte überhaupt immer mehr in den Vordergrund des Interesses und auch der Sorgen der akademischen Verwaltung. Wir haben gesehen, daß die Direktoren Domaschnew und Fürstin Daschkow ihre Aufmerksamkeit den Bekanntmachungen zuwandten und der Erstere für die staatlichen Annoncen einen Preis von 15 Kopeken pro Zeile (bei dreimaligem Erscheinen) durchsetzte. Ebenso hoch ist gegen Ende des Jahrhunderts auch die Zahlung für die Privatannoncen. [2]) Im Jahre 1801 entschloß man sich zu einer Preissteigerung: die Akademie machte bekannt, daß bei dreimaligem Abdruck einer Annonce 30 Kop. bei zweimaligem 20 Kop. und bei einmaligem 10 Kop. pro Zeile erhoben werden würden und rechnete ihren Lesern vor, daß ihr bei der bestehenden Taxe jeder Bogen Annoncen einen Verlust von 42 Rbl. 25 Kop. verursache, da er nur 52 Rbl. einbringe, Druck, Satz und Papier, aber 94 Rbl. 25 Kop. kosteten. („St. Petersburger Ztg." vom 19. April 1801). Der Grund dieser Erscheinung ist augenscheinlich die Aenderung in den Valutaverhältnissen, die während der letzten 20 Jahre vor sich gegangen war [3]). 1802 wurde auch der „Anhang" zweispaltig und seit

---

[1]) Pekarski, Gesch. der Akademie I, XXXIII. Wann die Expedition von hier in's Haus „auf der Strelke" übersiedelte, ist uns unbekannt.

[2]) Im Jahre 1788 kosten die Privatbekanntmachungen, wie wir auf Seite 117 verzeichnet haben, 10 Kop. pro Zeile, doch wird diese Zahlung wohl schwerlich für einmaliges Annonciren erhoben worden sein.

[3]) Um die Wende des Jahrhunderts hat ein Rubel Silber den Werth von ca. $1^1/_2$ Rub. in Bankassignationen. (Rub. Banco).

1804 erhob man für zwei gedruckte Halbzeilen 15 Kop. Die Abonnementspreise haben noch mehr geschwankt. Seit 1776 kostete die Zeitung auf gewöhnlichem Papier 3½ Rbl., auf weißem 4 Rbl., seit der Vergrößerung des Formats, die im Jahre 1784 eintrat, stieg der Preis auf 4 und 5; 1798 betrug er 7 (ordinäres Papier), 8 (weißes Papier), und 20 Rbl. (Pergamentpapier), 1799 und 1800 — 8, 10 und 20 Rbl. Seit 1801 scheint man auf ordinairem Papier nicht mehr gedruckt zu haben, denn es wird nur noch angekündigt, daß das Blatt auf weißem Papier 10 Rbl. und auf Pergamentpapier 20 Rbl. jährlich koste. Die Verdoppelung des Abonnementspreises ist sicher auf dieselbe Ursache zurückzuführen, wie die der Annoncengebühren. Die Zahl der Abonnenten des Blattes, die zum Ende der 70=er Jahre beinahe auf den Stand von 1751 gesunken war (1778 wurden 216 Exemplare abgesetzt,[1]) stieg im Laufe dieser Periode und belief sich 1789 auf 447, 1801 auf 428. Gedruckt wurde das Blatt in dem letzteren Jahre in 500 Exemplaren. Eine Abonnentenliste aus dem Jahre 1779 zeigt uns, daß unter Anderen zu den ständigen Lesern der „St. Petersb. Ztg." gehörten: der römisch=kaiserliche Gesandte, der holländische Resident, Iwan Iwanowitsch Bezki, Baron Tscherkassow, General v. Fölckersahm, Baron Delwig, Pastor Grot, das liv= und estländische Kollegium, das Kadettencorps, Kollegienrath Lerch(e), die Kaufleute Böthlingk, Peters, Bock, Wolodimerow, das Bankomptoir des Nowodewitschje=Klosters, Schneider Vogt, Komödiant Engler u. s. w. Die Zahl der auswärtigen Abonnenten scheint zu Beginn der 80=er Jahre etwa ein Viertel der Gesammtzahl betragen zu haben.

Was den Inhalt der Zeitung und dessen Anordnung betrifft, so haben wir auf einige Veränderungen, die sich in dieser Periode zugetragen haben, schon hingewiesen. Die Nachrichten über verschiedene dem menschlichen Geschlechte nützliche Erfindungen, die Domaschnew eingeführt hatte, erschienen in den ersten Jahren der Periode recht häufig und zwar am Schluß des Hauptblattes, unter einem Strich. Die „St. Petersb. Ztg." blieb in Bezug auf diese Rubrik, in die auch die akademischen Nachrichten gebracht wurden, hinter den „Pet. Wed." zurück. Die Letzteren enthielten auch feuilletonistische Artikel, so z. B. „Gelehrte Erwägungen über die Langweile", einen Aufsatz, der auf eine französische Arbeit zurückging und vielleicht aus der Feder Domaschnews stammte, der ja früher „Erwägungen über das Nützliche" veröffentlicht hatte. Kürzere Artikel aus dieser Rubrik der „Pet. Wed." sind von der „St. Petersb. Ztg." herübergenommen worden, und selbst akademische Nachrichten sind in dem russischen Blatte früher erschienen, als in dem deutschen, so z. B. die Antrittsrede des Adjunkten Georgi, die in den „Pet. Wed." am 16. Febr., in der „St. Petersb. Ztg." erst am 26. Febr. veröffentlicht wird. Ebenso steht es mit anderen inländischen Nachrichten. Der politische Theil der „St. Petersb. Ztg." ist im Allgemeinen reichhaltiger, als der des russischen Blattes — sie hatte es auch bedeutend leichter, da sie nicht Alles zu übersetzen brauchte. — Am 12. Januar 1778 wurden zum ersten Mal die meteorologischen Beobachtungen am Schluß des Hauptblattes veröffentlicht und diese werthvolle Rubrik, deren Einführung Domaschnew zu danken ist, hat sich auch stets erhalten, während die vermischten Nachrichten unter dem Striche allmählich wieder verschwinden. Die Rubrik wurde erst gegen Ende der Periode wieder stehend. — Die politischen Ereignisse brachten es mit sich, daß die Zeitung in der ersten Hälfte der Amtsthätigkeit Busse's ihr Augenmerk fast aus=

[1]) Чтенія Ист. Общ. 1866, IV, 141.

schließlich auf die ausländischen Ereignisse richtete, mit dem Jahre 1796 aber trat ein vollständiger Umschwung ein. Die Nachrichten über Beförderungen, Ernennungen und andere Regierungshandlungen wurden unter Kaiser Paul zum wichtigsten Theile der Zeitung, ja sie füllten sie fast vollständig aus, so daß das Blatt zuweilen nur aus offiziellen Nachrichten und dem „Anhange" (den Annoncen) bestand, und ganz mit Recht in den Ruf eines Hofblattes kam. Ueber den Eindruck, den die „St. Petersburger Zeitung" damals machte, berichtet der große Zeitungskenner von Schwarzkopf in einem Artikel „Ueber politische Zeitungen und Intelligenzblätter in Russland", der in der Nr. 5 des „Allgemeinen Litterarischen Anzeigers" vom Jahre 1800 enthalten ist und zugleich von dem gesammten damaligen Zeitungswesen Russlands ein Bild giebt: „Der Koloß, dessen Oberfläche die des übrigen Europa aufwiegt, hat nicht so viele Zeitungen, als auf 1/2 Quadrat-Meile in Teutschland, nämlich zu Hamburg und Altona, kommen. Könnte man die Volksmenge mit den Zeitungs-Lesern in Parallele bringen, so würden für 25 Millionen Russen nur 500 inländische Zeitungs-Nummern [1]) gedruckt; wenn selbst in Ungarn auf 7 Millionen Ungarn 600 ungarische Zeitungs-Nummern nach Mart. Schwertner's scharfsinniger Berechnung kommen. Welcher Kontrast mit England und Frankreich, wo jedes Individuum ein besonderes Blatt für sich aus den Millionen Zeitungs-Abdrücken herausnehmen könnte! Kaum sollte man es daher vermuthen, daß die Russische Sprache ein eigenthümliches Wort für diesen Zweig der Litteratur habe, und doch ist Wjädemosti gerade das, was Zeitung oder Gazette ist." Hierauf geht Schwarzkopf auf die „Pet. Wed." ein, wobei er Georgi's falsche Angaben über die Gründung dieses Blattes wiederholt. Ueber die „St. Petersburger Zeitung" schreibt er: „Das Bedürfniß der in der Hauptstadt und im Reiche angesiedelten vielen Teutschen veranlaßte später eine Zeitung in Teutscher Sprache, welche neuerlich [2]) zierliche Gothische Lettern bekam. Diese St. Petersburgische Zeitung kommt, mit dem kaiserlichen Adler geziert, wöchentlich zwei Mal in 4. in St. Petersburg heraus, und ist für die Russische Staats-Kunde ein sehr merkwürdiger Beitrag. Die auswärtigen Artikel sind freilich mager und einseitig, weil sie nur aus den Hamburger, Altonaer, Wiener, Stuttgardter, Stockholmer und einigen Englischen Zeitungen, und zwar nach den Vorschriften der strengsten Censur und dem Hofsystem gemäß, augenscheinlich entlehnt sind. [3]) Desto interessanter sind aber die inländischen. Ein stehender Artikel sind die motivirten Verzeichnisse der Zivil- und Militär-Promotionen, der häufigen

[1]) Schwarzkopf rechnet mit den in Petersburg, Moskau und Riga erscheinenden Blättern (1778 war die „Rigasche Zeitung" gegründet worden), hält es aber für kaum glaublich, daß die in Reval und Dorpat erscheinenden Zeitungen (1788 war die „Dörptsche Zeitung" ins Leben getreten) eingegangen seien, und thatsächlich bestanden sie auch weiter.

[2]) Er meint 1799.

[3]) Wir glauben, daß Schwarzkopf hier zu viel Quellen annimmt. Unter Bacmeister und in der ersten Zeit Busse's werden jedenfalls für die Zeitungsexpedition nur drei Zeitungen verschrieben: der „Hamburger Correspondent", die Haude- und Spenersche Zeitung und die „Gazette de Leyde". Stählin hatte allerdings auch während seiner letzten Amtsthätigkeit mehr Blätter gewünscht und zwar außer dem „Hamb. Corr." und den „Berl. Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" (Haude und Spener), noch die „Erlanger Real-Zeitung", die „Brünner Ztg." den „Courier d'Avignon" und die „Notizie del Mondo di Firenze" oder ein anderes italienisches Blatt. Nicht alles Gewünschte scheint Stählin thatsächlich erhalten zu haben.

Entlassungen und Verabschiedungen nach den mannigfaltigsten Nüancen, der Versetzungen und Zufriedenheits-Bezeigungen, der Ausschließungen aus dem militärischen Verzeichnisse, der abgeschlagenen oder als ungereimt mit Einreißung zurückgesandten Bittschriften u. s. w. Diese füllen oft die Hälfte der Zeitung. In den Motiven der Ablehnung liegt gewöhnlich lakonische Naivetät, aber nie eine gekünstelte Drehung des Gesichts Punkts. Ein höherer Rang wird oft für Diensteifer, für die Festnahme eines Verdächtigen oder für gute Rekruten Führung ertheilt und für das entgegengesetzte Benehmen wieder genommen." Die russischen Kriegsberichte seien „nicht sowohl durch das Faktische, als durch die von den Wiener Hof Berichten abweichende Darstellungs-Kunst" von Interesse. „Bisweilen werden diese langen Rubriken durch einen Satz von dem größten politischen Interesse gewürzt, welchen als dann die Hamburgischen Zeitungen mit Begierde wörtlich aufzufassen pflegen. Ein neueres Beispiel davon war die Verabschiedung eines Badenschen Prinzen wegen des vor 3 Jahren mit Frankreich geschlossenen geheimen Traktats. — Ebenso anziehend ist für die Staatskunde des Russischen Reichs der Anhang jedes Zeitungs Blatts mit Nachrichten aus dem bürgerlichen Leben, welcher oft einen 2. Bogen füllt. Die Eigenthümlichkeit der meisten Ankündigungen erfordert jedoch, um dieses Blatt ganz zu verstehen, eine Vorkenntniß der inneren Administration. So z. B. bezieht sich der Verkauf eines Kerls oder einer Dirne oder die Vermiethung eines Erb Jungen auf die LeibEigenschaft; oder so z. B. die Liste von den Fremden, welche ihre Abreise aus Rußland 14 Tage vorher ankündigen. Letztere hat auf Polizei Nachforschungen und auf die Bezahlung der etwa zurückgelassenen Schulden Bezug und schon manches Justiz oder Tutel Gericht, manche Familie in Teutschland ersah aus diesem ZeitungsArtikel zuerst den Aufenthalt eines lange Vermißten. Wieviel aber solcher Teutschen in Rußland sind, kann man aus der Zahl von Ankündigungen abnehmen, welche Teutsche betreffen." „Infolge der Fruchtbarkeit der jetzigen Regierung an inländischen Veränderungen ist diese Zeitung für Teutschland noch interessanter, als sie zu Catharinens Zeiten war", bemerkt Schwarzkopf zum Schlusse seiner Betrachtung über die „St. Petersburger Zeitung".

* * *

In seinem Werke „Katharina die Zweite" legt Brückner dar, daß sich Katharina II. seit der Zeit des amerikanischen Freiheitskrieges in einer Atmosphäre der Reaktion befunden habe. „Je ne l'aime pas", habe sie von Franklin gesagt; „wie kann ein königlicher Minister so schreiben?" habe sie ausgerufen, als Graf Ségur seinem Entzücken über den Sturz der Bastille, dieses Symbols der Tyrannei, brieflich Ausdruck gab; als eine wahre Anarchie hätte sie die französischen Zustände vom September 1789 bezeichnet und ihrer Stellung zur Revolution in den Worten „je suis aristocrat, c'est mon métier", Ausdruck verliehen. Er giebt wohl zu, daß ihr Verhalten nicht widerspruchslos gewesen sei — sie habe z. B. ihrem Enkel, dem Großfürsten Konstantin Beifall geklatscht, als dieser in ihrer Gegenwart einigen Emigranten die Sünden des ancien régime vorhielt — hebt aber dann mit besonderem Nachdruck die Haltung der Presse als ein Zeichen der Reaktion hervor. Es habe geschehen können, daß sich die offizielle russische Petersburger Zeitung wie ein Emigrantenblatt geberdete und cynische Invectiven gegen die Hauptvertreter der Revolution enthielt. Die Erstürmung der Bastille habe dem Blatte einen furcht-

baren Wuthschrei entlockt, die St. Petersburger Zeitung habe die Verleihung der bürgerlichen Rechte an die Schauspieler ebenso absurd gefunden, wie die Einführung der Luxussteuern, der 10. August 1792 werde mit dem Falle von Jerusalem verglichen, über die Ereignisse der eigentlichen Schreckenszeit schweige das offizielle Blatt, da wohl die Mittheilung allzu schlimmer Verbrechen unstatthaft erschienen sei. „Man kann nicht sagen, welchen Antheil Katharina an derartigen Extravaganzen der offiziellen Presse hatte, aber man erkennt, daß sie von einer Atmosphäre der Reaktion umgeben war" [1]). Brückner stützt sich hier ausschließlich auf die „Petersburgskija Wedomosti", denn hätte er die „St. Petersburger Zeitung" jener Tage gekannt, so wäre es ihm möglich gewesen, einen neuen Widerspruch zu konstatiren. In den „Pet. Wed." heißt es z. B. nach der Meldung von der Erstürmung der Bastille: „Die Hand erzittert bei der Beschreibung von Ereignissen, bei denen die Pflicht gegen den Herrscher und die Pflicht gegen die Menschheit so vernachlässigt werden konnten. Doch wir müssen enden! Die Aufrührer begnügten sich nicht mit der Ermordung des unglücklichen Marquis Launay" u. s. w. Voll Entrüstung wird von einigen Mitgliedern der Nationalversammlung gesprochen, die sich nicht entblödet hätten, einem Bastillehelden die Hand zu küssen, und dann gesagt: „Mit einem Worte, in Allem herrschte völlige Sinnlosigkeit („Pet. Wed." vom 7. Aug. 1789). Der Artikel der „St. Petersb. Ztg.", der die Erstürmung der Bastille meldet, er findet sich in der Nummer vom 3. Aug. — beginnt dagegen mit den Worten: „Die Nation behauptet ihre Rechte. Der König ist allein in die Nationalversammlung gekommen, hat sich in die Arme des Volks geworfen, hat Herrn Necker zurückberufen" ꝛc., und giebt von der Erstürmung der Bastille folgende Schilderung: „Eine Bürgerkompagnie hatte sich nach der Bastille begeben, um sich mit Gewehr und Munition zu versehen. Der Gouverneur ließ sie über die Zugbrücke in den Hof, aber kaum waren sie in demselben, als die Zugbrücke aufgehoben ward, und diese Unglücklichen mit Kartätschen und Kanonenschüssen ermordet wurden. Jetzt griff alles zu den Waffen, die Bürger vereinigt mit den französischen Garden bestürmten gegen 4 Uhr die Bastille, die sie nach 2 Stunden, nicht ohne vieles Blutvergießen, eroberten. Der Gouverneur de Launay und der Untergouverneur wurden enthauptet, ihre Köpfe auf Stangen gesteckt und durch Paris nach dem Palais Royal getragen. Doch noch eine schrecklichere Szene folgte: Man entdeckte, daß der Prevot der Kaufleute, Herr von Flesseles, den Rath gegeben hatte, Munition aus der Bastille zu holen, und also das Volk zu verrathen. Sogleich ward er ergriffen, auf den Richtplatz Greve geführt, gezwungen niederzuknieen, ihm der Kopf abgeschlagen" u. s. w. Am Schlusse des Artikels heißt es: „Die Patruillen wurden verdoppelt, weil man neue Treulosigkeiten von Seiten des Ministeriums befürchtete, und wirklich hat man heute früh den Grafen von St. Martin, Ritter vom Ludwigsorden, arretirt, der mit 5 bis 6 Personen beschäftigt war, Pulver in die Gewölbe zu schaffen, über welchen die Bastille steht. Dies abscheuliche Gefängniß wird nun demolirt." Ebenso weichen die Schilderungen vom Aufstande der Weiber von einander ab. In dem Berichte der „Pet. Wed." ist von den „Ungeheuern des Menschengeschlechts" die Rede, welche in die Wohnung der königlichen Leibgarde drangen („Pet. Wed." vom 2. Nov.), in der „St. Petersb. Ztg." findet sich nichts dem Aehnliches, dafür wird aber erwähnt, daß der König die „artige Louison Chably", welche im Namen der Uebrigen „Brod und Schutz"

[1]) Brückner, Katharina die Zweite, 544 ff.

verlangte, umarmt habe, und der Schluß athmet rührselige Begeisterung („St. Petersb. Ztg." vom 26. Okt.). Ebenso begeistert wird das Konföderationsfest vom 14. Juli 1790 geschildert. Bei der Beschreibung der grandiosen Vorbereitungen zu dem Feste „auf dem Martisfelde" wird gesagt: „Mit einem Worte, alles ist von einem Freudentaumel beseelt, und in der That eröffnen sich für Frankreich so glückliche Aussichten, daß man sich nicht wundern darf, daß auch Genf und Lüttich, so wie Avignon gethan hat, sich unter französische Herrschaft begeben wollen" („St. Petersb. Ztg." vom 30. Juli 1790). Wie erklären wir uns diesen Widerspruch in der Haltung der beiden akademischen Zeitungen? Sollte man wirklich glauben, daß die Regierung und der Direktor Fürstin Daschkow, welche eben erst, am 21. Sept. 1788, dem neuen Redakteur der „St. Petersb. Ztg." eine so strenge politische Direktive gegeben hatten, jetzt, im Angesichte der ungeheuren weltbewegenden Ereignisse, das Bestehen der Zeitungen ganz vergaßen und die Leitung der öffentlichen Meinung völlig dem persönlichen Ermessen der Redakteure der beiden Blätter, Bogajewski und Busse, überließen? Wir können es nicht glauben, und aus dem Jahre 1791 liegt uns auch ein Erlaß vor, der da beweist, daß die Regierung das Verhalten des russischen Blattes auf das Genaueste bestimmte. Am 11. Oktober 1791 giebt die Fürstin Daschkow zu Protokoll, daß die Uebersetzung der ausländischen Zeitungsartikel in die russische Sprache vom 1. November an in dem „Uebersetzungsdepartement" vor sich gehen solle, welches sie im Jahre vorher ins Leben gerufen hatte. Die Aufsicht sollte der Akademiker Protassow führen und die Uebersetzer „sollten sich nicht erdreisten, etwas zu übertragen oder von sich aus in die Zeitung zu bringen, was sich erstens auf den russischen Hof und Russland überhaupt, und zweitens auf die Verbündeten Russlands bezöge. Drittens sollten sie nichts übersetzen, was eine Beleidigung der europäischen Höfe, der Herrscher und ihrer Familien enthielte, viertens die Hamburger Zeitungen, welche die neuesten Nachrichten enthielten, überhaupt nicht benutzen, und fünftens über die augenblicklich in Frankreich herrschenden Wirren kürzer berichten (сократительнѣе переводить) und keine Nachricht oder Notiz auslassen, aus denen hervorginge, daß jenen Leuten ihr unsinniges Treiben selbst zum Schaden gereiche. Der Herr Kollegien-Assessor Bogajewski, der die russische Zeitung bisher zur Zufriedenheit der Akademie herausgegeben habe, solle diese Arbeit nur bis zum 1. November fortsetzen, dann solle er aus den Listen der Akademie gestrichen werden[1]). Wodurch Bogajewski, dessen Revolutionsfeindseligkeit nach dem oben Angeführten schwerlich einem Zweifel unterliegen kann, die Unzufriedenheit der Fürstin erregt hatte, wissen wir nicht. Vielleicht lag nur die Absicht vor, ihn durch einen noch sichereren Mann zu ersetzen. — Jedenfalls ist es aber klar, daß die Regierung die beiden akademischen Blätter verschieden behandelte. Hätte sie gleiches Maß für beide gehabt, so wäre es niemals gestattet worden, den „Hamb. Corresp." (unter den Hamburger Zeitungen ist natürlich dieses Blatt gemeint) für die Zeitungsexpedition zu verschreiben, und doch geschah es auch nach der strengen Ordre vom 11. Okt. 1791. Der „Hamb. Corresp." hat sogar in dieser Zeit eine Hauptquelle Busse's gebildet (außer diesem Blatte erhielt er nur

[1]) Kanzleiarchiv Nr. 563. Ob die Angabe des Abbé Castéra (Vie de Cathérine II), die Fürstin Daschkow habe selbst an der russischen Zeitung mitgearbeitet, der Wahrheit entspricht, haben wir nicht untersuchen können. Schwarzkopf scheint ihr Glauben zu schenken. An dem „Собесѣдникъ Любителей Росс. Слова" und den „Новыя ежемѣсячныя сочиненія" hat die Fürstin thatsächlich mitgearbeitet. Ученыя записки 1853, LXXXIX.

noch die Spenersche Zeitung, dann die „Gazette de Leyde", das dritte für die Zeitungsexpedition verschriebene Blatt war hauptsächlich für den Redakteur des russischen Blattes bestimmt). Die Berichte der „St. Petersb. Ztg." aus den Revolutionsjahren sind augenscheinlich mit starker Benutzung des „Hamb. Corr." von Busse aufgesetzt worden. Stellenweise stimmen sie mit den Korrespondenzen dieses Blattes fast wörtlich überein [1]), da aber auch starke Abweichungen vorkommen, so haben wir in ihnen wohl zusammenfassende Arbeiten des Redakteurs zu erblicken. — Wir glauben nicht, daß die Fürstin Daschkow von sich aus der „St. Petersb. Ztg." so viel Freiheit gegeben hat: hier muß ein Wille der Herrscherin selbst im Spiel gewesen sein.

Die Aenderung in der Stellungnahme der „St. Petersb. Ztg." zur revolutionären Bewegung in Frankreich wird ganz spontan erfolgt sein — auch die großen Journalisten Deutschlands, Wieland, Schlözer, ja selbst Campe, hatten sich ja ihre Begeisterung für die Revolution nicht wahren können. Schon 1789 macht sich in der „St. Petersb. Ztg." ab und zu der Skepticismus geltend. „Es scheint uns noch ein großer Auftritt bevorzustehen, ehe wir die Ruhe und Glückseligkeit genießen werden, die man so leicht zu erhalten glaubte" („St. Petersb. Ztg.", 21. Sept.). „Handel und Wandel liegen ganz darnieder: die jungen Leute wollen nicht arbeiten, sondern lieber in der Nationaluniform auf den Promenaden umherlaufen" (28. Sept.). — Seit der Hinrichtung des Königs konnte von irgend einer Sympathie mit dem Regimente in Frankreich natürlich nicht mehr die Rede sein. Am 4. Februar 1793 las man an der Spitze des Blattes: „Auf die traurige Nachricht von der durch die Aufrührer verübten ruchlosen Ermordung Sr. Majestät des Königs von Frankreich Ludwigs des XVI. ist auf Befehl Ihro Kais. Majestät vom 1sten Februar an auf 6 Wochen Hoftrauer angelegt worden." Die Zeitung veröffentlicht in langen Listen die Namen der in Russland wohnhaften Franzosen, die sich, wie das von ihnen unter Androhung der Ausweisung verlangt war, eidlich gegen die in ihrem Vaterlande herrschenden gottlosen und aufrührerischen Grundsätze erklärt hatten [2]). Im Jahrgange 1795 findet sich als besondere Beilage eine lange, aus dem Jahre 1794 stammende Ode „Sur les malheurs de la France", die einen Grafen G. W. zum Verfasser hatte und die Verse enthält:

Partout l'hydre démocratique
Epanchant au loin son poison,
Veut renverser le culte antique
De la vertu, de la raison.

Welch ein Gepräge die Zeitung während der Regierung Kaiser Pauls I. erthielt, hat Schwarzkopf's getreue Schilderung dargethan. Die auswärtige Politik trat zuweilen ganz zurück, wenn nicht die kriegerischen Ereignisse die Reproduktion der ausländischen Blättermeldungen nothwendig machte. — Von größtem Interesse ist der Bericht Suworows über seinen unsterblichen Alpenfeldzug, der auch eine ausführliche und lebendige Schilderung des Kampfes an und auf der Teufelsbrücke enthält. Er findet sich in einer Extrabeilage zu der Nummer vom 4. Nov. 1799, welche auch das Reskript Kaiser Pauls an den Generalissimus aller Russisch-Kaiserlichen Truppen, den Fürsten Alexander Wassiljewitsch Italiskoi, Grafen Suworow-Rymnikskoi bringt:

[1]) Zum Vergleichen haben wir die „Jubiläums-Zeitung" des „Hamb. Corr." benutzt.
[2]) „St. Petersb. Ztg." vom 18. Febr. 1793.

„Sie hatten schon überall die Feinde des Vaterlandes überwunden, nur eine Art des Ruhmes blieb Ihnen noch übrig: die Natur selbst zu besiegen. Jetzt hat auch sie sich unter Ihren Arm gebeugt. Durch Ihren neuen Sieg über den Feind des Glaubens zertraten Sie auch die Arglist seiner Verbündeten, die sich aus Bosheit und Neid gegen Sie bewaffnet hatten. Ich belohne Sie izt nach dem Maaße Meiner Erkenntlichkeit, und bin versichert, daß, indem Ich Ihnen die höchste Staffel anweise, die der Ehre und dem Heldenmuthe vorbehalten ist, Ich zu denselben den ersten Feldherrn dieses und aller Zeitalter erhebe."

Von den politisch interessanten Notizen der „St. Petersb. Ztg." jener Tage, „welche die Hamburger Zeitungen mit Begierde wörtlich aufzufassen pflegten," hat Schwarzkopf die allerinteressanteste in dem erwähnten Aufsatze nicht zitiren können, denn sie ward am Schlusse des Jahres veröffentlicht, in dem seine Arbeit in dem „Allg. Litterar. Anz." erschien. Sie findet sich in der Nummer vom 18. Dezember 1800 und war geradezu geschrieben, um von dem „Hamb. Corresp." reproduzirt zu werden:

„Man saget, daß Se. Majestät der Kaiser, da er siehet, daß die Europäischen Mächte sich nicht vereinigen können, und einen Krieg zu beendigen wünscht, der seit 11 Jahren wüthet, einen Ort vorzuschlagen gedenkt, wohin er alle die anderen Potentaten einladen will, um mit ihm in geschlossenen Schranken zu kämpfen; zu welchem Behuf sie ihre aufgeklärtesten Minister und geschicktesten Generale als Knappen, Kampfrichter und Herolde mit sich nehmen sollen; als da sind Thugut, Pitt, Bernstorff. Er selbst sey gesonnen, den Grafen von der Pahlen und Kutusoff an seiner Seite zu haben. Man weiß nicht, ob man diesem Gerüchte Glauben beimessen soll: indessen scheint es nicht ganz ohne Grund, da es den Stempel dessen trägt, wessen man ihn oft beschuldiget hat."

Den Schlüssel zu dieser Notiz, die auch heute noch Staunen erregen kann, findet man in August von Kotzebue's Buch „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens", pag. 126 ff. Kotzebue, der eben aus Sibirien zurückberufen und zum Direktor der deutschen Hoftruppe gemacht worden war, wurde am 16. Dezember 1800 plötzlich zum Grafen Pahlen befohlen, der ihm erklärte, der Kaiser wolle die europäischen Potentaten und deren Minister zu einem Turnier herausfordern und Kotzebue solle diese Herausforderung aufsetzen, die dann in die Hamburgischen Zeitungen und andere eingerückt werden solle. Koetzebue suchte dem Wunsche des Herrschers zu entsprechen, aber was er schrieb, war erst dem Grafen Pahlen, dann dem Kaiser nicht scharf genug und nun wurde Kotzebue zum Kaiser selbst zitirt. Nach den einleitenden Worten zog dieser den Dichter vertraulich an's Fenster und las ihm von einem eigenhändig geschriebenen Blatte den französischen Urtext der Herausforderung vor, die wir oben wiedergegeben haben. Kotzebue sollte die Uebersetzung liefern und that es auch sofort zur Zufriedenheit des Kaisers, der nur an der Uebersetzung der letzten Phrase „dont il a souvent été taxé" etwas auszusetzen hatte. Kotzebue hatte „taxé" mit „fähig gehalten" wiedergegeben, der Kaiser aber war für den Ausdruck „taxirt", bis Kotzebue „beschuldigt" vorschlug, was dem Herrscher ganz besonders gefiel. Ueber die Motive dieser Notiz hatte sich der Kaiser gleich zu Beginn des Gesprächs mit Kotzebue geäußert: er erklärte, daß er für die Rolle, die er in der Politik gespielt habe, büßen müsse, und sich daher selbst diese Strafe diktirt habe. Sowohl nach der Vorlesung des französischen Textes, als später, beim Vernehmen der Uebersetzung, hat der Kaiser gelacht. — Der Eindruck, den die Notiz in der Akademie, und zwei Tage später in ganz St. Petersburg machte, war natürlich

ungeheuer: „Der Präsident der Akademie der Wissenschaften (Baron Nikolay), dem sie zum Einrücken zugesandt wurde, traute seinen Augen nicht; er fuhr selbst zum Grafen von der Pahlen, um gewiß zu werden, daß kein quid pro quo zu fürchten sey. In Moskau wurde diese Zeitung sogar von der Polizeibehörde angehalten, weil man sich nicht einbilden konnte, daß es der Wille des Monarchen gewesen sei, diesen Artikel bekannt zu machen. Eben das geschah auch in Riga. Der Kaiser selbst hingegen konnte es kaum erwarten, ihn gedruckt zu sehen, und schickte ungeduldig mehrere Mal darnach. Mir schenkte er drei Tage nachher eine Dose mit Brillanten besetzt, deren Werth nahe an zweytausend Rubel betrug. Nie ist wohl die wörtliche Uebersetzung von zwanzig Zeilen besser bezahlt worden." Im „Hamburger Correspondenten" erschien die Notiz am 16. Januar 1801, und zwar unter dem Datum des 30. (18.) Dezember, woraus wir ersehen, daß sie direkt aus der „St. Petersburger Zeitung" abgedruckt wurde.[1])

Vom Tode Kaiser Pauls (in der Nacht vom 11. auf den 12. März) erfuhren die Leser der „St. Petersb. Ztg." durch die Veröffentlichung des Manifestes Kaiser Alexanders I., die am 15. März 1801 erfolgte. Die vorhergehende Nummer war am 12. März erschienen, konnte also die Todesnachricht noch nicht enthalten, da das Manifest an diesem selben Tage im Senat gedruckt wurde. Wie viel feurige Liebe und Begeisterung der junge Herrscher in seinem Volke erwecken mußte und thatsächlich erweckte, wird auch aus der Zeitung völlig klar. Fortwährend veröffentlichte das Blatt Erlasse über Begnadigungen und Entschädigungen.

Aus den baltischen Provinzen hat die „St. Petersb. Ztg." auch in dieser Periode — sie umschließt die ganze statthalterschaftliche Zeit — recht häufig Korrespondenzen erhalten, die jedoch wenig Charakteristisches bieten. Auch über die Vereinigung Kurlands mit Russlands scheint nichts zu finden zu sein. Dafür haben wir aber einen Bericht über den Stiftungstag der Universität Dorpat — den 12. Dezember 1802. Er ist in der Nummer vom 26. Dezember 1802 abgedruckt und lautet:

„Dorpat, den 12. Dezember.

Heute feierte auch die Dörptsche Akademie das Geburtsfest Alexanders, der nicht ihr Stifter, aber ihr Schuzgeist seyn will[2]). Einfachheit und Prunklosigkeit zeugten, daß man bloß die Absicht hatte, den Gefühlen der innigsten Verehrung und Dankbarkeit Sprache zu geben. Ausdruck wahrhafter Empfindungen waren die zwei

---

[1]) Auf das Buch Kotzebue's sind wir durch einen Artikel A. W. Polowzow's in den „Mosk. Wed." vom 13. Juni 1901 (Rezension von N. K. Schilder's „Kaiser Paul der Erste") aufmerksam geworden. Herr Polowzow kennt nicht nur Kotzebue's Buch, sondern auch die Notiz der „St. Petersburger Zeitung", da diese letztere am 18. Dezember 1900 in der Rubrik „Aus alten Zeiten" reproduzirt worden ist. Um die Zweifel, denen Polowzow in seinem Aufsatze Ausdruck giebt, zu lösen, wollen wir bemerken, daß der letzte Satz der Notiz in der „St. Petersburger Zeitung" vom 18. Dezember 1800 wohl vorhanden ist, am 18. Dezember 1900 aber bei der Reproduktion weggelassen wurde. Die Notiz erschien im Jahre 1800 unter dem Gesammttitel „St. Petersburg, vom 14. Dezember", der sich jedoch, wie uns jetzt klar ist, nur auf die ersten, amtlichen Stücke bezogen hat.

[2]) Der Erlaß über die Gründung der Universität ist ja schon 1799 unter Kaiser Paul erfolgt. Am 12. Dezember 1802 wurde die Stiftungsurkunde der Universität von Kaiser Alexander unterzeichnet, was der Universitätsobrigkeit vielleicht im Voraus bekannt war. Die Immatrikulation des ersten Studirenden hat bekanntlich schon am 21. April 1802 stattgehabt.

Reden, die in dem akademischen Hörsaale nach geendigtem Gottesdienst gehalten wurden. Der Herr Prorektor, Professor Balk, sprach von den Verdiensten unseres guten Kaisers um die hiesige Akademie, und erinnerte die Mitglieder derselben an die Pflichten der Dankbarkeit, die sie, ein jedes nach seinen Verhältnissen und Kräften, zu erfüllen hätten. Der Herr Professor Morgenstern zeigte in einer Rede, deren Bekanntmachung man vielleicht hoffen darf, den Einfluß der richtig getriebenen altklassischen Philologie auf die höhere Bildung des Menschen. Beide trafen in einem grossen Resultate zusammen, das jeder mit vollem Herzen beschwor:

Der hier den Kampf für Recht und Wahrheit ringt,
Die sanfte Macht der Sittlichkeit verbreitet,
Die Menschheit näher ihrem Ziele bringt.
Dem schönen Ziel, zu welchem still sie schreitet;
Der hier die Banden inniger verschlingt,
Woran ein Gott uns zur Vollendung leitet:
Der, wer er sey — die Nachwelt wird ihn richten! —
Erfüllet sie, die Unterthanen-Pflichten.

Mit solchen Empfindungen brachten die Mitglieder der Akademie den übrigen Theil des Tages in der Gesellschaft eines grossen Theils der braven Bürger von Dorpat auf dem sogenannten Bürgerklubb zu."

Der Rest des Berichts handelt von der Stiftung der Gräfin L'Estocq, die an demselben Tage bekannt gemacht wurde. Sie schenkte ein Kapital von 15000 Rbl. S. zur Errichtung eines Stipendiums für die studirende Jugend vom livländischen Adel. — Am 10., 13., 17. und 20. Mai 1804 enthält die „St. Petersb. Ztg." Korrespondenzen aus Narwa, Wesenberg, Reval, Hapsal, Arensburg, Pernau und Dorpat über den Aufenthalt Kaiser Alexanders in diesen Städten (8.—16. Mai). Eine Revaler Korrespondenz bringt sogar historische Notizen über die Brüderschaft der Schwarzen Häupter, in deren Hause am 10. Mai ein Ball gegeben worden war, und deren Glieder einer alten Gewohnheit entsprechend gewürdigt worden waren, während des Aufenthaltes Seiner Majestät im Schlosse die Wachen zu beziehen. — Die NNr. 43 bis 48 enthalten die „Anordnungen für die Bauern des Gouvernements Liefland" vom 20. Februar 1804.

Von dem geistigen Aufschwung, den in dieser Periode der Leserkreis der „St. Petersb. Ztg." nahm, zeugen die Annoncen, besonders die Bücher- und Theateranzeigen. Die Strahlen, die im Zeitalter des aufgeklärten Despotismus nur die Spitzen der Gesellschaft berührten, begannen eben jetzt auch die tiefer liegenden Schichten zu erleuchten.

Zu Beginn des Jahres 1776 begegnen wir allerdings noch einer Annonce von einem auf eine neue Art eingerichteten Marionetten-Theater, auf dem eine „mit schönen Arien und lustigen Duetten versehene vortrefliche Comische Operette, betittelt der Kaufmann von Smyrna" aufgeführt wurde, aber in demselben Jahre werden doch schon, wie wir durch H. L. Bacmeister wissen[1]), Emilia Galotti und Minna von Barnhelm in Petersburg gegeben, und wenn auch zu der Zeit, wo Stählin als 73jähriger Greis die „St. Petersb. Ztg." redigirte, noch immer der Harlekin, den schon sein Lehrer Gottsched von der Bühne verjagt hatte, auf dem Theater und in den Theateranzeigen sein Wesen trieb (so in einer Annonce vom

[1]) Russische Bibliothek, IV, 486.

29. November 1782), so wurde doch schon drei Jahre später (in der „St. Petersb. Ztg." vom 2. Dezember 1785) angekündigt, daß am 7. Dezember zum Benefiz der Madame Reinecke „Kabale und Liebe, ein neues Original-Trauerspiel in 5 Aufzügen von Hrn. Schiller" auf dem großen steinernen Theater von den deutschen Hof-Schauspielern aufgeführt werden würde. Wieder zwei Jahre später, am 13. Dezember 1787 geht „das große berühmte Trauerspiel von Herrn Schiller, die Räuber betittelt, im steinernen Theater in Scene" — ob zum ersten Male, wissen wir nicht („St. Petersb. Ztg." vom 7. Dezember 1787).[1] — Am 12. Sept. 1803 geht „Maria Stuart" zum Benefiz der Schauspielerin Betty Scholz und ihrer kleinen Tochter zum ersten Male in Szene. Ueber die Höhe des Theater-Entrée's haben wir eine Angabe aus dem Jahre 1781. Weil bei einem Stücke das ganze Orchester aus Hofmusicis bestand, so wurde das Entrée verdoppelt, „so daß jede Person in den Logen und im Parquet 2 Rubel, auf dem Parterre 1 Rubel und auf dem Paradies 50 Cop. zu bezahlen hatte." — Auch das russische und französische Theater hat in der „St. Petersb. Ztg." annoncirt.

Im Juni 1779 annoncirt Hartwig Ludwig Bacmeister in der „St. Petersb. Ztg.": „Da der Herr Legationsrath Klopstock mir aufgetragen hat, die Annehmung der Pränumeranten auf die drey neuen und unveränderlichen Ausgaben der Messiade in St. Petersburg zu besorgen, so können sich die Liebhaber bey mir in der 7ten Linie auf Wasily Ostrow in dem Hause des Kupferschmiedes Danske oder auch bei einigen meiner Bekannten melden." Ewiges und ganz Vergängliches wechselt in den Bücheranzeigen des Blattes: die „Histoire de Grandison" und die „Lettres de Grandison" spielen in den 90-er Jahren eine große Rolle, neben Wielands Werken figuriren „Aurora oder das Kind der Hölle" und „die Reisen und Abentheuer des Ritters Benno von Elsenburg" von Spieß, Wilhelm Meisters Lehrjahre werden als „Roman mit Musik von Goethe" angezeigt u. s. w. Im Jahre 1797 findet sich folgende Annonce in der Zeitung: „Göthens Kalender fürs Jahr 98 1stens in gewürckter Seyde 6 Rbl., 2tens in Maroquin 5 Rbl., 3tens in hübschen bunten Umschlägen 4 Rbl., 4tens in weißen Umschlägen. Von diesem so angenehmen Taschenbuch, welches unstreitig das beste, welches aufs künftige Jahr erschienen, dafür der Verfasser hinlänglich bürgt, welcher als Liebling Schriftsteller aller Deutschen seit 40 (!) Jahren rühmlichst bekannt, aber so viel bleibt mir noch übrig zu sagen, daß der Verleger alles angewandt, um es in seiner ganzen Schönheit anzuzeigen" u. s. w. Eine für die baltischen Lande höchst charakteristische Buchannonce erscheint 1783 in der „St. Petersb. Ztg.": „In Mietau ist ein für die Landleute Lieflands und Kurlands besonders passendes Handbuch der Landwirthschaft, welches Sr. Durchlaucht dem Herzoge von Kurland dediciret worden, in lettischer Sprache herausgekommen" (24. Febr.).

Ueber die St. Petersburger Buchhändler jener Zeit äußert sich Storch (Gemälde von St. Petersburg. 160, 161) sehr ungünstig und erklärt mit ihrer Gleichgiltigkeit das Aufkommen der Lesegesellschaften, die uns auch im Annoncentheil der „St. Petersb. Ztg." entgegentreten. 1776 gründete der Akademiker Güldenstedt

[1] Die bisherige Annahme, „Die Räuber" und „Kabale und Liebe" seien erst unter dem Direktor Miré (seit 1799) in St. Petersburg aufgeführt worden (vgl. Constantin Jürgens' Aufsatz „Zur Geschichte des deutschen Theaters" in den Nr.Nr. 114—118 der „St. Petersb. Ztg." vom Jahre 1890) wird hiermit widerlegt.

die „Teutsche Lesebibliothek" (Reiseberichte, Journale, Zeitschriften, Romane, Geschichte, Oeconomie und Naturwissenschaften). 1780 versuchte es Johann Vollrath Bacmeister mit der Gründung einer französischen Lesegesellschaft, die jedoch im nächsten Jahre nur 5 Glieder hatte und deshalb wieder einging, 1782 rief der Buchhändler Dahlgren eine zweite deutsche Lesegesellschaft ins Leben und 1790 ward eine „teutsche Journalgesellschaft" eröffnet. (Vgl. Georgi, Versuch einer Beschreibung der Russ. Kays. Residenzstadt St. Petersburg, 297 ff.). Der Zeitung mögen diese Gesellschaften einigen Abbruch gethan haben.

Ueber den Geschmack des deutschen Publikums in St. Petersburg schreibt Storch in seinem genannten Werke (pag. 162): „Die mannigfaltigen Deklinationen der deutschen Lesewelt zum Sentimentalen, zur Mystifikation, zur reinen Vernunft, zum Kryptokatholicismus, zum Tragischen, Heroischen, Gräßlichen, zu Volksmärchen und Rittergeschichten — alle diese Moderevolutionen, die innerhalb eines Zeitraumes von zehn bis fünfzehn Jahren auf dem Schauplatz der deutschen Litteratur abgewechselt haben, sind nicht vermögend gewesen, etwas über unsern festen Geschmack — oder über unsere Unempfänglichkeit zu gewinnen. Zu weit entfernt von den Tummelplätzen der Meynungen und Partheyen, um durch das Interesse der Neuheit angeregt zu werden, und allzu beschäftigt mit unserer Sinnlichkeit, um in einem Streite, wo für diese nichts zu gewinnen ist, uns im Ernste unter eine oder die andere Fahne zu stellen, sehen wir dem Kampfe und der Reibung so lange zu, bis die errungenen und aus der gährenden Masse geschiedenen Resultate uns kürzlich des Besseren belehren; eine Methode, bey der wir um so glücklicher sind, weil unsere Augen, durch keinen Partheygeist geblendet, sich der siegenden Wahrheit desto williger öffnen." Mit der Einrichtung der Lesegesellschaften und der soliden Auswahl ihrer Bücher ist Storch zufrieden, „die unbedeutenden Ausnahmen abgerechnet, welche der Beytritt der Damen und der unbeschäftigten jungen Stutzer nothwendig macht." Die ausländischen Schriften waren, wie Storch an einer anderen Stelle (pag. 155) bemerkt, „im eigentlichen und bildlichen Sinne zollfrei", da die Zollbeamten keine Aufsichten üben konnten. Man fand daher in den hiesigen Buchläden und Lesegesellschaften litterarische Produkte von den mannigfaltigsten Gattungen, und selbst solche, welche anderswo zu den proskribirtesten gehörten. Im Jahre 1796 trat hierin eine vollständige Wandlung ein.

Allmählich schlossen auch die Musik und die bildenden Künste einen Bund mit der Publizität. Eine Konzertannonce vom 17. März 1783 enthält sogar eine Art Referat: „Die geistlichen Concerte der adlichen Gesellschaft haben den 9. März ihren Anfang genommen. Man hat darinn die Leidens-Geschichte ausgeführt, die von dem verstorbenen Abt Metastasio verfertigt und von Ihro Kayserlichen Majestät Capell-Meister und Musik-Director Herrn Paisielle in Music gesetzt worden ist. Die Sänger waren Madame Davia, die Herren Comaschino, Jermogli und Brochi, alle in Ihro Kayserl. Majestät Diensten, so wie das Chor von den Sängern der Kayserl. Capelle. Es war eine sehr zahlreiche Versammlung, und Ihro Kayserl. Hoheiten der Großfürst und die Großfürstin haben es mit dero hohen Gegenwart beehrt." Natürlich wurde eine Wiederholung angezeigt. 1786 erfahren wir, daß Herr Niemezeck, „einer der ersten Virtuosen der Davidsharfe", bei Herrn Lyon im Anitschkow-Palais ein Konzert geben, in dem verschiedene Sänger und Sängerinnen aufträten (Entrée 1 Rbl.); am 28. Dec. desselben Jahres läßt sich Herr Stein auf dem neu erfundenen Bogen-Hammer-Fortepiano hören, und bemerkt in der

Annonce, daß dieses „hier noch nie gesehene Instrument eine der interessantesten Erfindungen vor den Clavierspieler" sei. Am 3. Sept. 1803 wird auf dem deutschen Theater im Kuschelewschen Hause „Don Juan, eine Tragi-Comödische Oper in 2 Aufzügen, ein Meisterstück der Compositon des berühmten Mozart", gegeben.

Gegenüber der Admiralität im Hause Nr. 106 sind im Jahre 1783 „Gemählde von berühmten Meistern, Statuen von Marmor und Terro cuite, allerhand Kupferstiche als englische und französische colorirte, rothe nach Angelika Kauffmann und andere von dem berühmten Scorodumoff, schwarze, illuminirte, von engl. Schwarzkunst, lose und eingebundene nach Raphael, Rubens, Titian, Vandyk ꝛc." zu haben (10. Febr.). Im Todesjahre Friedrichs des Großen wird sein Bild, von Bause nach Graff in Kupfer gestochen, als Pendant zu dem im vorigen Jahre herausgekommenen Bilde Peters des Großen verkauft (ebenfalls bei Klostermann, Nr. 69, der neuen Isaaksstraße gegenüber).

Zur Geschichte der Beziehungen zwischen dem Familienleben und der Presse ist zu erwähnen, daß in dieser Periode die Todesanzeige aufkommt. Sie hat zuerst den Charakter eines Nekrologs. Die erste haben wir am 2. Februar 1798 gefunden[1]). Sie lautet: „Den 15. Januar 1798 forderte Gott meine geliebte Gattin Eleonore Olympia, geb. von Ulrich, nach einem 6wöchentlichen Krankenlager in eine beßere Welt. Aus zärtlicher Anhänglichkeit für mich und meine 3 Söhne, die ich zur Gründung ihres künftigen Glückes hieher brachte, war sie mir gefolget und ahnete nicht, daß sie ihre Vaterstadt und den Zirkel der Ihrigen zum letzten male sah. Sie war geboren zu Pernau den 2. May 1765 und lebte 17 Jahre mit mir in der Ehe. Ich beweine eine treue Gefährtin und meine 8 noch lebende Kinder die zärtlichste Mutter. Mit tiefgebeugtem Herzen mache ich diesen schmerzlichen Verlust unsern Verwandten, Gönnern und Freunden bekannt, und überzeugt von der gütigen Theilnahme derselben, verbitte ich mir alle Beyleids-Bezeugungen.

Major Gustav Ludwig von Birgin.

Am 27. Aug. desselben Jahres bringt die Zeitung die Todesanzeige des weiland livländischen General-Superintendenten und Präses des Ober-Consistorii Christian David Lenz, der im Alter von 77 Jahren 7 Monaten und 25 Tagen und nach 57jährigem ruhmvollen geistlichen Lebens dahingegangen war. 7 Kinder, 34 Enkel und 7 Urenkel trauerten um ihn.

In der „Leipziger Ztg." ist die erste Todesanzeige 1790 erschienen, 1794 begannen die Vermählungsanzeigen, 1797 die Geburtsanzeigen, 1816 die Verlobungsanzeigen[2]).

---

[1]) Todesanzeigen, die mit einem Aufruf an die Schuldner und Gläubiger verbunden sind, finden sich schon früher.

[2]) Von Witzleben, Gesch. d. Leipziger Zeitung, 58.



Adler der „St. Petersburger Zeitung“ von 1810 bis 1819.

Die vierte Periode.

Von der Storchschen Reform bis zur Umwandlung in ein Tagesblatt. 1804—1831.

Heinrich von Storch, den Kaiser Alexander I. im Mai des Jahres 1804 mit der Oberaufsicht über die akademischen Zeitungen betraute, war ein Sohn Rigas. Am 15. Februar 1766 in dieser Stadt geboren, besuchte er vom 12. bis zum 17. Lebensjahre die Rigasche Domschule und bezog darauf die Universität Jena, wo er philosophische und juristische Vorlesungen hörte und sich durch Privatstudien mit den Staatswissenschaften vertraut machte, die später seine Lebensbeschäftigung bilden sollten. Im Jahre 1786 verließ er Jena, bereiste Deutschland und einen Theil Frankreichs und ging dann zur Fortsetzung seines Studiums nach Heidelberg, wo man ihm im Frühjahr des folgenden Jahres, 1787, den Antrag machte, sich als Professor adjunctus der Staatswissenschaften zu habilitiren. Auf Anrathen des damaligen russischen Gesandten bei den rheinischen Kreisen und späteren Reichskanzlers, Grafen Rumjanzew, lehnte er jedoch diesen Antrag ab und begab sich nach St. Petersburg, wo er als Professor der schönen Litteratur bei dem adeligen Landkadettenkorps in Dienste trat. 1790 wurde er in der Kanzlei des Kanzlers Grafen Besborodko angestellt und widmete sich ausschließlich der russischen Geschichte und den Staatswissenschaften. In den Jahren 1794 und 1795 ließ er sein „Gemälde von St. Petersburg“ und seine „Statistische Uebersicht der Statthalterschaften des russischen Reiches nach ihren merkwürdigen Kulturverhältnissen“ erscheinen, wozu ihn die Kaiserin ermuntert hatte. Der Tod dieser Herrscherin brachte ihn um die Anstellung als ihr Privatsekretär. Im Jahre 1796 machte ihn die Akademie zu ihrem korrespondirenden Mitgliede, 1799 wurde er Lehrer der Großfürstinnen, 1801 Vorleser der Kaiserin Maria Feodorowna. Von 1797 bis 1803 gab er seine „Historisch-statistischen Gemälde des russischen Reiches“ heraus, 1803 begann er mit der Edition der historischen Zeitschrift „Rußland unter Alexander I.“, welche er bis 1810 fortführte.[1] Am 1. Februar 1804 wurde er für die Fächer der Staatswirthschaft und Statistik zum Akademiker gewählt. Später hat er auch den Großfürsten Nikolaus und Michael Pawlowitsch Unterricht ertheilt.

[1] Recke und Napiersky, Allg. Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Liv-, Ehst- und Kurland, IV, 303.

Daß ein solcher Mann mit der Oberleitung der akademischen Zeitungen betraut wurde, mußte im höchsten Grade erfreulich erscheinen: er war nicht nur eine Kapazität auf dem Gebiete der allgemeinen Staatswirthschaft und Statistik, sondern ganz speziell mit den russischen und Petersburger Verhältnissen auf das Beste vertraut, hatte journalistische Erfahrung und besaß — was zu seiner Ernennung gewiß den Ausschlag gegeben hatte — die Gunst des Hofes. Daß er auch warmes Interesse für die Sache der Zeitungen hatte, bewies sein Projekt zur Reform des Intelligenzblattes. Leider mußte es sich aber bald herausstellen, daß es ihm an einem der wichtigsten Erfordernisse gebrach — er besaß bei der oben angeführten Thätigkeit keine Zeit für sein neues Amt, und hat daher, wie sich deutlich erkennen läßt, die Redaktion der „St. Petersburger Zeitung" in der Hauptsache Christian Neumann überlassen. Wie gering Storch's Betheiligung bei der Redaktion der Zeitungen war, beweist ein unangenehmer Vorfall, der sich bald nach seiner Ernennung zutrug. Aus dem Protokoll des Verwaltungskomités vom 19. Juli ersehen wir, daß Fürst Czartoryski, der thatsächliche Leiter des Ministeriums des Auswärtigen, beim Präsidenten der Akademie über die deutsche Zeitung geklagt und eine Untersuchung verlangt hatte: die Zeitung hatte eine Nachricht gebracht, ohne sie, wie das der Kaiserliche Befehl vom Mai verlangt hatte, vorher dem Gehilfen des Ministers vorzulegen, und diese Nachricht erwies sich als falsch. Hieraufhin konnte das Verwaltungskomité nur erklären, es habe gehofft, daß Herr Storch bei der Aufsicht über die Zeitungen nichts unterlassen werde, nun aber erweise sich aus dem Bericht des Herausgebers der deutschen Zeitung, Gouvernements-Sekretärs Neumann, Folgendes: Storch, der den Herausgebern vorgeschrieben habe, Alles, was er in den ausländischen Blättern nicht angestrichen, in die Zeitungen zu bringen, dasjenige aber, was er mit dem Buchstaben „ч"[1]) bezeichnet, in das Departement des Gehilfen des Ministeriums zu schicken, hätte es vergessen, jenen Artikel, der etwas dem russischen Hofe Nachtheiliges enthielt, mit dem genannten Zeichen zu versehen. Auf der Komitésitzung, welcher der Akademiker Oserezkowski, unser Bekannter, der Kollegienrath Iwan Wassiljewitsch Meißmann, und der Hofrath Ems, beiwohnten, wurde beschlossen, den Akademiker Storch zu bitten, er möge das Komité vor Unannehmlichkeiten bewahren, ferner Neumann zur Widerlegung jener Nachricht einen neu eingetroffenen Artikel zuzustellen, und ihm zugleich zur Pflicht zu machen, bei der Aufnahme aller auf den Allerhöchsten Hof bezüglichen Nachrichten die äußerste Vorsicht an den Tag zu legen und in den Fällen, wo ein solcher Artikel den Vermerk Storch's nicht aufweise, erst bei diesem anzufragen, um ihn und sich selbst davor zu hüten, der Obrigkeit Unannehmlichkeiten zu bereiten. — Storchs's redaktionelle Thätigkeit hat sich also wenigstens in der ersten Zeit darauf beschränkt, in den ausländischen Blättern dasjenige zu bezeichnen, was dem Ministerium des Auswärtigen zur Zensur zuzustellen sei — alles Uebrige machte Neumann.

Welch ein Artikel die Unzufriedenheit Czartoryski's hervorgerufen, ist in dem Protokoll nicht gesagt, eine Durchsicht der Zeitung ergiebt aber, daß es sich wahrscheinlich um eine kurze Nachricht vom Reichstage in Regensburg handelte, die sich auf Rußlands Protest wegen der Ermordung des Herzogs von Enghien bezog. Rußland strebte danach, im Reichstage die Forderung einer Genugthuung für die Ettenheimer Gewaltthat Frankreich gegenüber durchzusetzen, und es wird daher dem

---

[1]) Von читать, lesen?

Ministerium des Auswärtigen unerwünscht gewesen sein, in der Nr. 56 der „St. Petersb. Ztg." vom 12. Juli folgende Notiz zu finden: „Regensburg, vom 18. Junii. Obgleich heute das Protokoll wegen der letzten Russischen Note nach dem einmal genommenen Verlasse hatte eröffnet werden sollen, so ist doch dieses nicht geschehen, auch dieserwegen keine weitere Aeußerung erfolgt. Der Churbadensche Minister hat bisher mit dem Kaiserl. und dem Churerzkanzlerischen Gesandten wegen der Rußischen Note öftere Konferenzen gehalten." Vierzehn Tage später — eine Woche nach jenem Beschlusse des Verwaltungskomités — las man in der Nr. 60 der „St. Petersburger Ztg.": „Regensburg vom 2. Julii. Bei dem heutigen Reichsrath legte der Churbadensche Gesandte nachfolgende mündliche Erklärung ab, worauf die Kais. Königl. Minister äußerten, daß sie diese Erklärung ad referendum nehmen wollten und dabei ihren vorigen Erklärungen inhärirten, und hofften auch, daß ihr Allerhöchster Hof sich beruhigen würde. Auch der Königl. Preussische Gesandte äußerte, daß er nicht zweifle, daß sich sein Hof damit begnügen werde." Es folgt nun die Erklärung Churbadens: „Indem Se. Churfürstl. Durchl. zu Baden die reinste Absicht Sr. Rußisch Kaiserl. Majestät bei der am 6. Mai d. J. der allgemeinen Reichsversammlung gemachten Eröffnung und Höchstdero unwandelbare Theilnahme an der Wohlfahrt des deutschen Reichs eben so lebhaft verehren, als Sie von der innigsten Dankbarkeit für die Ihnen und Ihrem Churhause ganz besonders gewährende wohlwollende höchste Zuneigung durchdrungen sind, würden Sie Ihren tiefen Schmerz nicht unterdrükken können, wenn das in Rede stehende Ereigniß, welches sich zufällig in Ihren Landen zugetragen hat, der Anlaß zu beschwerlichen Verhältnissen werden sollte, die für die Ruhe Deutschlands die gefährlichsten Folgen nach sich ziehen dürften" u. s. w. Wir haben in den Zeitungsnummern jener Tage nichts Anderes gefunden, was wir als den inkriminirten Artikel und sein Dementi ansehen könnten, und sehen uns daher genöthigt, die zitirten Notizen als das Gesuchte anzuerkennen, was insofern die Wahrscheinlichkeit für sich hat, als gerade diese Frage die russische Diplomatie damals auf das Lebhafteste beschäftigte. Ein wirkliches Dementi ist in dem Regensburger Artikel vom 2. Juli allerdings nicht enthalten — die schönen Redensarten machten es nicht. Preußen und Oesterreich sind, wie Ullmann in seinem bereits zitirten Werke sagt, bei der Vereitelung der russischen Bestrebungen in Regensburg Hand in Hand gegangen, die französische Regierung war von dem Entschlusse Preußens vorher in Kenntniß und dadurch in den Stand gesetzt worden, jene Komödie zu veranstalten, bei der dem Markgrafen von Baden die Hauptrolle zufiel.[1])

Im Jahre 1810 tritt Storch von seinem Posten als Chefredakteur oder Inspektor der beiden Zeitungen zurück, und das Verwaltungskomité muß auch selbst einsehen, daß er bei allem guten Willen nicht im stande gewesen, dieses Amt gehörig zu verwalten. „Da Herr Storch", heißt es im Protokoll vom 19. Juli 1810, „während eines großen Theiles des Jahres genöthigt ist, sich mit dem Hofe Ihrer Majestät der verwitweten Kaiserin außerhalb der Stadt aufzuhalten, so geht beim Hin- und Hersenden (der ausländischen Blätter, aus denen Storch die Artikel auszuwählen hatte, und vielleicht auch der Korrekturen) so viel Zeit verloren, daß die akademischen Zeitungen die ausländischen Nachrichten dem Publikum erst dann melden, wenn sie längst schon bekannt sind. Hierdurch sinkt aber die Zahl der Prä-

[1]) Russisch-preußische Politik, 126.

numeranten, und folglich auch der Ertrag der Akademie, mit jedem Jahre, und das Komité, dessen Pflicht es ist — namentlich bei der jetzigen finanziellen Lage der Akademie — auf jede Einnahmequelle zu achten, damit die Einkünfte wenigstens in ihrer bisherigen Höhe erhalten, wenn nicht gesteigert würden, will daher forthin den Zeitungen eine solche Einrichtung geben, daß sie die ausländischen Nachrichten möglichst bald nach dem Eintreffen der ausländischen Blätter dem Publikum melden, wodurch sie sowohl zur Ehre, als auch zum Vortheil der Akademie weit interessanter würden. Hierzu ist aber erforderlich, daß die Arbeit, die der Akademiker Storch bisher mit dem größten Eifer gethan hat, nun jedoch zum Zweck seiner größeren Entlastung aufgeben will, einem Akademiker anvertraut werde, der sich stets in Petersburg befinde und in der Nähe der Zeitungsexpedition und Typographie lebe. Da sich jetzt Niemand in einer solchen Lage befindet, als der Akademiker Schubert, welcher Petersburg niemals verläßt und in demselben Hause lebt, in dem sich die Typographie befindet, und er auch bereit ist, diese Arbeit für die mäßige Entlohnung von 300 Rbl. jährlich zu übernehmen, so ist dem Herrn Minister der Volksaufklärung hiervon Meldung zu thun" u. s. w. Der Minister wird gebeten, diese Anordnung zu treffen oder, falls es erforderlich sei, darüber Seiner Majestät Bericht zu erstatten. — Am 8. August ward dem Verwaltungskomité die Einwilligung des Kaisers gemeldet, und so trat denn Schubert offiziell in sein neues Amt, das er schon seit dem 19. Juli stellvertretend verwaltet hatte (seit diesem Tage bezog er seine Gage). — Storch zog sich von der pflichtmäßigen journalistischen Thätigkeit ganz zurück (auch sein „Rußland unter Alexander I." ist nur bis 1810 erschienen), hat aber, da er eine glänzende Karriere machte, noch später Gelegenheit gehabt, in die Geschicke der Zeitung bestimmend einzugreifen. Als der Präsident Uwarow im Mai 1828 einen längeren Urlaub antrat, da ward Storch stellvertretender Präsident, und als solcher hat er, wie wir später sehen werden, eine Reform der akademischen Zeitungen zu Wege gebracht. 1830 wurde er dann zum Vice-Präsidenten der Akademie ernannt. Im Jahre 1833 trat er, in der Hoffnung, seine von wiederholten Schlaganfällen zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen, eine Erholungsreise nach Deutschland, in die Schweiz und nach Italien an, kehrte 1834 nach St. Petersburg zurück, wo er am 1. November 1835 starb. Bis an seinen Tod hatte er volle geistige Klarheit bewahrt und an Allem, was Russland betraf, theilgenommen. Die „St. Petersburger Ztg." widmete ihm in ihrer Nummer vom 2. November 1835 einen, wohl aus der Feder des Redakteurs P. von Köppen stammenden Nekrolog, der mit den Worten schloß: „Vor Allem aber müssen wir ihm Dank wissen für die von ihm herausgegebene historische Zeitschrift „Rußland unter Alexander dem Ersten", die das Ausland mit Rußlands großartigen Institutionen zuerst genauer bekannt machte und uns so dem übrigen Europa näherte. Wohl dem, der so wie er gelebt, gewirkt und geendet hat!" Storch's Grab befindet sich auf dem evangelischen Smolenski-Friedhofe, rechts am großen Wege, der vom Thore hinabführt, in der Abtheilung Nr. 8.

Schubert hat anfangs, ebenso wie Storch, die Aufsicht über beide Zeitungen geführt, dann wird ihm außer der allgemeinen Direktive, speziell die Sorge für die deutsche „St. Petersburger Zeitung" übertragen, während der Akademiker Ssewastjanow die Obhut über die „Petersburgskija Wedomosti" übernimmt (2. Nov. 1811). Ssewastjanow wurden für diese Mühwaltung sofort 500 Rbl. bewilligt, Schubert ward dasselbe Gehalt am 28. November zugesprochen, und es scheint, daß die beiden

Akademiker einander weiterhin völlig gleichgestellt gewesen sind — von Schuberts „Oberdirektion über die Zeitungsexpedition", von der noch im Protokoll vom 24. Nov. 1811 gesprochen wird, ist weiterhin nicht mehr die Rede. Schubert trat in ein näheres Verhältniß zu der „St. Petersburger Ztg." als sein Vorgänger Storch — er hat nicht nur die ausländischen, sondern auch die inländischen Artikel auszuwählen (Neumann erhält am 3. Februar 1811 den Auftrag, die deutsche Ausgabe der Senatszeitung für Schubert zu verschreiben), liest die Korrektur und wird auch direkt als Redakteur des Blattes bezeichnet. Immerhin ist es aber wahrscheinlich, daß Neumann bei der sonstigen mannigfachen Thätigkeit Schuberts einen maßgebenden Einfluß auf das Blatt behalten hat.

Friedrich Theodor von Schubert war als der achte Sohn des Professors der Theologie Johann Ernst Schubert am 30. (19.) Oktober 1758 zu Helmstedt im Braunschweigischen geboren, zog später mit seinen Eltern nach Greifswalde, wo sein Vater Professor und Oberkirchenrath wurde, studirte von 1773 bis 1776 in Greifswalde und dann von 1776—1779 in Göttingen Theologie, wo Michaelis sein Lehrer war. 1776 predigte er mit Beifall. Von Göttingen kehrte er nach Greifswalde zurück (sein Vater war 1774 gestorben) und begleitete zwei junge Schweden als deren Führer in ihr Vaterland. Später nahm er eine Hauslehrerstelle beim Major Freiherrn von Cronhelm zu Bartelshagen bei Stralsund an. Das Cronhelmsche Haus hat für Schuberts Leben eine große Bedeutung gehabt — eine Cronhelm aus Bartelshagen wurde seine Gattin und die Vorliebe Major von Cronhelm's für die Astronomie war es, die Schubert veranlaßte, sich dieser Wissenschaft hinzugeben. 1783 ging er als Hauslehrer nach Estland, nahm aber bald die Stelle eines Kreisrevisors in Hapsal an und unterrichtete in seinen Mußestunden junge Edelleute, die sich dem Militärdienste widmen wollten. Im Jahre 1785 trat er mit der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften in Verbindung, wurde 1786 Adjunkt in der mathematischen Klasse und 1789 Professor. Nach Busses Abgang theilte er sich mit Oserezkowski in die Verwaltung der akademischen Bibliothek und Kunstkammer, wobei ihm außer einigem Anderen die Bibliothek zufiel, und 1803 erhielt er auch außerhalb der Akademie dienstliche Verwendung. Er bekam den Allerhöchsten Auftrag, den Offizieren des Generalstabes Vorträge über praktische Astronomie zu halten. 1804 wurde ihm als dem ersten Astronomen die akademische Sternwarte unterstellt, 1805 ward ihm der ehrenvolle Auftrag, die russische Gesandtschaft nach China als Chef der wissenschaftlichen Abtheilung zu begleiten. Die Gesandtschaft machte sich auch auf den Weg, mußte aber in Kjachta umkehren, da das Ziel nicht erreicht werden konnte. 1810 wurde er, wie wir gesehen haben, Chef-Redakteur der „St. Petersburger Zeitung", 1813 Mitglied des Admiralitätskollegiums, wo ihm hauptsächlich der Entwurf zu den Instruktionen für die nautischen Expeditionen oblag. Als Astronom gelangte Schubert zu europäischem Rufe, und zwar hauptsächlich durch seine theoretische Astronomie, die 1791 in französischer, 1798 in deutscher Sprache erschien und 1822 auf den Wunsch seines Freundes Laplace und anderer französischer Astronomen in zweiter Auflge in 4 Quartbänden herausgegeben wurde, und durch seine populäre Astronomie (3 Bde. 1804—1810). Zum Druck der zweiten Auflage der theoretischen Astronomie, die auch in's Englische übersetzt wurde, schenkte Kaiser Alexander I. 9000 Rbl. Außer den genannten Werken hat Schubert noch eine ganze Reihe anderer, meist astronomischer Schriften veröffentlicht, und viele Jahre hindurch die akademischen Kalender redigirt. Als Lehrer muß er von großem

Einfluß gewesen sein. „Seine Rede und sein Styl", sagt sein Biograph H. Leng,[1] „waren so hinreißend, daß, wenn er seinen Zuhörern und Lesern die Gesetze definirte, welche die Bewegung der Himmelskörper dirigiren, er sie in der Phantasie in die Regionen des Lichts und der ewigen Weisheit versetzte." „Schuberts umfassender Geist", schrieb Zach in der „Korresp. zur Beförderung der Erd- und Himmelkunde", „beschäftigte sich mit den mannigfaltigsten und ausgedehntesten Fächern des Wissens, er weiß Tiefe der Forschung mit dem Schmucke glänzender Phantasie und mit dem Reize einer eigenthümlichen und höchst anziehenden Schreibart zu verbinden. Wenn es nöthig wäre, das alte ungerechte Vorurtheil zu bekämpfen, daß Gelehrsamkeit, Litteratur und schöne Rednerkünste mit dem mathematischen Geiste unverträglich wären, so kann Schubert dasselbe auf's Vollständigste widerlegen."

Wie schon angedeutet, hat sich dieser reiche Geist wohl nicht mit ganzer Kraft dem Blatte widmen können, aber wir dürfen doch annehmen, daß er dem Blatte auch manche Originalbeiträge hat zugehen lassen. Ganz sicher stammen z. B. die Notizen über die Kometen, deren im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts mehrere erschienen sind, von ihm, da er ja seit 1804 Direktor der Sternwarte war. Eine von ihnen — im September 1811 — weist Schuberts volle Unterschrift auf, ist recht umfangreich und insofern von besonderem Interesse, als sie das Verhalten des Publikums zu der Zeitung kennzeichnet. Der Akademie waren in Gesellschaft Vorwürfe darüber gemacht worden, daß sie in ihren Zeitungen noch nichts über diese Himmelserscheinung veröffentlicht habe, Schubert jedoch — denn augenscheinlich stammt auch die Einleitung des Artikels von ihm — weist die Vorwürfe als unberechtigt zurück, weil ja jeder den Kometen selbst sehen und auch von der Sternwarte aus beobachten könne; das Einrücken astronomischer Beobachtungen in öffentliche Zeitungen aber nur dann von Nutzen sein könne, wenn es der Zweck sei, eine wichtige Entdeckung allen Astronomen ohne Zeitverlust bekannt zu machen. Die Akademie habe es bisher nicht für nöthig befunden, „weil politische Zeitungen nicht der schicklichste Ort für astronomische Beobachtungen seien", nun thue sie es wegen jener Vorwürfe, aber der Bericht, den sie auszüglich zum Abdruck bringe, sei eigentlich von Schubert an die Akademie erstattet worden und nicht für das Publikum bestimmt. Aus diesen Worten können wir übrigens nicht schließen, daß Schubert, der Verfasser einer populären Astronomie, derartige allgemein bildende Zeitungsnotizen überhaupt für unstatthaft hielt — dem widerspricht schon die Thatsache, daß auch 1807 und 1819 Bemerkungen über Kometen in der Zeitung veröffentlicht worden sind.

Schubert hat es mit seinen redaktionellen Pflichten sehr ernst genommen und sie bis an seinen Tod, der in der Nacht vom 9. auf den 10. Oktober 1825 erfolgte, mit großer Treue ausgeübt. „Während seiner achttägigen Krankheit, ja noch am 20. (8.) Oktober abends strich er in den ausländischen Zeitungen die Artikel an, die in die akademische Zeitung eingerückt werden sollten, obgleich er so schwach war, daß er die Zeitungsblätter nicht halten konnte, und er ruhte nicht eher, bis diese

[1] Neuer Nekrolog der Deutschen, 1825, 1048 ff. Leng giebt als seine Quellen die „Leipziger Litteraturzeitung" und die „Nordische Biene" („Ssewernaja Ptschela") an. Den Nekrolog, den N. Gretsch in dem letzteren Blatte hatte erscheinen lassen, hat Leng aus der „St. Petersburger Zeitschrift" A. von Oldekop's (1825, III, 256—262), kennen gelernt. Auch die „St. Petersburger Zeitung" brachte am 16. Oktober einen ehrenden Nachruf, erwähnte aber nicht, daß Schubert ihr Redakteur gewesen!

Arbeit vollendet war, wodurch freilich sein Tod beschleunigt wurde," heißt es in Lengs Nachrufe, und N. Gretsch schreibt, etwas abweichend: „Am Donnerstage, den 8. Oktober, beschäftigte er sich noch mit der Redaktion der akademischen Zeitung: er konnte die Korrektur nicht mehr in der Hand halten, bemerkte aber doch einige Ungleichheiten im Styl." Seine Krankheit bezeichnet der Nekrolog, den ihm die „St. Petersb. Ztg." am 16. Oktober an der Spitze des Blattes widmete, als ein gastrisches Fieber, Leng und Gretsch dagegen nennen sie ein „Gallenfieber, das bald in ein nervöses überging." Auf dem Ssmolenski-Friedhofe liegt er begraben (etwas hinter Storch, ebenfalls rechts am großen Wege). Ein Grabmal deckt ihn und seine Frau, die ihm im Tode vorausgegangen war [1]).

Nach Schubert's Tode ist die Zeitung zunächst von Neumann allein geleitet worden, der seit 1809 auch die Senatszeitung (d. h. wohl ihre deutsche Ausgabe, die 1826 einging) redigirte, aber das Verwaltungskomité wird wohl eingesehen haben, daß hier ein neuer Mann noth that, der sich ganz in den Dienst der Zeitung stellte und frische Initiative zur Hebung des Unternehmens mit sich brachte. Kaum 4 Monate nach dem Tode Schubert's ist dieser Mann in dem Finnländer Alexander Wulffert gefunden. Am 5. Februar 1826 wird diesem die Redaktion des Hauptblattes übertragen — Neumann ist von nun an bis zu seiner Pensionirung ausschließlich auf den Annoncentheil angewiesen.

Es thut uns leid, daß uns für Wulffert nur die Daten des Album Akademikum der Universität Dorpat [2]) und die Dienstliste [3]) im Verwaltungsarchiv zur Verfügung gestanden haben, denn er gehört ohne Zweifel zu denen, die sich um unser Blatt am meisten verdient gemacht haben. Schon der Jahrgang 1826 unterscheidet sich vortheilhaft von dem vorhergegangenen, und seit 1827 beginnt eine Reihe von Reformen, die in der Umwandlung der „St. Petersb. Ztg." in ein Tagesblatt gipfeln. Die wichtigste von diesen Umgestaltungen, die vom Jahre 1829, geht allerdings auf Storch, nicht auf Wulffert, zurück, aber auch an ihr hat er, da er Storchs Pläne ausführte, einen wesentlichen Antheil.

Alexander Wulffert war am 19. Juni 1790 in Wiborg als Sohn eines Kaufmanns geboren [4]), besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und wurde am 3. August 1808 in Dorpat als Philolog immatrikulirt, studirte aber wenig über ein Semester. Nach bestandenem Examen (Kreislehrerexamen?) wurde er am 25. März 1809 Lehrer der Geschichte, Geographie und deutschen Litteratur an der Kreisschule zu Wilmanstrand, von der er am 1. Nov. 1811 als Lehrer der Religion, der deutschen Litteratur und französischen Sprache an die Kreisschule von Wiborg überging. 1813 gab er die pädagogische Laufbahn auf, wurde Beamter zu besonderen Aufträgen beim General-Gouverneur von Finnland, absolvirte als solcher in den Jahren 1816

[1]) Das Porträt Schubert's ist, wie wir Recke und Napiersky's Schriftstellerlexikon (IV, 135) und den Nachträgen Beise's und Napiersky's (II, 183) entnehmen, in Hippius' „Zeitgenossen" und in Schubert's „Vermischten Schriften, (Neue Folge)" (1840) veröffentlicht worden. Im Jahre 1826 schenkte Ssergei Petrowitsch Rumjanzew der Akademie das Oelportrait Schubert's, den er seinen Freund nannte („St. Petersb. Ztg." vom 23. Nov. 1826).

[2]) Nr. 382.

[3]) Vom Jahre 1827.

[4]) Die Familie ist deutschen Ursprunges und über St. Petersburg nach Finnland gekommen. Schon 1745 giebt es in St. Petersburg ein Handelshaus „Wulffert und Groot". Vgl. Th. Jungblut: Die Gründung der ev.-luth. Kirchen in Rußland, 94.

bis 1820 den vollen Cursus der Universität Abo, wurde 1820 Notar der geistlichen Bank des Justizkollegiums für Liv-, Est- und Finnländische Angelegenheiten und 1825 auch Beamter zu besonderen Aufträgen beim Staatssekretär von Finnland. Gleichzeitig war er litterarisch thätig: er übersetzte Puschkins „Gefangenen im Kaukasus“ und erhielt dafür von der Kaiserin Elisabeth Alexejewna eine goldene Repetiruhr [1]). Am 5. Februar 1826 wurde er von der Akademie als Redakteur der deutschen „St. Petersburger Zeitung“ in Dienst gezogen. Im Dezember desselben Jahres ward eine Reform für das nächstfolgende angezeigt: es wurde eine neue, deutlichere Schrift eingeführt, und die Redaktion versprach außerdem, „die Kaiserlichen Befehle, allgemeine Verordnungen, interessante Neuigkeiten der Residenz, Korrespondenz-Nachrichten aus dem Innern, mit Inbegriff von Polen und Finnland, Wissenschaftliche und Kunstartikel des In- und Auslandes, so wie die politischen Neuigkeiten des letztgenannten, mit möglichster Schnelligkeit und Zuverlässigkeit zu liefern und sich in ihren Uebersetzungen der strengsten Treue zu befleißigen.“ Das Versprechen ward erfüllt, und im Jahre 1828 schritt die Akademie zu einer umfassenderen Reform. Am 21. Dezember berichtet der stellvertretende Präsident Storch dem Verwaltungskomité, daß er wegen Vergrößerung der akademischen Zeitungen beim Minister der Volksaufklärung vorstellig geworden sei und ihn gebeten habe, den Minister des Innern, den Chef der 3. Abtheilung der Kanzlei Seiner Majestät und den Militär-Generalgouverneur von St. Petersburg um Zugänglichmachung der wünschenswerthen Nachrichten zu ersuchen. Der Minister des Innern habe sich hierzu nicht bereit erklärt, da er die Absicht hätte, im nächsten Jahre sein eigenes Organ zu erneuern (thatsächlich begann das „Journal des Min. des Innern“ im Laufe des Jahres 1829 zu erscheinen), dessen ungeachtet aber wären er, der stellv. Präsident, und der Minister der Volksaufklärung wegen der Reform übereingekommen, das Minister-Komité habe sie für gut befunden und am 15. Dezember sei dem Komité die Allerhöchste Einwilligung verkündigt worden. Das Wesen der Reform, die sich auf beide Zeitungen erstreckte, bestand in Folgendem: vom 1. Jan. 1829 sollte das Hauptblatt dreimal wöchentlich, das Intelligenzblatt aber täglich erscheinen. Die „Peterburgskija Wedomosti“ erhielt einen Chefredakteur mit zwei Gehilfen (an Ssokolows Stelle, der seit 1797 an den „Pet. Wed.“ die Hauptrolle gespielt hatte, trat der berühmte Philanthrop Pesarovius), die deutsche „St. Petersb. Ztg.“ einen Chefredakteur (Wulffert) mit einem Gehilfen (Baron Alexander von der Osten-Sacken). Herausgeber des Intelligenzblattes der „St. Petersb. Ztg.“ blieb Neumann. Um das Interesse der Redakteure für das Gedeihen der Zeitung zu erhöhen, wurde festgesetzt, daß die Chefredakteure für jedes Exemplar über 3000 („Pet. Wed.“) und 1500 („St. Petersb. Ztg.“) eine Gratifikation von 2 Rbl., die Gehilfen eine solche von 1 Rbl. erhalten sollten. Den Herausgebern wurden 5% vom Reingewinn der Annoncen bestimmt. Im Jahre 1828 war die russische Zeitung in 2866, die deutsche in 1432 Exemplaren erschienen, wodurch sich die Festsetzung jener Normen erklärt.

Neben der administrativen Reform und der Aenderung in der Häufigkeit des Erscheinens trat auch eine inhaltliche Umgestaltung des Blattes ein. Der abschlägige Bescheid des Ministers des Innern zerstörte die Hoffnung auf ständige offizielle Provinzialkorrespondenzen, die Einwilligung der beiden andern hohen

[1]) Wulffert war auch Gelegenheitsdichter, die Festcantate zur Feier des 100jährigen Jubiläums der St. Petri-Kirche (1828) war von ihm verfaßt. Jungblut, a. a. O. 41.

Beamten sicherte aber andere schätzenswerthe authentische Nachrichten: — durch die vom Generalgouverneur zur Verfügung gestellten Daten war die Akademie in Stand gesetzt, den lokalen Informationstheil des Blattes bedeutend zu erweitern und so erhielt das Intelligenzblatt die neuen ständigen Rubriken: Tägliche Zufuhr der Lebensbedürfnisse in St. Petersburg durch die Stadt-Barrieren und Brandwachen, wöchentliche Nachrichten über die Marktpreise der Lebensmittel und telegraphische Nachrichten aus Schlüsselburg über den Kahnverkehr. Außerdem wurden die Theater-anzeigen jetzt zu einer ständigen Rubrik. In Bezug auf den ebenfalls in Aussicht genommenen Ehe-, Geburts- und Sterbeanzeiger hing die Redaktion vom Publikum ab. Auf den Gedanken, eine ständige Rubrik für Familiennachrichten aus den evangelischen Gemeinden zu schaffen, scheint die Leitung der „St. Petersb. Ztg." damals noch nicht gekommen zu sein. — Das Hauptblatt behielt seine bisherigen ständigen Abtheilungen für einheimische, ausländische, wissenschaftliche und Kunst-Nachrichten, doch zeigte die nicht als ständig in Aussicht genommene Rubrik „Miscellen" bald die Tendenz, sich in einen lokalen Theil zu verwandeln.

Bei der Reform hatte man wohl hauptsächlich die russische akademische Zeitung im Auge gehabt, welcher durch die seit dem Jahre 1825 dreimal wöchentlich erscheinende „Ssewernaja Ptschela" starke Konkurrenz gemacht wurde, und so sehen wir denn auch, daß die im Jahre 1830 erfolgte Umwandelung jenes Blattes in ein Tagesblatt ein Jahr später die gleiche Erweiterung der akademischen Zeitungen zur Folge hatte. Seit dem Januar 1831 erscheint auch das Hauptblatt der „St. Petersburger Zeitung" täglich mit Ausnahme der auf die Sonn- und Feiertage folgenden Tage. Einen besonderen Komitébeschluß hierüber haben wir nicht gefunden. Er war wohl auch nicht erforderlich, da die Zeitungen durch das Intelligenzblatt schon seit 1829 Tagesblätter waren.

* * *

Das Zeitungswesen hatte sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts sowohl in St. Petersburg, als in den Ostseeprovinzen bedeutend entwickelt. Den Anfang machte in St. Petersburg das Handelsministerium, welches im Jahre 1803 eine in russischer und deutscher Sprache erscheinende St. Petersburger Commerzzeitung ins Leben rief (sie bestand nicht lange, doch wurde 1825 ein neues deutsches kommerzielles Blatt, die „Sanktpetersburger Handelszeitung", gegründet, die sich bis 1860 gehalten hat. Ihr erster Redakteur war F. Pfeiffer). 1807 folgte das Ressort des Auswärtigen mit dem dreimal wöchentlich in 8° erscheinenden „Journal du Nord" (Redakteure Graf Potocki und Marquis Memont), an dessen Stelle zu Beginn des Jahres 1813 der „Conservateur impartial" (2 mal wöchentlich in 4°, Redakteure Staatsrath Fabre und Abbé Manguin) trat, der wiederum im Jahre 1825 von dem noch heute bestehenden „Journal de St-Pétersbourg" abgelöst wurde. 1809 wurde zur Veröffentlichung der Allerhöchsten Befehle und Reskripte die russische und deutsche Senats-Zeitung gegründet, und in demselben Jahre schritt auch das Ministerium des Innern, welches 1804—1807 die Zeitschrift „Sanktpeterburgski Shurnal" besessen hatte, zur Herausgabe einer eigenen Zeitung, der „Ssewernaja Potschta" (Nordische Post) oder „Nowaja Peterburgskaja Gaseta". Am 5. August 1809 erfolgte der hierauf bezügliche Kaiserliche Erlaß an den Minister des Innern Fürsten

Kurakin [1]). „Da Ich es für nützlich gehalten, daß einige auf das Ihnen anvertraute Departement bezügliche und besonders aus den Gouvernements eintreffende Nachrichten zur Kenntniß des Publikums gebracht würden, und zwar um so mehr, als sich diese Nachrichten nicht nur auf die Staatspolizei, sondern auch auf den Ackerbau, die Fabriken und andere Zweige des Staatshaushalts beziehen und der nationalen Industrie förderlich sein können, so habe Ich für gut erachtet" u. s. w., heißt es in dem Erlaß. Die Zeitung soll zweimal wöchentlich erscheinen und vom Postdepartement herausgegeben werden. Was in Deutschland schon im 17. Jahrhundert üblich gewesen, wird also bei uns im 19. versucht — das Zeitungswesen wird mit dem Postwesen verknüpft. Die Gouverneure, Postdirektoren und Gouvernementspostmeister werden verpflichtet, das Blatt mit Nachrichten zu versorgen. Mit der speziellen Aufsicht über die neue Zeitung wird der Ministergehilfe Kosodawlew betraut. Am 3. Nov. 1809 erschien die erste Nummer des Blattes und bald darauf wurde der Versuch gemacht, auch eine deutsche Ausgabe zu veranstalten. Im Jahre 1810 brachte die „Ssew. Potschta" zur Anzeige, daß vom 4. Mai an „Die Post aus Norden oder Neue St. Petersburgische Zeitung", eine Uebersetzung der Nachrichten von einheimischen Begebenheiten, zweimal wöchentlich, Mittwochs und Sonnabends, erscheinen werde, und aus dem Protokoll des Verwaltungskomités vom 3. Mai 1810 wissen wir auch, daß Neumann 6 Rubel zum Abonnement auf die in deutscher Sprache herauskommende „Ssewernaja Potschta" bewilligt wurden. Ein Exemplar dieses ersten Konkurrenzblattes der „St. Petersb. Ztg." — die „Post aus Norden" sollte auch einige Nachrichten aus fremden Ländern bringen — haben wir nicht finden können, und es ist wahrscheinlich, daß diese Zeitung, wenn überhaupt, nur sehr kurze Zeit erschienen ist. 1811 hat die Akademie bereits nicht mehr auf die deutsche Ausgabe abonnirt. Die erste private politische Zeitung war der „Geni Wremen" (Genius der Zeiten), der 1807 unter der Redaktion von F. Schröder und De la Croix, 1808 und 1809 unter der Redaktion von Schröder und Gretsch erschien. 1812 gründete Gretsch das Wochenblatt „Ssyn Otetschestwa" (Sohn des Vaterlandes) und 1825 zusammen mit Thaddäus Bulgarin die „Ssewernaja Ptschela" (Nordische Biene), die, wie schon gesagt, gleich anfangs dreimal wöchentlich und seit 1830 täglich erschien. Auch den „Ssyn Otetsch." behielten Gretsch und Bulgarin, ebenso das „Ssewerny Archiw", welches seit 1822 erschien. 1813 rief Pesarovius den „Russki Inwalid" als philanthropisches Unternehmen ins Leben. Es ging bald in die Hände der Regierung über. Im Jahre 1825 wurden nach Köppen [2]) 16 russische Zeitschriften und 8 russische Zeitungen in St. Petersburg herausgegeben. — An deutschen Blättern ist hier 1805 und 1806 die „St. Petersburger Monatsschrift" Friedr. Enoch Schröder's herausgekommen, die in der „Ruthenia" eine Fortsetzung erhielt, und 1822—1826 erschien A. von Oldekop's „St. Petersburger Zeitschrift". — Nicht minder bedeutend war der Aufschwung der Presse in den baltischen Provinzen. Hier erschienen im Jahre 1825 außer den bereis genannten Blättern in Riga das von K. G. Sonntag im Jahre 1823 gegründete „Ostseeprovinzialblatt" welches eine Zeit lang mit den seit 1810 bestehenden „Rigaschen Stadtblättern"

[1]) Полное собр. зак. № 23768. Ein interessantes Dokument zur Geschichte der „Ssewernaja Potschta" ist im September 1901 in dem ersten Bulletin des Arbeitsbureaus zur Organisation des 200jährigen Jubiläums der russischen Presse veröffentlicht.

[2]) Библіографическій Листокъ 1825, № 2.

verbunden war und 1828—1838 in dem „Provinzialblatt für Kur-, Liv- und Estland" fortgesetzt ward, und der „Zuschauer" Merkels (seit 1807), in Dorpat das „Neue Museum der teutschen Provinzen Rußlands" und die „Dörptsche Zeitung", in Pernau und Libau Wochenblätter, in Mitau, das in jener Zeit überhaupt eine rege journalistische Thätigkeit entwickelte, sogar ein täglich mit Ausnahme der Sonntage herausgegebenes Blatt, die „Allg. Deutsche Zeitung für Rußland" (es ist das alte Mitauer Blatt unter neuem Namen), und außerdem noch ein Intelligenzblatt. Selbst eine lettische und estnische Presse existirte schon damals: in Mitau erschienen die „Latweeschu Awises", in Lemsal die „Widsemmes Latweeschu Awises". 1806 hatten Propst von Roth und Pastor Oldekop ein „Tarto-maa-rahwa Näddalileht" (nur 17 Nummern) herausgegeben und 1821 erschien das „Marahwa Näddala-Leht" (im Dörptschen Dialekt), von dem Köppen am angeführten Orte schreibt, daß es eingegangen sei, von Propst Masing aber erneuert werden solle, wenn sich eine genügende Abonnentenzahl finde.

Bei der steigenden Konkurrenz hatte die akademische Verwaltung allen Grund, darauf bedacht zu sein, daß sich ihre beiden Blätter den Bedürfnissen des Publikums entsprechend entwickelten, und ohne Zweifel standen auch die Storchsche Reform des Intelligenzblattes und der Uebergang zum Folioformat mit den Befürchtungen wegen der Konkurrenz im Zusammenhang. Am gefährlichsten war entschieden die „Ssewernaja Potschta" — das war ja die Verwirklichung jenes Planes, den Lomonossow schon im Jahre 1759 gehabt hatte! Ohne das Zeitungsprivilegium der Akademie zu berücksichtigen, hatte sich die Regierung entschlossen, die Ausführung jenes Gedankens einem anderen Ressort zu überlassen und diesem die nöthigen Materialien in die Hand zu geben. Das Ministerium des Innern sah auch darauf, daß sein Organ gehörig respektirt werde. Am 14. Januar 1810 läßt der Minister der Volksaufklärung dem Herausgeber der „St. Petersburger Zeitung" einschärfen, bei Entlehnung von Artikeln der „Ssew. Potschta" diese Quelle stets anzugeben. Natürlich geschah das auf Betreiben des Ressorts des Innern.

Was die Stellung der akademischen Organe trotz der zunehmenden Konkurrenz offizieller und privater Blätter sicherte, war die Fortdauer des Annoncenprivilegs. Einzelne offizielle Bekanntmachungen waren den akademischen Blättern allerdings durch die russische und deutsche Senats-Zeitung entzogen worden, aber die anderen Blätter hatten gar keine Annoncen. Die Einnahmen, welche die Akademie durch das Annoncenprivileg genoß, waren sehr beträchtlich, denn die Verwaltung sah darauf, daß das Sinken des Rubelwerthes keinen ungünstigen Einfluß auf die akademischen Einnahmen ausübe — der Annoncenpreis, der 1804 noch 15 Kopeken für einmaliges Einrücken zweier Halbzeilen betrug, wurde am Ende des Jahres 1815 auf ½ Kopeken pro Buchstaben und Ziffer gesteigert, und belief sich derart, da jede Halbzeile gegen 50 Buchstaben und Ziffern enthielt, auf ca. 25 Kop. Banko pro Halbzeile. Die von Storch durchgesetzte Anordnung des Intelligenzblattes wurde schon zu Beginn des Jahres 1805 dahin abgeändert, daß nur diejenigen Titel, die thatsächlich Annoncen aufwiesen, angeführt wurden, da im Laufe des Jahres 1804 viele von ihnen nur unnütz Raum gekostet hatten, und z. B. die Rubrik Nr. XXIII „Preise der Lebensmittel" niemals ausgefüllt worden war. Ohnehin brachten die numerirten Titel, so sehr sie die Uebersichtlichkeit förderten, auch Lächerliches mit sich, denn man hielt sich nicht streng an das Schema. Es muß sich z. B. sehr seltsam gemacht haben, wenn in einer Nummer unter

den allgemeinen Titeln „Gerichtliche Bekanntmachungen", „Verkauf durch öffentliche Auction" 2c. sub Nr. V der Titel „Vertilgung der Bettwanzen" prangte. — Auch der Abonnementspreis ist während dieser Periode infolge der Geldverschlechterung [1]) beständig gestiegen. 1804 zahlte man noch für eine Zeitung auf weißem Papier 10, für eine auf ordinärem 8 Rbl. jährlich,[2]) seit 1809 kostete die Zeitung bereits 12, 1811 — 16, 1814 — 20, 1815 — 25 Rbl. Da die „Ssewernaja Potschta" Ende 1819 einging und die akademischen Zeitungen auch das Programm dieses Blattes in das ihrige aufnahmen, ward eine Vergrößerung der beiden Zeitungen beschlossen und ein besseres Papier eingeführt, gleichzeitig aber auch der Abonnementspreis erhöht — er stieg auf 30 Rbl. jährlich. Eine abermalige Preissteigerung erfolgte 1828, als man beschloß, das Hauptblatt dreimal wöchentlich und das Intelligenzblatt täglich herauszugeben: 1829 kostete das Blatt 40 Rbl., mit Zustellung in St. Petersburg 50 Rbl. jährlich. In Sachen der Zustellung ins Haus war mit dem Beginn des Jahres 1808 eine neue Ordnung eingetreten. Bis dahin hatten sich die St. Petersburger ihre Zeitung durch eigene Boten abholen lassen, was, wie das Verwaltungskomité in seiner Bekanntmachung vom 10. Dezember 1807 bemerkt, oft dazu führte, daß die Abonnenten ihre Zeitung erst spät abends erhielten und ihre Dienstboten den ganzen Tag entbehrt hatten,[3]) wobei sich dann die Dienstboten auf Kosten der Zeitungsexpedition entschuldigten. Mit dem Beginn des Jahres 1808 stellte das Komité den Abonnenten die Dienste besonderer Kuriere zur Verfügung, wofür jährlich 3, halbjährlich 1½ Rbl. zu zahlen waren. Der eigentliche Unternehmer war der Faktor der akademischen Typographie Weltbrecht, der das Zustellungsrecht auf 6 Jahre für 1000 Rbl. jährlich pachtete, aber schon 1810 wegen der Konkurrenz der „Senats-Zeitung" und der „Ssew. Potschta" um Ermäßigung der Pachtsumme bat. Das Verwaltungskomité erließ ihm die Hälfte des Betrages. Auch die Zahlung für die Zustellung stieg mit den Jahren: 1815 betrug sie schon 5 Rbl. 1829 — 10 Rbl. In dieser Periode wird auch erwähnt, wieviel die auswärtigen Abonnenten an Postgebühren zu entrichten hatten: im Jahre 1815 hatten sie der Gazetten-Expedition des Petersburger Postamtes für das ganze Jahr 5 Rbl. zu zahlen. Wer die Zeitung in einem besonders versiegelten Kouvert haben wollte, hatte sich an das Verwaltungskomité zu wenden. — Ueber die Auflage der „St. Petersb. Ztg." zu Beginn dieser Periode haben wir keine Angaben gefunden. Wie das Komitéprotokoll vom 19. Juli 1810 beweist, war die Subskribentenzahl in den vorhergegangenen Jahren beständig gesunken. Im Jahre 1825 hatte die Zeitung

[1]) Im Jahre 1811 war ein Rubel Silber gleich 3 Rub. 94 Kop., 1815 gleich 4 Rub. 09 Kop. Banco.

[2]) Im Dezember 1805 ward beschlossen, alle Exemplare mit Ausnahme derjenigen, welche an den Hof gingen, auf ungeleimtem Kommentarpapier zu drucken.

[3]) Hier haben wir den Beweis, daß die „St. Petersburger Zeitung" damals, wie jetzt ein Morgenblatt gewesen ist, was jedoch nicht während der ganzen Zeit ihres Bestehens der Fall gewesen zu sein scheint. Wir haben gesehen, daß Blumentrost anordnete, die erste Nummer der deutschen Zeitung solle von der Abramowschen Typographie so fertig gestellt werden, daß sie am Abend des nächsten Tages zur Post geschickt werden könne. — 1742 wurde die russische Zeitung am Mittwoch und Sonnabend abend gedruckt, um am Donnerstag und Montag mit der Post nach Moskau geschickt werden zu können (Mar. V, 83). Den Stadtabonnenten wird sie also wahrscheinlich schon früher zu Gebote gestanden haben. Ebenso dürfte man es mit der deutschen Zeitung gehalten haben.

eine Auflage von 1175 Exemplaren[1]). Im dritten Jahre der redaktionellen Thätigkeit Wulfferts — 1828 — hatte die Zeitung eine Subskribentenzahl, wie wir sie vorher nicht gefunden: 1432. Für längere Zeit hatte die Zeitung hiermit den höchsten Stand ihrer Auflage erreicht; die Steigerung des Abonnementspreises von 30 auf 40 Rbl. Banko bewirkte es, daß die Zahl der Subskribenten 1829 auf 1395 und im Jahre 1830 sogar auf 1048 sank, wozu andere Gründe mitgewirkt haben mögen.

Die akademische Druckerei wurde im März 1826 in das Haus übergeführt, in dem sie sich noch heute befindet. Eine besondere Beilage zur Nummer vom 30. März meldete dem Publikum: „die Buchdruckerei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften ist gegenwärtig in das Haus des Tit. Raths Ganin, gewesene Lopezsche, belegen auf Waß. Ostrow im großen Prospekt in der 9. Linie verlegt, wo auch Dienstags und Freitags die Zeitungen ausgetheilt werden. Die Annahme der in die Zeitungen einrückenden Anzeigen aber geschieht fortwährend an dem bisherigen Orte, nämlich im Hause der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften auf der Strelke." Die Ueberführung mußte erfolgen, denn das alte Haus der Typographie ging an das Finanzministerium über, welches dasselbe abzureißen beschloß und an seiner Stelle jenes Gebäude, in dem sich heute das Zoologische Museum befindet, aufgeführt hat. Es bestand damals eine „Kommission zur Beendigung der Bauten am Börsenplatze", welche, wie wir aus dem Protokolle des Verwaltungskomités ersehen, schon vor dem 5. Januar 1826 vom Finanzminister den Befehl erhalten hatte, jenes Haus, in dem sich die akademische Druckerei und Wohnungen akademischer Beamten befunden hatten, niederzureißen. Das Ganinsche Haus sollte anfangs nur temporär die akademische Typographie in sich aufnehmen, wurde jedoch kurz vor dem 2. August 1829 käuflich von der Akademie erworben. Bald darauf, am 12. September 1829, siedelte auch die Zeitungsexpedition, die jetzt nur noch mit dem Inseratentheil zu thun hatte, in das ehemalige Ganinsche Haus über und wurde direkt unter der Druckerei plazirt, nachdem sie sich ein Jahr lang in dem schräg gegenüberliegenden, dem Alexander-Newski-Kloster gehörigen Hause an der 8. Linie befunden hatte. (Protokoll vom 13. September, Zeitung vom 12. September). Was die Redaktion des Blattes betrifft, so haben wir es uns wohl so zu denken, daß sie bis 1810 kein besonderes, von der Zeitungsexpedition getrenntes Lokal besaß, seit Schuberts Amtsantritt in seine Wohnung verlegt wurde (sie befand sich im Hause der Typographie), vom 10. Oktober bis zum 5. Februar wieder mit der Zeitungsexpedition vereinigt war und sich hierauf in Wulfferts Wohnung befand. Am Ende des Jahres 1827 wird in der Zeitung angezeigt, daß die Redaktion im Hause Balemann Nr. 180 in der 5. Linie, zwischen dem großen und mittleren Prospekt, zu erfragen sei.

Die beiden akademischen Zeitungen haben im Laufe der ganzen Periode eine Sonderstellung in der Presse Rußlands eingenommen — sie waren der allgemeinen Zensur nicht unterworfen. Das Zensurgesetz vom 10. Juni 1826 konstatirte in seinem § 111 ganz ausdrücklich, daß die bei der Akademie herausgegebenen russischen und deutschen Zeitungen den Zensurkomités nicht unterständen, und in dem

[1]) Das Steigen der Auflage erklärt sich hauptsächlich durch das Wachsthum der städtischen Bevölkerung: im Jahre 1800 hatte St. Petersburg 220,208, 1812 — 308,474, 1817 — 363,938 und 1825 — 442,890 Einwohner. Die deutsche Einwohnerschaft der Stadt wird annähernd in demselben Maße zugenommen haben.

revidirten Zensurgesetz vom 22. April 1828 wird in dem Punkt 6 des § 23 für den politischen Theil der beiden akademischen Zeitungen und des „Journal de St-Pétersbourg“ eine Spezialzensur festgesetzt — die des Ministeriums des Auswärtigen. Praktisch war das schon früher durchgeführt worden: auf Grund eines Schreibens vom 30. Dezember 1827 mußten, wie in der ersten Januarsitzung des Jahres 1828 im Verwaltungskomité verkündet wurde, die beiden Zeitungen dem Beamten des Ministeriums des Auswärtigen, Staatsrath Zierlein zur Zensur zugeschickt werden. Die Intelligenzblätter der akademischen Zeitungen wurden im Gesetz vom 22. April 1828 der Polizeizensur unterstellt.

Auch vor 1828 hat sich die „St. Petersb. Ztg.“ in ihrem politischen Theile, der ja im Prinzip schon seit 1804 der Gutheißung des Ministeriums des Auswärtigen bedurfte, keine Freiheiten erlaubt. An eigene Urtheile dachte sie nicht und hielt sich, wenn kein offizielles Material vorlag, an die ausländischen Quellen. Eine Errungenschaft dieser Periode ist es, daß die letzteren zitirt werden. Von deutschen Blättern sind es vornehmlich der „Hamb. Corr.“, die Vossische und die Spenersche Zeitung, aber auch andere Blätter, so im Jahre 1811 das „Politische Journal“ und Archenholtzens „Minerva“. Erheblich viel mehr Blätter, als seine Vorgänger, beansprucht Wulffert, und als Finnländer bevorzugt er die finnländischen und schwedischen Zeitungen. 1826 werden ihm „Finlands Allmänna Tidning“, die „Abo Tidning“ und „Stockholms Posten“ verschrieben. 1830 bezieht er: das Hamburger „Politische Journal“, die „Börsenhallen-Liste“, die „Litterarischen Blätter der Börsenhalle“, die Berliner Staatszeitung „Das Ausland“, die „Allgemeine Zeitung“, das Journal für Land- und Seereisen, die „Helsingfors Tidning“, „Finlands Allmänna Tidning“, das Wiborger Wochenblatt, die „Tiflisskija Wed.“, den „Odess. Westnik“, das „Provinzialblatt für Kur-, Liv- und Ehstland“, das Journal des Ministeriums des Innern, das „Journal de St-Pétersbourg“, die „Ssew. Ptschela“, den „Russki Inwalid“, die „St. Petersburger Handels-Zeitung“ die „Senatskija Wedomosti“ und die Theateraffichen. Schon aus diesem langen Verzeichniß kann man entnehmen, welchen Aufschwung die Zeitung in den letzten Jahren des dritten Decenniums genommen hatte. Thatsächlich gehört sie, schon bevor sie Tagesblatt geworden, ihrem Charakter nach zur folgenden Periode, hat viele Korrespondenzen, selbstständige Berichte und Artikel und ist unvergleichlich viel übersichtlicher, als bisher, wo die Anordnung des Stoffes unserem verwöhnten Auge recht mangelhaft erscheinen mußte. Bis zur Aenderung des Formats ist dieser Uebelstand, das Fehlen einer von gutem Druck unterstützten übersichtlichen Eintheilung und Rubrizirung des Stoffes, nicht so fühlbar, von 1805 bis zu den letzten Jahren des dritten Dezenniums (seit 1827 treten mit jedem Jahre Verbesserungen ein) hat aber das Auge auf dem großen Folioblatte fast gar keine Ruhepunkte und es fällt ungemein schwer, aus der Masse des Gebotenen sofort das Gewünschte herauszufinden. Bis zum 27. August 1807 hielt man sich vollständig an das alte System: An der Spitze des Blattes standen unter „St. Petersburg“ die offiziellen Meldungen und etwaige andere Nachrichten aus der Residenz, dann folgen die Provinzialnachrichten unter Angabe der Stadt und des Datums und hieran schließen sich in ganz gleicher Weise die Meldungen aus den ausländischen Städten. Gewöhnlich stehen am Schluß des Hauptblattes noch „Vermischte Nachrichten“. Die Kriegsmeldungen werden in Extrabeilagen gegeben. — Am 27. August, dem Tage, an welchem der Friede von Tilsit bekanntgegeben wurde (der Friede war am 27. Juni geschlossen, das Kaiser-

liche Manifest trug das Datum des 9. August) werden zum ersten Mal die inländischen und ausländischen Meldungen unter den Haupttiteln „Einheimische Nachrichten" und „Auswärtige Begebenheiten" (später „Ausländische Nachrichten") zusammengefaßt und die letzteren sind nach Staaten und nach Städten geordnet. Im Jahre 1813 giebt man, wohl um der Raumersparniß willen, die Spezialtitel „Preussen", „Oesterreich", „Frankreich" 2c. wieder auf, so daß die Unübersichtlichkeit wieder die alte wird. — Ein neuer Titel „Wissenschaftliche und Kunstnachrichten" wird allmählich heimisch und findet sich häufig neben dem „Vermischten". Die Eintheilung seit 1829 haben wir schon erwähnt. Die „Miszellen" kommen 1829 und 1830 häufig vor und man findet bereits Theater- und Konzertreferate[1]). Einen direkt feuilletonistischen Aufsatz — die Uebersetzung einer Bulgarinschen Lokalplauderei — enthält die Zeitung am Schlusse des Jahres 1826.

Die Stärke des Hauptblattes beträgt nie weniger, als einen Bogen, später sind zwei Bogen die Regel, selbst 1829 und 1830, wo die Zeitung dreimal wöchentlich erschien (das Format war 1829 ein wenig verkleinert worden). Das Intelligenzblatt hat gewöhnlich einen Bogen, ein halber kommt nur in den ersten Jahren nach dem Uebergang zum Folioformat vor, wo zu den Bekanntmachungen Petitschrift verwandt wurde. Vorherrschend ist durchgängige Borgisschrift. Fettschrift kommt gar nicht in Anwendung, was die Uebersichtlichkeit sehr beeinträchtigt.

* * *

Was das Verhältniß zwischen inländischen und ausländischen Nachrichten betrifft, so überwiegen die letzteren, wenn nicht umfangreiche Gesetze oder andere offizielle Mittheilungen vorliegen, ganz bedeutend. — In den Jahren 1804—1815 ist dieses Verhältniß auch ganz natürlich — die ständigen Kriege und politischen Umwälzungen mußten ja die Aufmerksamkeit des zeitunglesenden Publikums fast vollständig absorbiren. Allerdings litt diese Berichterstattung an zwei großen Mängeln: sie war langsam und unvollständig: Von der Schlacht bei Austerlitz, die am 2. Dezember (20. November) 1805 geschlagen wurde, und bei der Kaiser Alexander I. anwesend war, erfuhren die Leser der „St. Petersburger Zeitung" erst am 8. (20.) Februar 1806, von der Schlacht bei Jena (2./14. Okt.), am 16. (28.) November! Napoleons Krönung ist in der „St. Petersb. Ztg." überhaupt niemals gemeldet worden — das Blatt giebt ihm den Kaisertitel erst nach der Veröffentlichung des Tilsiter Friedens. Vorher heißt er Bonaparte.

Mit ganz besonderer Kraft tritt die durch den Krieg veranlaßte Hebung des patriotischen Gefühls im Jahr 1807 in der Zeitung zu Tage, da Kaiser Alexander befohlen hatte, die Namen der eifrigen Söhne des Vaterlandes, die zur Formirung und Bewaffnung der Landmiliz einen Theil ihres Vermögens zum Opfer gebracht (das Manifest wegen der Bildung der Miliz war am 30. Nov. 1806 erlassen worden), mit Anführung der von ihnen gemachten Geschenke allgemein bekannt zu machen und sie dem Andenken der Nachwelt zu übergeben. Die Listen sind sehr

[1]) Im Jahre 1828 hat die „Ssew. Potschta" das Recht zu Theaterkritiken erhalten, und am 30. Aug. 1829 finden wir in der „St. Petersb. Ztg." eine Besprechung der Aufführung von Ifflands „Aussteuer".

lang und ihre Veröffentlichung dauert bis in's Jahr 1809. Später sind sie nach Gouvernements geordnet. Es spendeten z. B.: die Kaufmannschaft von St. Petersburg und von Moskau je 1 Million Rubel, der Gouvernements-Adelsmarschall von St. Petersburg Ober-Kammerherr Graf Stroganow 40000 Rbl., der Ober-Kammerherr Graf Scheremetew 20 metallene Kanonen nebst den Lafetten, Pulverkasten und allem Zubehör und 2000 Flinten, der Akademiker Staatsrath Storch für die Dauer des Krieges die Hälfte seines Gehalts, der Fürst Michailo Waßiljewitsch Golizyn 3000 Rbl., 2000 Pud Rokkenmehl, 1000 Tschetwert Haber und 6 Pferde, die Obristlieutenantin Gontscharow 5000 Rbl., die Garde-Rittmeistersfrau Tatischtschew „4 metallene und 8 eiserne Kanonen", der Geheimerath Fürst Wäsemskoi 9 eiserne Kanonen, die Kaufleute Matwei Nemtschinow 1 Helebarte und 1 Dolch, Afanaßji und Andrei Wagin 2 Flinten, 1 Säbel, 1 Degen und 1 Kurzgewehr, Aristarch Mamantow 1 Musketon und 1 Degen, Waßilji Smirnow 1 Seitengewehr und 1 Pistole, Jewdokim Puschkarew 1 Stuzzen und 1 Säbel, die Bauern der Domaine Suchinitzkaja 5 Flinten, 11 Säbel und 1 Degen; die Moskauschen russischen Schauspieler ihren Gehalt für einen Monat und den Ertrag ihrer allgemeinen Benefiz-Vorstellung; die englische in St. Petersburg handelnde Kaufmannschaft 135000 Rbl., die 1243 Meister der deutschen Zünfte in St. Petersburg 31062 Rbl. (später noch 3660 Rbl.); in Narwa spenden die alte Bürgergesellschaft, die Kaufleute Enospelius, Holm, Bolton, Sutthof, Knop, Arps u. s. w. Das Estländische Landraths-Kollegium giebt 10000 Rbl. vom Ertrage der Landrathsgüter, die Mitglieder der Estländischen adeligen Kreditbank spenden 5000 Rbl.; der Zivilgouverneur von Estland Geheimrath Langel 1000 Rbl., der Vizegouverneur wirkl. Staatsrath Rading die Hälfte seines Gehalts, 937½ Rbl., die Revalsche Kaufmannschaft 13723 Rbl., die Revalschen Kaufmannsdiener 2100 Rbl., die Revalschen Handwerker 1966 Rbl., die Reval Oberstädter (Dom-) Gemeinde 600 Rbl., der Baron Dellingshausen 10000 Rbl. und 500 Faß Roggen, die Gräfin Manteuffel 2000 Rbl., der Graf Otto Rehbinder 1000 Rbl., der Doktor Winkler 300 Rbl. Unter den spendenden Kaufleuten und Stadt-Einwohnern Revals begegnen wir den Namen Salemann, Riesenkampff, Höppener, Hippius, Joachim Koch, Girard, Gonsior u. s. w., Sekretär Hueck giebt 125 Rbl., Konsistorialrath Hupel 40 Rbl., Pastor Strobel versorgt 10 Krieger mit allem Nöthigen, der Rittmeister der schwarzen Häupter J. Hehn spendet 2 Degen, 1 Säbel und 25 Rbl., der Flotte-Kapitän vom 1ten Range Krusenstern verpflichtet sich alljährlich bis zur Beendigung des Krieges 600 Rubel zu zahlen, der Inspektor (Gutsverwalter) Sturzwage spendet 1 Flinte und 2 Tonnen Rokken, der Apotheker Brasche 1 Flinte und 50 Rbl. In Livland spendet die Generalin von Weymarn 7 Kanonen, 100 Rbl. und 1 Pulverwagen, der Major Sievers 1 Kanone, der Ordnungsrichter von Gersdorf 1 Flinte und 50 Rbl.; ungenannte Mitglieder der Universität Dorpat geben 1800 Rbl. und 10 Dukaten, der Sekretär von Brasch seinen ganzen Gehalt für das Jahr 1807, Professor Herrmann 1 Flinte, der Titulärrath Fick 1 Flinte, 1 Pistole und 5 Pfund Charpie, das Theater zu Dorpat 31 Rbl., die Köchin Marry 6 Thaler, die Mitglieder des Magistrats zu Fellin übernehmen es, die Krieger der Stadt Fellin für 3 Monate mit Proviant zu versorgen. Unter den Spendern finden wir die Rigaschen Namen Woermann, Bornhaupt, Hollander, Poorten, Sengbusch, Bienemann, Schwarz, Scheluchin u. s. w. Es spenden die Pastorenwittwen Hilde, Kleman und Müller, die Landmesser A. und F. Christiani, ein Stritzky schenkt eine gezogene Büchse, 1 Messer und 5 Rbl. ꝛc. In Kurland fassen die Kronbauern von Nieder-Bartau aus eigenem Antriebe den

Entschluß, den im Felde Blessirten zu helfen, und der Chambellan (Kammerherr) Funck übernimmt die Sammlung der Spenden, an denen sich die Gutsbesitzer von Korff und Baron Nolde, Pastor Brasche, der Forstmeister Jahn, der Holzförster Sennarre Jahn u. And. betheiligen. In Mitau kommen Geldspenden vom ehemaligen Bürgermeister Treyer, von den Bürgern Schaack, Kupffer, Voß, Lysander, Schmemann, Rust, Trautmann, Blankenberg, Rump, Möller und And. Ueber die Betheiligung der kurländischen Ritterschaft berichtet die „St. Petersb. Ztg." am 14. Januar 1808: „Die wohlgeborene Ritterschaft des Gouvernements Kurland hatte während der verwichenen Campagne auf eigene Kosten eine Anstalt in Mitau zur Beihülfe für verwundete und kranke Officiers eingerichtet. Die Officiers, welche in dieser Anstalt ärztlich behandelt worden, haben nach ihrer Genesung bei dem Kriegsgouverneur von Riga, General von der Infanterie Grafen Buxhövden, persönlich das Zeugniß abgelegt, daß man sie in derselben mit aller Sorgfalt behandelt hat. Fast alle sind sie genesen, und denen, welche das Ihrige im Kriege verloren, ist von der Ritterschaft die nöthige Unterstüzzung bei ihrer Abreise gegeben worden. — Seine Majestät der Kaiser haben zum Zeichen Ihres Wohlwollens für diese so ausgezeichnete rühmliche Handlung der wohlgeborenen Ritterschaft von Kurland derselben durch einen besonderen Gnadenbrief Ihre Erkenntlichkeit zu bezeigen und dabei auch Allerhöchst zu befehlen geruhet, diese rühmliche Handlung zur allgemeinen Kenntniß zu bringen." — Die Beispiele, die wir aus den spaltenlangen Listen angeführt haben, können natürlich nur ein schwaches Bild von der Opferfreudigkeit geben, welche in jenen Tagen alle Theile des russischen Reiches ergriffen hatte.

Der Friede von Tilsit brachte Russland keine lange Erholung — schon 1808 enthält die Zeitung neue Kriegsberichte (über die Operationen in Finnland), und 1809 ist das Reich in drei Kriege verwickelt: mit Schweden, Oesterreich und der Türkei. Die Stellungnahme zu Frankreich und Napoleon hat sich nach Tilsit und Erfurt ganz geändert, aber nicht nur in den Zeitungen Russlands, sondern auch in der deutschen Presse. Die Berichte, in denen Schill als Räuberhauptmann und die Tyroler als Rebellen bezeichnet werden, sind aus der Berliner (Vossischen) Zeitung und dem Hamb. Correspondenten zusammengestellt! Die Schlacht bei Aspern wird in der „St. Petersburger Zeitung" nach dem französischen Bulletin geschildert.

Die Gewißheit eines abermaligen politischen Umschwunges mag über den Leser der „St. Petersb. Ztg." gekommen sein, als er am 12. April 1812 die Nachricht fand, daß Kaiser Alexander I. am 9. April, nachdem er in der Kasanschen Kathedrale sein Gebet verrichtet, die Residenz verlassen habe, und dieser Meldung folgende Worte hinzugefügt waren:

„Nach dem Gebete, als Se. Majestät der Kaiser sich aus der Kirche begaben und sich in Ihre Reisekalesche sezten, erschallte von dem Volke, von welchem der ganze Plaz und die Straße vor der Kirche bedeckt war, ein herzliches Hurrah! .... Die eifrige Anhänglichkeit der Russen ergoß sich aus ihrem Herzen in den Mund, und alle, indem sie Ihn mit den Augen begleiteten, schickten einstimmig ihre guten Wünsche und ihre Gelübde für Ihn gen Himmel .... Ein entzückendes Schauspiel! .... Herr! bewahre den Monarchen, und erhöre uns, wenn wir Dich anrufen!" Seit dem 15. April kommen alle Parolebefehle aus Wilna, und in der Zeitung vom 18. Juni ist dann das Allerhöchste Reskript an den Präsidenten des Reichsraths und des Minister-Komités Grafen N. J. Ssaltykow, abgedruckt, welches mit den Worten anhebt: „Die Französischen Truppen sind in die Gränzen Unseres

Reichs eingerückt. Ein ganz verrätherischer Angriff ist der Lohn für die strenge Beobachtung der Allianz gewesen", und folgendermaßen schließt:

„Ich vertraue auf den Eifer Meines Volks und auf die Tapferkeit Meiner Truppen. Indem sie in dem Schoße der Ihrigen bedroht werden, werden sie dieselben mit der ihnen eigenthümlichen Standhaftigkeit und Tapferkeit vertheidigen. Die Vorsehung wird Unsere gerechte Sache segnen. Die Vertheidigung des Vaterlandes, die Erhaltung der Unabhängigkeit und der Nazional-Ehre hat Uns genöthigt, Uns zum Kampfe zu rüsten. Ich lege die Waffen nicht nieder, so lange sich noch ein feindlicher Streiter in Meinem Kaiserreiche befindet. Verbleibe Ihnen wohlgewogen.

Willna, den 13. Junii 1812.

Das Original ist von Sr. Kaiserl. Majestät Höchsteigenhändig unterzeichnet

Alexander.

Die Zeitung vom 10. September hat als Beiblatt den kurzen Bericht des Fürsten Kutusow über die Schlacht bei Borodino (26. August), durch ein Beiblatt zur Zeitung vom 17. September wird der Einzug Napoleons in Moskau auf Allerhöchsten Befehl zur allgemeinen Kenntniß gebracht, zugleich aber voll Muth und Vertrauen erklärt, daß Niemand deshalb verzagen solle: Moskau sei nur aufgegeben worden, um den kurzen Triumph des Feindes in sein unvermeidliches Verderben zu verwandeln.[1]) — Denselben Geist zeigt eine Kundgebung, die am 20. September in einem Extrabeiblatt veröffentlicht wird. Hier wird mitgetheilt, daß einige Maßregeln zur Wegschaffung der nöthigen Sachen aus St. Petersburg getroffen würden, die Bevölkerung aber deshalb nicht in Furcht gerathen solle. „Diese Maßregeln werden zu einer sichern Zeit und bloß zu dem Ende genommen, damit, wenn dieser Stadt (wovor uns Gott bewahren wolle!) eine Gefahr drohen sollte, alsdann die Regierung, indem sie dies bei Zeiten bekannt macht, und alle schweren Sachen bereits weggeschafft sind, den Einwohnern die Mitteln erleichtern könne, mit besserer Ordnung und ohne Verwirrung sich von hier in das Innere des Landes begeben zu können. Denn es ist ein für allemal und fest bestimmt (womit auch jeder Russe ohne Zweifel einstimmig seyn wird), welches auch die Erfolge der feindlichen Waffen seyn möchten, eher den ganzen Becher des Elends auszuleeren, als durch einen schimpflichen Frieden Rußland der Unterjochung preis zu geben."

Schon nach kurzer Zeit verwandelt sich diese Zuversicht in Gewißheit des Sieges. In einem Moskauer Bericht vom 17. Oktober (Nr. 87 der „St. Petersb. Ztg.") heißt es: „Unser Feind, der von allen Seiten geschlagen wird, schreckt nicht mehr durch seine vorher drohende, jetzt erschöpfte, hungrige und dahinsterbende Kriegsmacht, sondern durch die Thaten seiner Bosheit und seiner Wuth. Herabgestürzt in den Abgrund der Verzweiflung wirft er, da er seinen Untergang sieht, den ganzen Ueberrest seiner giftigen Galle aus, um noch einmal zu beissen und dann mit Aufsehen umzukommen. Schon versucht er es nicht mehr, die Unsrigen durch trügerische Verkündigungen, unter seiner Herrschaft in Moskau zu verbleiben, zu täuschen: schon will er nicht länger die Schändlichkeit seiner Thaten durch die unverschämten Versicherungen verbergen, daß nicht er, sondern die Russen selbst ihre Häuser in Brand stecken, sich plündern und martern: schon legt er alle diese Verleumdungen und Lügen bei Seite" u. s. w. Der Brand Moskaus wird ganz entschieden

[1]) Wir geben dieses Blatt als besondere Beilage zu unserem Buche.

für ein Werk der Franzosen gehalten. „Niemand, ausser dessen Verstand ganz verrückt ist, wird sich den Ruhm Herostrats wünschen wollen", heißt es in dem zitirten Berichte aus Moskau, der dann die von den Feinden in der alten Residenz verübten Greuel schildert: „Den Wein in Fäßern, den sie weder austrinken, noch mit sich nehmen konnten, liessen sie auf die Strassen laufen. Die Bücher zerrissen sie und warfen sie auf die Straße. Aber auch dies war noch nicht genug: Das unglückliche Moskwa, das Opfer der Grausamkeit, stand plötzlich an mehreren Orten in Flammen. Viele prächtige Gebäude wurden zur Asche, und selbst diejenigen Häuser, in welchem erst vor kurzem ihre Landsleute, ungeachtet der Kriegszeit, noch friedlich ihren Handel getrieben hatten."

Am 22. Oktober berichtet die Zeitung über den Dankgottesdienst, der am 16. Oktober in der Kasanschen Kirche in Gegenwart Ihrer Majestäten wegen der Befreiung Moskaus abgehalten ward. — Meldungen von patriotischen Thaten und Spenden sind sehr häufig, doch werden die Listen der letzteren nicht mehr mit solcher Ausführlichkeit veröffentlicht. Hierbei ist zu bemerken, daß zu gleicher Zeit in ganz Russland auf das Eifrigste füe Schulzwecke kollektirt wurde. — Ein im Jahre 1813 veröffentlichter Artikel, der von den tapfern und rühmlichen Thaten der Landbewohner des Gouv. Moskau handelt, schließt mit den Worten: „O du gottesfürchtige und treue Nation! Achte nicht auf die Lügen der Fremdlinge, daß du nicht aufgeklärt, nicht frei seyest. Vergleiche deinen Zustand und deine Sittlichkeit mit ihrem Zustand und ihrer Sittlichkeit. Deine Aufklärung ist die Religion; ihre aber — Ruchlosigkeit. Blicke auf den Untergang deiner Feinde und erkenne, auf welcher Seite Gott ist!" („St. Petersb. Ztg." vom 25. März.)

Höchst charakteristisch wird im Jahre 1813 auch das Intelligenzblatt: es erscheinen spaltenlange Bekanntmachungen, durch welche Erkundigungen über Offiziere der großen französischen Armee eingezogen werden. Sie sollen sich bei dem annoncirenden Bankier melden, damit ihnen Familiennachrichten mitgetheilt und Gelder ausgezahlt werden könnten. Angehörige aller möglichen Nationen befinden sich unter den Vermißten. Manchmal annonciren auch die Verwandten der Vermißten, so in der Nummer vom 6. Juni der Hamburger Diederich Hinrich Gädechens: „Dringende Bitte an edle Menschenfreunde. — Indem durch das glückliche Ereigniß der uns in Hamburg wieder geschenkten Freiheit manche Eltern ihre heißbeweinten Söhne zurück erhalten, trauert dennoch eine unglückliche Familie um einen biedern hoffnungsvollen Sohn, Namens Karl Gustav Gädechens, der in der edlen Absicht, seine Familie zu unterstützen, im noch nicht vollendeten 16. Jahre als Sekretär zu einem französischen Herrn nach Russland ging und der bei dem Rückzuge der Franzosen von Moskau am 19. November v. J. zwischen Lädy und Dubrowna in Lithauen wegen Ermattung und wunder Füße von demselben an der Landstraße zurückgelassen wurde. Da nun seitdem keine weiteren Nachrichten von ihm eingegangen sind, so werden alle edle Menschenfreunde, die irgend eine Nachricht von seinem Leben oder Tode zu geben wissen, hiedurch recht sehr ersucht, selbige mitzutheilen an die Herrn Friedr. W. Amburger und Komp. in St. Petersburg oder an die Herrn Joh. Lullis und Komp. in Königsberg, oder an dessen sehr bekümmerten Vater, Diedrich Hinrich Gädechens in Hamburg. Hamburg, den 28. Mai 1813." Viele Jahre hindurch dauern diese Bekanntmachungen, die in deutscher, französischer und italienischer Sprache veröffentlicht werden. Selbst Generale befinden sich unter den Gesuchten: am 10. Januar 1813 fordert der Hofbankier A. F. Rall neben

Anderen auch die Generale Gérard, Maison, Parthonneaux und Augereau auf, es ihn wissen zu lassen, falls sie sich unter den französischen Gefangenen befänden. — Interessante Dokumente, die vom Grafen Wittgenstein aufgefangenen Originalrapporte über die Verluste von 4 französischen Garderegimentern, enthält ein Beiblatt zur Zeitung vom 17. Januar 1813.

Am 28. März 1813 meldete die „St. Petersburger Ztg." von der am 15. März n. St. zu Oels bei Breslau erfolgten Zusammenkunft zwischen Kaiser Alexander I. und König Friedrich Wilhelm III., und am 1. April a. St. veröffentlichte sie die Stiftungsurkunde des eisernen Kreuzes (vom 10. März n. St.). Den zu Kalisch am 25. März n. St. erlassenen Kaiserlichen Armeebefehl brachte das Blatt am 22. April a. St. „Soldaten!" hieß es in ihm, „von nun an wolle uns gegenseitige Freundschaft und das allgemeine Beste eng mit den edlen Preussen verbinden. Ueberall wo es nur die Noth erfordert, leistet ihnen, als Brüder, thätigen Beistand. Sie werden dasselbe für euch thun. Möge ihr und euer Eifer eine einzige Brust bilden. Unsere Sache ist gemeinschaftlich, ist gerecht. Wir stehen für die Religion gegen den Unglauben, für die Freiheit gegen die Herrschsucht, für die Menschheit gegen die Grausamkeit. Gott sieht unsere gerechte Sache." Die offizielle Nachricht von der Schlacht bei Leipzig findet sich in der Zeitung vom 24. Oktober a. St., ausländischen Quellen hatte man die Nachricht vom Verlauf des ersten Schlachttages, des 4. Oktober a. St., schon am 21. Okt. entnommen. Nach 2½ Wochen erfuhr also das Petersburger Publikum von den großen Ereignissen. Fast ebenso schnell gelangt die Nachricht von Waterloo (6. Juni a. St.) in die nordische Residenz. Am 25. Juni a. St. steht sie in der „St. Petersb. Ztg." — Der Kampf war zu Ende, aber der Haß gegen Napoleon blieb bestehen. Als er 1821 starb, da meldete die „St. Petersb. Ztg." dieses Ereigniß ganz ohne jede Hervorhebung, mitten unter den gewöhnlichen politischen Nachrichten.

Auch das Zeitalter der Heiligen Allianz, das den großen Freiheitskämpfen folgte, mußte in der Presse seinen Ausdruck finden, und charakteristisch sind in dieser Beziehung die häufigen Berichte über die Versammlungen der Russischen Bibelgesellschaft, denen wir in der „St. Petersb. Ztg." begegnen. So lesen wir in der Nummer vom 7. Oktober 1819 über eine Generalversammlung dieser Gesellschaft, die im Taurischen Palais unter dem Präsidium des Fürsten A. N. Golizyn abgehalten worden war: „Nachdem alle in einem gegen den gewöhnlichen weit größeren Saale Platz genommen, stellte sich ein entzückendes Schauspiel dar, als in demselben geistlicher Gesang zum Ruhme Gottes des Allerhöchsten ertönte und alle dort befindliche in heiliger Stille sich in einer Versammlung von Christen verschiedener Konfessionen bemerkten, die sich zusammen vereinigt hatten, um gleichgesinnt den Fortgang zu vernehmen, mit welchem das Wort Gottes unter den Menschen verbreitet wird, und sich darob zu freuen." — Ungeheure Aufregung muß die Kunde von der Ermordung August von Kotzebue's verursacht haben: die Zeitung widmete dem Ereigniß mehrere besondere Artikel. „Er war", wird in einem von ihnen gesagt, „ein guter Vater, ein guter Sohn, ein guter Gatte, ein gefühlvoller wohlthätiger Mensch, ein freimüthiger Bekenner der Wahrheit, ein unerschrockener ausharrender Gegner Napoleons und Vertheidiger der Freiheit gegen seine Tyrannei, während andere schwiegen; oft ein muthwilliger, beißender, aber immer ehrlicher, nie gegen seine Ueberzeugung sprechender Schriftsteller — und er wird ermordet. — Warum? — Weil er anderer Meinung war, als andere — zu einer Zeit, wo eben

Freiheit der Meinung und der Presse von allen Seiten als das höchste Gut erkannt und gefordert wird. — Von Wem? — Von einem Geweihten der Religion, der Liebe und der Duldung. — Wo? — In Deutschland, wo man bisher den Meuchelmord nicht kannte und die Verabscheuung des Meuchelmords für den schönsten Zug des wahren Deutschthums hielt."

Wenn man nach Beweisen für die Wohlthätigkeit der modernen Verkehrsverhältnisse suchte, so könnte man in den Ereignissen vom November und Dezember 1825 einen sehr schlagenden finden. Die Nachricht vom Tode Kaiser Alexanders I., der am 19. November in Taganrog erfolgte, kam am Vormittage des 27. November nach St. Petersburg. Sofort leisteten der Großfürst Nikolai Pawlowitsch und nach ihm die ersten Würdenträger dem in Warschau weilenden Zäsarewitsch Konstantin Pawlowitsch den Eid der Treue, der Dirigirende Senat ordnete den allgemeinen Treuschwur an und die Zeitung veröffentlichte diese Ereignisse am 1. Dezember. Diese erste mit einem Trauerrande versehene Nummer der „St. Petersb. Ztg." ist auch insofern merkwürdig, als sie auch die erste Nachricht von der Erkrankung Kaiser Alexanders I. enthält, obgleich das betreffende Schreiben des Kaisers, welches seine in etwas leidender Gesundheit erfolgte Rückkehr nach Taganrog anzeigte, schon am 17. November eingetroffen war. — Von der Thronentsagung des Großfürsten Konstantin weiß die Zeitung nichts. Auch noch in der Zeitung vom 4. Dezember heißt es: „Se. Maj. der Herr und Kaiser Konstantin Pawlowitsch befinden sich, dank dem Allerhöchsten, in erwünschtem Wohlsein", und am 8. Dezember wurde gemeldet, daß die baldige Ankunft Sr. Majestät zu erhoffen sei. Alles dieses ließ der Großfürst Nikolai Pawlowitsch geschehen, obgleich ihm der Reichsrath den Inhalt jenes Kouverts mitgetheilt hatte, welches Kaiser Alexander I. im Reichsrath deponirt hatte und das die Aufschrift trug: „Im Reichsrathe bis zu meiner Rückforderung aufzubewahren, im Falle Meines Todes aber, ehe zu einer anderen Handlung geschritten wird, in einer außerordentlichen Versammlung zu eröffnen." Die Dokumente über die Thronentsagung des Zäsarewitsch, welche dieses Paket enthielt, genügten dem hohen Sinne des Großfürsten Nikolai Pawlowitsch noch nicht. „Diese Nachrichten", erklärt er später in seinem Manifest, „konnten die von Uns genommene Maßregel nicht ändern." „Wir wünschten nicht und besaßen nicht das Recht, diese zu ihrer Zeit nicht allgemein kund gemachte und nicht in ein Gesetz verwandelte Entsagung als unwiderruflich anzuerkennen. Hierdurch wünschten Wir Unsere Achtung gegen das erste vaterländische Grundgesetz über die Unerschütterlichkeit der Thronfolge-Ordnung zu bewähren." Selbst den Schatten des Zweifels an der Reinheit seiner Absichten will Nikolai Pawlowitsch abwenden und überläßt daher dem Bruder die Entscheidung. Er wußte nicht, daß der Zäsarewitsch, der die Nachricht vom Tode Alexander I. schon zwei Tage früher erhalten hatte, als die in St. Petersburg weilenden Glieder des Kaiserhauses, bereits am 26. November an ihn und an die Kaiserin Maria Feodorowna Briefe gerichtet hatte, in denen er seine Thronentsagung nochmals bestätigte und dem jüngeren Bruder als getreuester Unterthan huldigte. Der Großfürst Michael Pawlowitsch brachte sie nach St. Petersburg. Wären diese Willensäußerungen des Zäsarewitsch mit der Schnelligkeit der modernen Zeit nach St. Petersburg gelangt — der Verlauf der Dinge wäre gewiß ein anderer gewesen und die Rebellion vom 14. Dezember mit allem ihrem Elend wäre nicht erfolgt, da die Soldaten dann niemals ihren Offizieren gefolgt wären. So aber wartete Großfürst Nikolai Pawlowitsch selbst nach dem Eintreffen der Briefe

vom 26. November noch auf die schließliche Willenserklärung des Zäsarewitsch über den bereits geleisteten Eid, und erst als auch diese eingetroffen war, wurde das Thronbesteigungsmanifest Kaiser Nikolaus I. am 14. Dezember veröffentlicht. In der Zeitung wurde es erst am 22. Dezember bekannt gemacht: die traurigen Ereignisse, die sich am 14. Dezember an die Veröffentlichung schlossen, hatten augenscheinlich hervorgerufen, daß der Presse auferlegt wurde, ihr völliges Schweigen, das sie seit dem 8. Dezember über die wichtigste Staatsfrage beobachtete, zunächst noch nicht zu brechen. Vom 8. bis zum 22. Dezember ist in der „St. Petersburger Ztg." überhaupt nicht vom Kaiser die Rede, nur über den Gesundheitszustand der Kaiserinnen Maria Feodorowna und Elisabeth Alexejewna werden Bulletins veröffentlicht. — Das Manifest wegen der Rebellion erscheint am 25. Dezember, datirt ist es vom 19. Dezember. Es theilt die Rebellen in zwei Gattungen — Bösgesinnte und Irregeleitete — und sagt: „Was wollten die Bösgesinnten? — Der heilige Name der Treue, des Eides, der Gesetzlichkeit, selbst der Name des Cäsarewitsch und Großfürsten Konstantin Pawlowitsch war nur ein Vorwand zu ihrer Verrätherei." In einem Beiblatt zur Nummer vom 29. Dezember wird dann der Verlauf der Ereignisse vom 14. Dezember geschildert, und der Jahrgang 1826 enthält die Verzeichnisse der verurtheilten Dekabristen.

Die Seeschlacht von Navarin veranlaßte die Zeitung zu einer außerordentlichen Anstrengung: als Beilage zu der Nummer vom 16. Dezember 1827 hat sie einen „Plan des Hafen von Navarin. Enthaltend die Stellung der Englischen, Französischen und Russischen Schiffe, gleichwie der Türkisch-Egyptischen Flotte am 20. October, wo die Ottomanischen Streitkräfte in diesem Hafen zu Grunde gingen".

Das letzte Jahr dieser Periode — 1830 — brachte wieder hochernste politische Ereignisse — die Pariser Julirevolution und den polnischen Aufstand. Von der ersteren gab die „St. Petersburger Zeitung" sehr spät Nachricht: erst in ihrer Nummer vom 8. (20.) August, in der sie den Bericht des „Journal de St-Pétersbourg" wiedergab, der wiederum der „Preußischen Staatszeitung" entlehnt war. „Nach der Bekanntmachung der Verordnungen vom 25. Juli", heißt es zum Eingange des Artikels, „war die Stadt Paris der Schauplatz beklagenswerther Begebenheiten, deren Bekanntmachung wir aufschieben zu müssen geglaubt haben, um unsern Lesern eine treuere Schilderung derselben zu liefern." Die Verspätung erklärt sich sehr einfach: der Instanzengang durch die „Staatszeitung" und das „Journal de St-Pétersbourg" war für diese französischen Ereignisse speziell vorgeschrieben. [1])

Die Zeitung vom 25. Juni 1830 enthält den Bericht über die feierliche Schließung des Warschauer Landtages, die am 16. (28.) Juni durch Kaiser Nikolaus I. selbst erfolgt war. „Seine Majestät nahmen Ihren Thron ein; zu Ihrer Rechten standen die Minister und der Staatskonseil, zur Linken die Suite Seiner Majestät und hinter dem Throne der Hof, worauf der Präsident des Senates und alsdann der Marschall der Landsbotenkammer nach erhaltener Erlaubniß Seiner Majestät eine summarische Rechenschaft über die Arbeiten des Landtages ablegten. Ein Mitglied des Staatskonseils proklamirte die Königliche Sanktion der auf dem diesmaligen Landtage angenommenen Vorschläge." Hierauf folgt der Text der in französischer Sprache gehaltenen Thronrede, der mit den Worten schließt: „Ihre ver-

---

[1]) Цензура въ Царствованіе Императора Николая I. Русская Старина Сентябрь 1901, pag. 659.

schiedenen Gesuche werden reiflich geprüft und Meine Entscheidungen darauf Ihnen eröffnet werden. Dieselben sollen auf Grundlagen der Gerechtigkeit und öffentlichen Ordnung und auf der standhaften Sorgfalt beruhen, mit der Ich nicht aufhören werde, auch fern von ihnen über Ihr wahres Glück zu wachen." „Der Minister-Staatssekretär" — heißt es weiterhin im Bericht — „verlas alsdann die polnische Uebersetzung der Rede Seiner Kaiserlich-Königlichen Majestät, worauf in Gemäßheit des Artikels 165 im Organisationsstatut für die Volksrepräsentation ein Mitglied des Staatskonseils den Kammern auf Befehl Seiner Majestät erklärte, daß der Landtag geschlossen sey. Nachdem Seine Majestät von den obenerwähnten Deputationen (drei Senatoren und drei Landboten) in Ihre Gemächer zurückbegleitet worden waren, begaben sich beide Kammern in die Kathedrale, um dem Höchsten ein Dankgebet darzubringen. Ein Bischof im Ornat stimmte das Te Deum an."

Nur ein halbes Jahr später, am 28. November, mußte man in der „St. Petersburger Ztg." lesen:

„St. Petersburg, 27. November. Geleitet von dem Grundsatze: alle übelwollenden Versuche, welche die Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung bezwecken, offenkundig zu machen, haben Seine Majestät Allerhöchst anzubefehlen geruhet, den Inhalt der vorgestern Nacht Seiner Majestät zugekommenen Berichte Seiner Kaiserlichen Hoheit des Cäsarewitsch vom 18. und 19. November über einen abscheulichen Verrath, der in Warschau stattgefunden hat, allgemein bekannt zu machen." An die Erzählung schloß sich eine Notiz aus St. Petersburg: „Seine Majestät der Kaiser geruheten gestern nach der Wachtparade die Offiziere um sich zu versammeln, um sie das beklagenswerthe Ereigniß von den Lippen Seiner Majestät Selbst vernehmen zu lassen. Die Worte aus der Tiefe eines gerührten und mitleidsvollen Vaterherzens ergriffen unwiderstehlich die Gemüther, die sich mehr als je von heiliger Inbrunst für den geliebtesten aller Monarchen durchglüht fühlten." — Ein drittes Ereigniß, das im Jahre 1830 die Gemüther der Menschen mit Angst erfüllte, war die Cholera: nach St. Petersburg war sie noch nicht gekommen, in Moskau aber forderte sie eine Unmasse von Opfern. Bis zum 24. Dezember waren dort, wie an der Spitze des Intelligenzblattes vom 30. Dezember verkündet wird, 6401 Personen an der Cholera erkrankt und 3606 von ihnen gestorben.

Die augenfällige Entwickelung der periodischen Presse, die wir in dieser Periode konstatirt haben, wäre unmöglich gewesen, wenn es nicht der Gesellschaft mehr, als früher zum Bewußtsein gekommen wäre, daß sie in ihr einen Lehrer und Berather und zu gleicher Zeit ein Werkzeug besaß, das sich auf allen Gebieten des geistigen und materiellen Lebens nutzbar machen ließ. Wir haben gesehen, daß die Gesellschaft im Jahre 1811 mit der Akademie, d. h. speziell mit der akademischen Zeitung, grollte, weil sie ihr über die Himmelserscheinung, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, keine Belehrung zukommen ließ, und ebenso ist zu erkennen, daß das Publikum auch durch erhöhte Selbstbetheiligung in ein innigeres Verhältniß zu der Zeitung zu treten beginnt. Die Familiennachrichten werden häufiger, und neben den Todesanzeigen finden wir jetzt auch Geburtsanzeigen (so am 5. Mai 1810). Unter den Todesanzeigen nennen wir die des bekannten baltischen Juristen und Historikers Joh. Christoph Schwartz, Bürgermeisters von Riga, † am 7. November 1804 („St. Petersb. Ztg." vom 25. November), die eines neunjährigen Dörptschen Kreisschülers George Kasimir von Stiernhjelm, in welcher die Ordnungsliebe und Folgsamkeit des Verstorbenen gelobt und ein englisches Gedicht

auf seinen Tod angeführt wird (6. Januar 1805), und die des Direktors der St. Petersburger Kommerzschule von Russau, die dadurch bemerkenswerth erscheint, daß sie „wegen unterbrochener Kommunikation des Newa-Stroms" erst am 4. November in die Zeitung gelangen konnte, obgleich Russau schon am 22. Oktober gestorben war.

Zum ersten Mal wird jetzt auch die Zeitung in den Dienst der Pietät und Wohlthätigkeit gestellt. Am 20. Dezember 1804 finden wir in der Zeitung die Annonce: „Unterzeichnete sind von der vaterländisch-literarischen Gesellschaft der Grafschaft Mansfeld beauftragt, Beiträge zu Luthers Denkmal anzunehmen. Sie ersuchen daher alle Verehrer des unsterblichen Mannes, welche dies ihm gewidmete Werk unterstüzzen wollen, ihre Beiträge mit Unterschrift der Namen ihnen einzusenden. Rheinbott, Generalsuperintendent. Lampe, Propst". — Am 18. November 1804 fordert das Medico-Philantrophische Komité zu Spenden auf und sehr häufig sind in den letzten Jahren dieser Periode Berichte über die Thätigkeit der am 1. Mai 1824 gegründeten Privat-Augenheilanstalt und die Spenden für dieses humane Institut. Der berühmte Philanthrop und Gründer des „Russki Inwalid", Paul Pesarovius, der ja später auch als Redakteur der „Pet. Wed." in den Dienst der Akademie trat, war Sekretär der Augenheilanstalt und unterzeichnete die Berichte neben dem Direktor W. Lerche. Auch die Spenden für die Opfer der großen Ueberschwemmung vom 7. November 1824 registrirte die „St. Petersburger Ztg.". — Von den auf das Schulwesen St. Petersburgs bezüglichen Annoncen und Notizen heben wir zwei hervor, welche sich auf die Schule der reformirten Gemeinden St. Petersburgs beziehen. Am 12. August 1819 meldet das Intelligenzblatt: „Die von den drei evangelisch-reformirten Gemeinden in St. Petersburg zum Besten der minder begüterten Klasse gegründete und von dem Minister der Volksaufklärung bestätigte Elementar-Schule, welche seit dem Monat März 1818 in einem gemietheten Lokal den gesegnetsten Erfolg gehabt, wird den 1sten September in das neue, für diese Schule erbaute Haus bei der Reformirten Kirche übergeführt." — Am 31. März schreibt H. Storch in der „St. Petersburger Ztg.": „Am 26. und 27. d. J. fand in der hiesigen evangelisch-reformirten Kirchenschule ein öffentliche Prüfung statt, der auch Unterzeichneter beiwohnte. Sein ehrenvoller Beruf, zur Vervollkommnung und Veredlung des Schulwesens im Russischen Reiche mitzuwirken [1]), giebt ihm die Veranlassung, in diesen Blättern öffentlich den Eindruck niederzulegen, den diese höchst zweckmäßig eingerichtete und trefflich geleitete Anstalt auf ihn gemacht hat. Die verständige Auswahl der für eine Bürgerschule berechneten Lehrgegenstände, die bemerkenswerthen und zum Theil Erstaunen erregenden Fortschritte der Zöglinge, ihre Lebendigkeit und ihr jugendlicher Frohsinn, verbunden mit dem sittsamsten Benehmen, kurz Alles was der Berichterstatter hier beobachten konnte, giebt ihm die Ueberzeugung, daß das edle Geschäft der Menschenbildung hier in wahrhaft religiösem Sinn, das heißt mit uneigennütziger Liebe, gepflegt wird. Heil der Stadt, die eine solche Bürgerschule aufzuweisen, Heil der Schule, die einen Mann wie Gorback zum Vorgesetzten hat!" — Die unterzeichneten Beiträge sind zu jener Zeit noch selten.

Mit der Universität Dorpat ist die Zeitung beständig in Fühlung geblieben. — Im September 1805 hält es Parrot als Rektor für nothwendig, den „Hamb. Korrespondenten" durch eine Anzeige in der „St. Petersburger Ztg."

[1]) Storch war Mitglied der Kommission zur Organisation des Schulwesens.

(Nr. 75) zu widerlegen: „Die Kaiserliche Universität Dorpat findet sich abermals[1]) in der unangenehmen Nothwendigkeit über die häufigen Artikel in verschiedenen Zeitungen, welche von Unberufenen, oft von Verläumdern, über sie oder ihre Mitglieder, eingerückt werden, sich öffentlich zu erklären. Sie schwieg über manche solche Artikel, sogar über die abgeschmackte Ankündigung der Versuche des Professor Hezel über den Pisee-Bau, in Nr. 134 des „Hamb. Correspondenten", weil sie es unter ihrer Würde hielt, solche armselige Angriffe zu rügen. Allein der in der Nr. 138 derselben Zeitung, angeblich aus Dorpat, eingerückte Artikel enthält so viele Falsa und so offenbar in der Absicht, dieser Universität Feinde in Russland und in Deutschland zu erwecken, daß sie es für ihre Pflicht hält, theils zu erklären, daß weder sie, noch irgend eines ihrer Mitglieder an der Einsendung desselben Theil haben, theils diese Reihe von falschen Angaben größtentheils zu berichtigen. Es ist falsch, daß unsere Bibliothek 40000 Bücher enthalte; unsere Büchersammlung enthält bis jetzt höchstens 18000 Bände. Unsere Sammlung anatomischer Präparate ist zwar nicht unansehnlich, und die dazu zu verwendenden Fonds sind noch bei weitem nicht ganz dazu verwandt worden. Allein es konnte der Universität nie einfallen, diese Sammlung mit den Sammlungen anderer Universitäten zu vergleichen, indem es ihr hinlänglich bekannt ist, daß nicht nur manche Universität, ja mancher Privatmann sogar eine ansehnlichere aufzuweisen hat. Unser verehrter Herr Kurator, indem er seine Zufriedenheit über den Gang der Baugeschäfte uns zu erkennen gab, konnte unmöglich die Eleganz unseres Hauptgebäudes erwähnen, da wir noch an dem Fundament dieses Gebäudes arbeiten. Der botanische Garten der Universität kann unmöglich so ansehnlich geworden seyn, als man es in diesem Artikel pomphaft rühmt, da dieser Garten erst seinen zweiten Sommer erlebt hat. Unter den hiesigen Studirenden, deren Zahl sich nicht auf 300, sondern auf 150 beläuft, befinden sich zwar welche aus St. Petersburg, Ingermannland und anderen russischen Provinzen, so wie hingegen ein junger Mann aus Riga auf der Kaiserlichen Universität zu Moskwa studirt. Allein es ist falsch, daß sich hier Söhne von Professoren der übrigen russischen Universitäten befinden. Die hiesige Universität bemüht sich zwar aus allen Kräften, den Zweck ihres Daseyns zu erreichen, um dadurch der Wohlthaten ihres Erhabenen Stifters würdig zu seyn, aber sie sieht mit Unwillen, die Vergleichung, welche von ihr mit den übrigen russischen Universitäten in jenem Artikel gemacht worden, eine Vergleichung, die an sich schon unstatthaft ist, da etwas Wesentliches zur Vergleichung fehlt, nehmlich die Gleichheit der übrigen Umstände, unter welchen jede russische Universität wirkt; diese sind sowohl durch das Lokal, als auch durch die verschiedene Dauer jeder dieser Universitäten sehr ungleich und werden es noch lange bleiben." — Am 20. November 1808 erklärt die Zeitung an hervorragender Stelle, daß die Nachricht, laut welcher Kaiser Alexander I. während seines Aufenthalts in Erfurt den Livländern und Kurländern gestattet habe, wie ehemals die Universität Jena zu besuchen, gänzlich ungegründet sei. Das Verbot lag natürlich im Interesse Dorpats. — Die Namen der Aerzte, welche die Universität Dorpat absolvirt hatten, wurden in der „St. Petersburger Ztg." bekannt gemacht. — Ueber die Petersburger Feier des 25jährigen Jubiläums der Universität Dorpat ist in der „St. Petersburger Ztg." am 16. Dezember 1827 berichtet worden: „Am 12. d. M. als dem

[1]) Ein früheres Dementi kennen wir nicht.

fünfzigsten Jahrestage der Geburt des höchstseligen Kaisers Alexander I. glorreichen Andenkens und dem fünfundzwanzigsten seit der Stiftung der Kaiserlichen Universität Dorpat, begingen die in dieser Stadt angestellten Beamten, welche dort ihre wissenschaftliche Bildung genossen haben, über 90 an der Zahl, diesen Tag mit einer Feier, zu der die Bewilligung der hohen Obrigkeit eingeholt war. Im Versammlungssaale stand in der obersten Nische des Hintergrundes eine kolossale Büste des verewigten Monarchen mit der Lorbeerkrone, hinter einem rosenfarbenen Flore, von versteckten Lichtern dämmernd beleuchtet. Der emeritirte Professor Kollegienrath Dr. Segelbach eröffnete das Fest mit einer Rede, worin derselbe die Wichtigkeit des Tages und die Veranlassung zum Danke gegen die landesherrliche Fürsorge an's Herz legte, die auch in der Gründung und Erhaltung der Universität Dorpat sich so unverkennbar ausspricht. Hieran knüpfte der Redner auch eine kurze Uebersicht der Geschichte dieser Bildungsanstalt, wobei der Name Parrot mit der innigsten Anerkennung genannt wurde, und schloß mit feurigen Segenswünschen für die Zukunft. Der Etatsrath Professor emeritus und Akademiker Parrot, um den sich eine Generation von Zöglingen aller Stände drängte, erwiederte einige Worte der Rührung aus vollem Herzen. Als bei Tische ein Toast auf das hohe Wohlseyn J. J. M. M. des Kaisers und der Kaiserinnen und des ganzen Kaiserlichen Hauses ausgebracht worden war, wurde dem Andenken des unvergeßlichen Gründers ein Glas geweiht und danach dem Gedeihen der Universität so wie dem Wohlergehen ihrer Beschützer, Vorgesetzten und Lehrer. Während der Toasts ward ein Gelegenheits-Gedicht rezitirt, indem zugleich der Hintergrund sich öffnete und in einer künstlich beleuchtete Perspektive das lebensgroße Bild Sr. Maj. des Kaisers und Herrn Nikolai des Ersten (gemalt und aufgestellt von Gustav Hippius) zeigte. Die Musik fiel mit der Melodie ein: Gott schenk dem Kaiser Heil!" — Am 23. Dezember meldet dann noch die Zeitung, daß bei der Feier zwei Sammlungen veranstaltet worden seien, um einen armen Jüngling in Dorpat studiren zu lassen und einen früheren Zögling der Universität, der mit Frau und Kindern in der Residenz in Dürftigkeit lebte, zu unterstützen.

Auch in dieser Periode ist die „St. Petersburger Ztg." nicht ohne selbstständige wissenschaftliche Bedeutung, wenngleich die Rubrik „Wissenschaftliche und Kunst-Nachrichten" bis in die letzten Jahre des dritten Dezenniums aus anderen Blättern entlehnt ist. Dafür enthielten die „Einheimischen Nachrichten" manche Notiz von allgemeiner wissenschaftlicher Bedeutung, so z. B. Auszüge aus Schreiben des Weltumseglers Krusenstiern an Schubert. Zweimal, in den Jahren 1819 und 1826, hat die Zeitung auch besondere wissenschaftliche Beilagen in 8^0 gebracht, die beide aus der Feder des Orientalisten Frähn stammten und Angaben über neue Erwerbungen des asiatischen Museums der Akademie enthielten. Später hat Frähn derartige Berichte und andere wissenschaftliche Aufsätze im Hauptblatte zum Abdrucke gebracht. Was jene Form der Beilagen betrifft, so ist sie wohl den „Pet. Wed." entlehnt, welche ihre gemeinnützigen Nachrichten, die sie auf Grund eines Allerhöchsten Befehls vom 12. Februar 1802 veröffentlichten, in derartigen Oktavbeilagen haben erscheinen lassen. — Seit Wulfferts Amtsantritt sind die Wissenschaftlichen und Kunstnachrichten und ebenso auch das Vermischte und die besonderen Artikel weit werthvoller, als bisher. So finden wir z. B. im Jahre 1829 Auszüge aus den Berichten Sjögren's über seine Reise zur Erforschung der finnischen Völkerschaften Russlands und aus einem Briefe des Akademikers Kupffer. Daß die

Berichte über die Sitzungen der Akademie jetzt häufiger und umfangreicher werden, dürfte auf den Einfluß Storchs zurückzuführen sein. In der Nr. 1 des Jahrganges 1827 wird ein eingehender Bericht über die Jahrhundertfeier der Akademie, die am 29. Dezember 1826 in Gegenwart des Kaisers, der Kaiserinnen und des Großfürsten Thronfolgers statt hatte, zum Abdruck gebracht. Die Rede, welche der Präsident Uwarow bei dieser Gelegenheit hielt, wurde in einem besonderen Beiblatt in extenso gegeben.

Gegen Schluß der Periode werden auch selbstständige litterarische Referate und Aufsätze üblich. Gänzlich unbeachtet hatte man die Ereignisse der litterarischen Welt auch bis dahin nicht gelassen, aber ihnen auch nicht so viel Raum gegeben, wie ihnen gebührte. Ueber Schillers Tod berichtete die Zeitung am 6. Juni 1805. „Schiller ist nicht mehr!" heißt es in einer Korrespondenz aus Weimar vom 11. Mai: „Nach einem neuntägigen Krankenlager starb er hier am 9ten dieses an einem Nerven- und Brustfieber, 45 Jahre alt, er hinterläßt seine Wittwe mit vier unmündigen Kindern. — Die auf den folgenden Tag angekündigte Vorstellung der Saal-Nixe fand nicht statt, sondern das Theater blieb geschlossen. — Schiller war ein geborener Württemberger und studirte anfänglich Medizin, vertauschte aber diese mit dem Berufe, den er zum Dichter empfand." — Unter demselben Datum ward Schillers Tod noch kürzer aus Leipzig gemeldet: „Heute ist hier aus Weimar die traurige Nachricht eingegangen, daß Deutschlands trefflicher, allgemein geliebter Dichter Schiller, am 9ten dieses an einem heftigen Nervenfieber mit Tode abgegangen; ein Verlust für unsere Literatur und Dichtkunst, dessen Größe keiner Anführung bedarf." Auch weiterhin erschienen nur kurze Notizen, so eine aus Berlin und zwei aus Frankfurt, welche letztere die Todtenfeier behandelten. Wielands Nekrolog (11. März 1813) ist schon bedeutend ausführlicher.

Unter den Bücher-Anzeigen sind besonders die der Jahre 1812 und 1813 charakteristisch. In dem ersteren Jahre ist z. B. in Karl Lißners Buchhandlung die Broschüre „Ein Bewohner Moskwa's an seine Landsleute, im Oktober 1812", und in den Buchhandlungen von Bambam, Brieff, Gräff, Höwert, Lißner, Meyer und Paetz das Werk „Napoleons Erster Traum in Moskau, nebst einem Titelkupfer, gezeichnet von den Russisch- Kaiserl. Kabinets-Mahler Herrn C. Oppermann" zu haben, und im Jahre 1813 wird Kotzebues „Freudenspiel in Knittelversen mit Gesang und Tanz": Der Flußgott Niemen und sonst noch jemand" angekündigt, ferner Ernst Moritz Arndts „Historisches Taschenbuch für das Jahr 1813" mit folgender Bemerkung: „Wer kennt nicht den Verfasser des Geistes der Zeit, der Glocke, der Stunde u. m. a. Schriften?" — In diesem historischen Taschenbuche zeigt sich wieder der Geist eines redlichen deutschen Mannes, der schon so manches gute Samenkorn auf deutschen Grund und Boden ausstreuete — und wenn auch bisher im Stillen nur hie und da eines aufkeimte — so wird es doch tiefe Wurzel fassen, um einst, vielleicht bald! mit Muth und Kraft emporsteigen zu können" (31. Januar 1813).

Die Anzeigen über Werke der bildenden Kunst richten sich nach den Zeitereignissen. So kündigt der Buchhändler Klostermann das Portrait der Königin Luise von Preußen (nach M-me Lebrun von Tardieu in Paris in Kupfer gestochen) an, da sich das preußische Königspaar gerade in St. Petersburg befand, und im Jahre 1826 werden mehrere Portraits und Büsten der Kaiser Alexander I. und Nikolaus I. und der Kaiserinnen Elisabeth Alexejewna und Alexandra Feodorowna (Portraits von Dawe und Hippins) angezeigt. Im Hauptblatte findet sich am

9. April folgende Notiz: „Der Landschaftsmaler der Kaiserlichen Eremitage Karl von Kügelgen hat ein allegorisches Bild lithographirt, das dem Gedächtnisse des Höchstseligen Kaisers Alexander I. geweiht ist. Im Hintergrunde erhebt sich als Symbol der Fortdauer eine Pyramide, auf deren Vorderseite der Namenszug Sr. Kaiserlichen Majestät erscheint und die Zahl I mit dem Buchstaben A ein Strahlenkreuz bildet, zur Bezeichnung der hohen Frömmigkeit unseres verklärten Landesvaters: die Palmen, die sich unterhalb des Namenszuges verflechten, erinnern an den Weltfrieden, den Kaiser Alexander in der heiligen Allianz gründete. Die ferne Bergkette mit ihren schroffen und dräuenden Gipfeln deutet auf die Widersacher und unzähligen Hindernisse, welche der erhabene Monarch so glorreich überwand und entfernte. Ruinen und ein Baum, den der Sturm zerbrach, verkünden die Vergänglichkeit alles Irdischen, wie groß auch die Kunst oder die Natur es erschuf. Im Palmenschatten sprudelt eine wohlthätige Quelle und belebt als Kaskade allein die Gegend, in der sonst nichts Lebendiges sich regt. So ist die Erinnerung an die Wohlthaten Alexanders und des von ihm gestifteten Friedens unversiegbar, wenn Alles rund umher in tiefer Trauer schweigt. -- Unter diesem Bilde liest man: „der 13. März"" (der Tag der Beerdigung Alexanders I).

Ueber Konzerte, besonders über ernste, bringt die Zeitung sehr viele Inserate und auch Notizen im Hauptblatt. Sie finden auch schon zu wohlthätigen Zwecken statt: so wird Haydn's Schöpfung am 24. April 1826 zum Besten der Musiker-Wittwen und -Waisen gegeben, am 30. April Mozarts Requiem zum Besten der Augenheilanstalt. Am 2. März 1827 wird Cherubini's Missa sollemnis in der philharmonischen Gesellschaft aufgeführt, worauf im Texte des Blattes durch ein „Eingesandt" aufmerksam gemacht wird. Schon zu Beginn dieses Jahrhunderts reihte sich hier, wie Friedr. Enoch Schröder in seinem „Neuesten Wegweiser durch die Kais. Residenz St. Petersburg" (1819) bezeugt, während der großen Fasten Konzert an Konzert. Im Herbst 1830 gastirte hier Henriette Sonntag und riß die St. Petersburger trotz Cholera und Julirevolution zum Entzücken hin — besonders durch den Vortrag von Aläbjews „Соловей" („Die Nachtigall", Text von Baron Delwig). „Endlich habe auch ich Germaniens Philomele gehört", rief Thaddäus Bulgarin in seiner „Ssew. Ptschela" aus und die „St. Petersburger Zeitung" widmete ihr mehrmals begeisterte Recensionen.

Im deutschen Theater St. Petersburgs wurden 1804 noch Ritterdramen gegeben — am 15. December ward, wie eine Annonce vom 9. verkündet, „Klara von Hoheneichen", ein Schauspiel in vier Akten von Spieß gegeben, wobei Herr Kuditsch vom Wiener National-Theater die Ehre hatte, in der Rolle des Ritters Adelung zum ersten Mal zu debütiren. Sehr schmeichelhaft für das St. Petersburger Publikum ist eine Theaterannonce aus dem Jahre 1805: „Der lauteste Beifall wird oft vom Fallen des Vorhangs verweht, der Enthusiasmus für den Künstler schwindet nicht selten mit der Darstellung, und nur sparsam tragen bleibende Eindrücke reifende Früchte. — Eine rühmliche Ausnahme von dieser beinahe allgemein gewordenen Regel hat stets das hiesige respektive Publikum gemacht; immer fand das wahre Verdienst Aufmunterung, und Unterstüzzung gesellte sich zum Beifall". Der Unternehmer des deutschen Theaters hofft daher, daß die Aufführung der „Teufelsmühle", welche am 17. Februar zum Benefiz seiner Pflegetochter, der kleinen Tatiana Binemann, stattfinden solle, viel Zuspruch haben werde. — In demselben Jahre wurde das lyrisch-dramatische Gedicht von F. W. Hunnius „Alexander am Indus"

im deutschen Theater gegeben. Regelmäßige Theater-Annoncen hat die „St. Petersb. Ztg." erst seit 1829, wo ihnen eine besondere Rubrik im Intelligenzblatt eingeräumt wurde. Die deutschen Künstler spielten fünfmal wöchentlich — nur am Dienstag und Freitag gab es keine Vorstellung, weil die Kaufleute an diesen Tagen ihre Korrespondenz besorgen und die Post abfertigen mußten. So berichtet Fr. Enoch Schröder in seinem „Neuesten Wegweiser" (Seite 204).

Ein ständiges Vergnügen des Petersburgers waren die Maskeraden der „Großen Tanzgesellschaft", die ihren Sitz an der Ecke des Newski und der Großen Morskaja hatte. Die Ankündigung einer solchen Maskerade, die am 17. Febr. 1818 stattfinden sollte, enthält auch Regeln für das Publikum: Jedem steht es frei, sich zu maskiren, wie er es für gut befindet, jedoch so, daß das „Kostüme oder die Tracht gehörig anständig sei, in Pelzen aber, Chinellen, Ueberröcken, Schlafröcken und dergleichen mehr, wird niemand eingelassen". „Diejenigen, die lange Polonaisen tanzen, können aus diesem Saale durch alle Zimmer der Gesellschaft in die Zimmer des gewesenen Museums durchgehen und von dort wieder zurückkehren, weshalb auch auf verschiedenen Stellen Musik sein wird". „Gäste können an diesem Tage auch in Stiefeln erscheinen".

Bemerkenswerth sind im Intelligenzblatt die häufigen Danksagungen an Aerzte — die ärztliche Ethik war also damals noch nicht so ausgebildet, wie heute, wo sie jede Reklame perhorrescirt.

Der Sklavenhandel unter Vermittelung der Zeitung, den Schwartzkopf gerügt hatte, dauerte fort. In der Zeitung vom 16. April 1812 steht z. B. in der Rubrik „Personen, die in Dienst gesucht werden": „Der Gardefähnrich Michailo Jakowlew Mekinin wünscht drei Stubenmädchen und zwei Mädchen, welche zum Accompagnement bei der Violine singen können, in Dienst zu miethen. Man meldet sich in der Gräsnoi Straße im Panowschen Hause Nr. 231".



Adler der „St. Petersburger Zeitung" von 1830—1835.

Die fünfte Periode.

Von der Umwandlung in ein Tagesblatt bis zum Uebergang in Pachtbesitz.

1831—1859.

Die politischen Ereignisse des Jahres 1830 mußten in Russland nothwendigerweise eine Verschärfung der Zensurmaßregeln mit sich bringen: gar zu sehr schienen die Prinzipien der Staats- und Herrschergewalt durch den Geist bedroht, der sich in der Julirevolution, den ihr folgenden westeuropäischen Umwälzungen und dem polnischen Aufstande kundgab. Gleich im ersten Monat ihres täglichen Erscheinens erhielten die Organe der Akademie eine Reihe neuer Weisungen, welche das Eindringen dieses Geistes verhindern sollten. Am 2. Januar 1831 ward im Verwaltungskomité ein Allerhöchster Befehl verkündigt, laut welchem in den Zeitungen kein eigener Artikel ohne die Unterschrift des Verfassers veröffentlicht werden durfte.[1]). Auf der Sitzung

---

[1]) Die Veranlassung dieser Maßregel, die sich sofort als undurchführbar herausstellte, war ein satirischer Artikel des „Russki Merkuri" unter dem Titel „Ein allgemeiner statistischer Blick auf St. Petersburg". Gleich nach dem Erscheinen des erwähnten Befehls wurde das St. Petersburger Zensurkomité in der Oberzensurverwaltung vorstellig und fragte hierbei unter Anderem, welche Unterschrift man denn von den Herausgebern verlangen könne, wenn sie Artikel zum Abdruck brächten, die von Ministern oder Verwaltungschefs abgefaßt wären? Schon am 6. Januar 1831 theilte Graf Benkendorff, der Chef der 3. Abtheilung der Eigenen Kanzlei, dem Minister der Volksaufklärung, Fürsten Lieven, mit, daß neue Regeln über die Verantwortlichkeit der Herausgeber und Autoren geschaffen werden würden, und es erfolgte die Bildung eines besonderen Komités, welches folgende Beschlüsse faßte: die Zensoren müßten die Namen der nicht wohlgesinnten (неблагонадежные) Autoren zur Anzeige bringen; die Herausgeber dürften Artikel aufnehmen, die mit Chiffren oder Pseudonymen gezeichnet wären und hätten, falls ihnen Artikel von ganz unbekannten Personen eingeschickt würden, dieses dem Zensor zur Anzeige zu bringen, wobei dann der Herausgeber für den etwaigen kriminellen Charakter des Artikels und der Zensor für die Gestattung desselben die Verantwortung trüge; die Oberzensurverwaltung, die aus Vertretern der Ministerien des Auswärtigen und des Inneren bestand, solle um ein Mitglied von Seiten des Chefs der Gensdarmerie vermehrt werden. Die Beschlüsse des Komités erhielten am 28. März 1831 die Bestätigung. Цензура въ царствованіе Императора Николая I. Русская Старина. 1901. Сентябрь, 663 ff.

vom 9. Januar wurde dreierlei eröffnet: daß auf Grund eines Allerhöchsten Befehls keinerlei Nachrichten über den Herrscher und die Mitglieder des Kaiserhauses ohne eine besondere, durch das Ministerium des Kaiserlichen Hofes übermittelte Erlaubniß des Kaisers gedruckt werden dürften,[1]) daß alle unpolitischen Artikel vor ihrem Abdruck in den akademischen Zeitungen laut Verfügung des Vize-Präsidenten der Akademie diesem oder dem Präsidenten zur Prüfung vorgelegt werden müßten, da die Akademie laut Punkt 5 des § 23 des Zensurreglements für den unpolitischen Theil der Zeitungen verantwortlich wäre, und daß die Zeitungen der 3. Abtheilung der Eigenen Kanzlei Seiner Majestät zuzuschicken seien. Da durch die strikte Erfüllung des ersten dieser Befehle der Nachrichtendienst in Bezug auf die Ereignisse am Kaiserlichen Hofe gar zu sehr erschwert worden wäre, so erfolgte, wie der Vizepräsident Storch am 3. April dem Verwaltungskomité mittheilte, eine Allerhöchste Klarlegung, laut welcher alle Notizen, welche nicht das Privatleben des Kaisers und der Kaiserlichen Familie beträfen, sondern ihre Reisen, ihre Anwesenheit bei öffentlichen Festlichkeiten, Audienzen u. s. w., nur der Zensur des Hofministers bedürften. — Die „St. Petersburger Zeitung" hat sich, wie die Einsichtnahme in diese Jahrgänge lehrt, nicht nur großer Vorsicht beflissen, sondern auch positiv im Geiste der Regierung gewirkt. Am 5. Februar 1831 entnahm sie z. B. der „Allgemeinen Zeitung" nachstehende Zeilen aus einem Nekrologe Niebuhrs: „Allen, die ihm näher standen, ist zur Genüge bekannt, wie tief er sich die, alle bestehende Gesetzlichkeit auflösenden revolutionären Bewegungen in Europa seit dem Juli 1830 zu Herzen genommen hat. Aus seinem loyalen Gesichtspunkte betrachtet, waren sie verderbliche Ausbrüche einer bodenlosen Entsittlichung. Seiner durch die Geschichte aller Zeitalter geschärften politischen Divinationsgabe erschienen die von der Turbulenz jugendlicher Aufregung so enthusiastisch gepriesenen Neuerungen von unberechenbaren Folgen begleitet, und erfüllten seinen Geist mit den bangsten Ahndungen". Am 25. April führte sie aus der „Preußischen Staatszeitung" nachstehende Verse an, die dem holländischen Schiffs-Lieutenant van Speyk gewidmet waren, der sich am 5. Februar n. St. mit seinem Kanonenboote in die Luft gesprengt hatte, um der Gefangennahme durch die Antwerpener Volksmassen zu entgehen:

Mag der Lügengeist der Zeit
Tausenden den Sinn verwirren,
Dich vermocht' er nicht zu irren;
Treu der Pflicht und treu dem Eid,
Hast Du freudig Blut und Leben,
Für Unsterblichkeit gegeben.

Die „Preußische Staatszeitung" sammelte zu einem Denkmal für van Speyk und das vorstehende Gedicht war ihr mit einem Beitrage zugegangen. Auch Wulffert stellte seine dichterischen Gaben in den Dienst der loyalen Politik. Im Jahre 1831 ward ihm für die Uebersetzung der Gedichte Shukowski's und Puschkin's auf die Einnahme Warschaus das Allerhöchste Wohlwollen eröffnet. In demselben Jahre hat er zwei politische Broschüren übersetzt, die bei J. Brieff in St. Petersburg erschienen: 1) „Einige Bemerkungen über die letzte polnische Revolution". Von einem Polen. (Aus dem Französischen übersetzt). 2) Ueber Litthauens Verhältnisse zu Polen. Von einem Litthauer". Aber so gesichert seine Karriere in St. Petersburg auch er-

[1]) Dieser Befehl war, wie wir dem angeführten Artikel der „Русская Старина" entnehmen, durch Berichte der akademischen Zeitungen veranlaßt worden.

scheinen mochte — als sich die Gelegenheit bot, zu ständigem Aufenthalt nach Finnland zurückzukehren, ergriff er sie doch. Am 13. Juni 1833 hatte er zum Gebrauch der Mineralbäder von Abo Urlaub genommen und kehrte nicht mehr in seinen Dienst zurück. Einmal, am 18. Juli, liess er sich seinen Urlaub verlängern und am 19. August theilte dann der Staatssekretär Graf Robert Rehbinder dem Präsidenten mit, daß Wulffert Allerhöchst zum stellv. Post-Direktor von Finnland ernannt und somit aus dem Dienste der Akademie ausgeschieden sei. Ueber sein weiteres Leben sind wir sehr spärlich unterrichtet: das Album Academicum theilt uns nur mit, daß er Postdirektor in Finnland gewesen wäre, in Helsingfors gelebt habe und als Wirklicher Staatsrath gegen Ende des Jahres 1855 gestorben sei.

Nach Wulfferts Abgange ernannte die Akademie zunächst keinen neuen Redakteur, sondern betraute nur den bisherigen Gehilfen Wulffert's, Baron Sacken, mit den Obliegenheiten.

Alexander Rembert Baron von der Osten-Sacken war am 2. Dezember 1789 als Sohn des Erbherrn auf Peuckern und Badenhof in Livland, Reinhold Friedrich Baron von der Osten-Sacken, geboren, erhielt sammt seinen beiden jüngeren Brüdern seine Erziehung zuerst bei dem Pastor Dr. Vollbarth (nachherigen Prediger an der St. Petri-Kirche zu Petersburg und Vize-Präsidenten des General-Konsistoriums) in Mohilew, dann in der Herrnhuter-Kolonie Groß-Hennersdorf in Sachsen, studirte in Heidelberg in den Jahren 1809—1811 und wurde dann, da er einmal den väterlichen Landbesitz übernehmen sollte, theoretisch beim ausgezeichneten Pädagogen und Landwirth Fellenberg in der Schweiz und praktisch zu Pfeddersheim in der Nähe von Worms ausgebildet. Die Landwirthschaft entsprach jedoch nicht den vorwiegend litterarischen Neigungen Sackens — er gab die bisherigen Lebenspläne auf und ging 1817 nach St. Petersburg, wo er durch den Direktor des Lyceums von Zarskoje Sselo, Georg von Engelhardt, eine Anstellung als Gouverneur und Bibliothekar an dieser Schule fand. Gleichzeitig war er litterarisch thätig — er arbeitete an einer Uebersetzung von Karamsins Geschichte des Russischen Staates.[1]) Als Graf Lambert Direktor des Departements für auswärtigen Handel wurde und Reformen einführte, welche die Kreirung mehrerer neuen Posten nothwendig machten, trat Baron Sacken in dieses Ressort ein und hat hier die in deutscher Sprache erscheinende „Sanktpetersburger Handelszeitung“[2]) redigirt. Seit 1829 auch an der Akademie der Wissenschaften als Gehilfe des Redakteurs der „St. Petersburger Zeitung“ angestellt, hat er es augenscheinlich mit Rücksicht auf sein Amt im Finanzressort nicht für möglich gehalten, nach Wulffert's Abgange den Posten des leitenden Redakteurs anders als stellvertretend zu übernehmen, und ist auch, nachdem er das

[1]) Die drei ersten Bände sind von F. von Hauenschild, der vierte und der größte Theil des fünften von Alexander von der Osten-Sacken, der Rest des fünften und der sechste von Aug. v. Oldekop, die vier letzten von Dr. Oertel übersetzt worden. Sacken wird als Uebersetzer nicht genannt, doch führt Oldekop in der Vorrede zum vierten Theile (10. März 1823) an, daß infolge der Abreise Hauenschilds in's Ausland ein anderer achtbarer Herr diesen Theil und den größten Theil des fünften übersetzt, er selbst aber auf die Bitte des Uebersetzers die Korrektur des Styls besorgt habe. Daß Alexander Baron Sacken dieser Uebersetzer gewesen ist, bezeugt ein an ihn gerichteter, in deutscher Sprache abgefaßter Brief Karamsins aus dem Jahre 1822, der sich in seinem Nachlasse gefunden hat.

[2]) Vgl. Seite 146.

Blatt ungefähr ein Jahr lang im Geiste Wulfferts geleitet und der neue Chefredakteur, der im Mai 1834 ernannt worden war, sein Amt angetreten hatte, völlig aus dem akademischen Dienste ausgeschieden. Am 28. August 1834 meldet er, daß der neue Leiter des Blattes seine Obliegenheiten übernommen hätte, er aber um Verabschiedung bitte, da sich die Beschäftigung an der Zeitung mit seinem Amte nicht vertrüge. Nachdem er es in seinem Dienste bis zum Kollegienrath gebracht, siedelte er 1853 nach Wiesbaden über, wo er 1866 gestorben ist und auch begraben liegt. Verheirathet war er mit Natalie von Engelhardt, der Tochter seines Chefs am Lyceum.[1])

Der Mann, der im Sommer des Jahres 1834 die Leitung der „St. Petersburger Zeitung" übernahm, gehört zu den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten, die uns in der Geschichte der Akademie überhaupt entgegentreten: es ist Peter von Köppen. Trotz seiner kurzen Wirksamkeit als Chefredakteur der Zeitung — er ist nur $1^1/_2$ Jahre im Amt gewesen — hat er auch auf ihr Wesen einen maßgebenden Einfluß ausgeübt.

Köppen wurde[2]) am 19. Februar 1793 als Sohn des Dr. med. Johann Friedrich Köppen aus Schwedt an der Oder in Brandenburg, der im Jahre 1786 nebst 29 anderen Aerzten von der Kaiserin Katharina II. nach Russland berufen worden war, in Charkow geboren, wo sein Vater Verweser des Medizinalwesens war. Im Jahre 1808 starb Joh. Friedr. Köppen und hinterließ eine Wittwe mit 9 Kindern. Der älteste Sohn, Peter, war schon ein Jahr früher, im Alter von 14 Jahren, wegen der pekuniären Verhältnisse im Vaterhause in den Staatsdienst getreten, und zwar in die Charkowsche Gouvernements-Zeichenkammer, wo er sich unter der Leitung von Landmessern die zu topographischen und kartographischen Arbeiten nöthigen Kenntnisse erwarb, die ihm später von großem Nutzen gewesen sind. Gleichzeitig besuchte er die Vorbereitungsklasse der im Jahre 1805 gegründeten Universität Charkow. 1810 verließ er den Dienst in der Zeichenkammer, trat in die Universität ein und promovirte 1814 zum Magister der Jurisprudenz. Nach absolvirtem Studium begab er sich nach St. Petersburg, wo er durch seinen Onkel Janowski eine Anstellung im Postdepartement fand und durch den Verkehr in den Familien Janowski's, des Historikers Friedrich von Adelung und Professor Jacob's in das geistige Leben der Residenz hineingezogen wurde. Er beschäftigte sich mit philosophischen Studien (von seiner Vertrautheit mit Mendelssohn, Schelling, Oken und Schiller legt sein Manuskript „Die Welt der Ideale" Zeugniß ab) und war Mitglied der tonangebenden Vereine Petersburgs, der Philantropischen Gesellschaft und der „Freien Gesellschaft von Freunden der Russischen Litteratur". Im Jahre 1818 lenkte Köppen durch eine historische Arbeit die Aufmerksamkeit des Reichskanzlers Rumjanzew auf sich und dieser große Mäcen empfahl ihn dem Minister des Inneren Kosodawlew, der ihn zu seinem Beamten für besondere Aufträge und zum zweiten Redakteur der „Ssewernaja Potschta" machte, die ja aber schon bald darauf einging. Um Russland kennen zu lernen, veranlaßte er seine Abkommandirung zu einer Revision der Poststationen in Weißrussland, Kaukasien und der Krim, und beschäftigte

[1]) Die Daten über das Leben Alexander Sackens verdanken wir größtentheils der Liebenswürdigkeit seines Neffen, des Geheimraths Fr. Baron von der Osten-Sacken.

[2]) Unsere Quelle ist hier die im Aprilheft der „Русская Старина" des Jahres 1893, pag. 88—106, erschienene Biographie Köppens, die seinen Sohn, F. von Köppen, zum Verfasser hat und auf die Autobiographie P. von Köppens zurückgeht.

sich auf dieser Reise mit topographischen, ethnographischen, statistischen und archäologischen Studien. Das hat er auch später auf allen seinen Fahrten gethan, die ihn von Finnland bis zum Terek, von Wjatka bis Bessarabien führten: stets hat ihn sein wissenschaftliches Tagebuch begleitet. Als sein Protektor Kosodawlew starb, trat er aus dem Staatsdienste — der herrschende Mysticismus behagte ihm nicht — und machte 1822 eine Reise in's Ausland, auf der er vor Allem die Länder der österreichischen Krone kennen lernte und mit den Slavisten Oesterreichs in Verkehr trat. 1824 kehrte er über Deutschland zurück, wurde Beamter zu besonderen Aufträgen beim Minister der Volksaufklärung Schischkow und gab 1825—26 die „Bibliographischen Blätter" in russischer Sprache heraus, die ihm eine Denunciation von Seiten des berüchtigten Magnizki eintrugen. Er wurde angeklagt, gegen die Regeln der orthodoxen Kirche geschrieben zu haben, doch endigte der Prozeß mit seiner Freisprechung. 1827 vertauschte er seine bisherige Stellung gegen die eines Gehilfen des Ober-Seidenbauinspektors Steven und kam so in die Krim, die er schon 1819 so lieb gewonnen, daß er den Wunsch geäußert, hier leben und sterben zu können. 1829 kaufte er das Gut Karabagh bei Aluschta und im folgenden Jahr gründete er sich sein eigenes Heim. Er heirathete Alexandra von Adelung, die Tochter Fr. v. Adelungs. Das junge Paar hatte gleich in der ersten Zeit Schweres zu durchleben: die Cholera kam in die Krim und Köppen war einer von denen, die unter den entsetzlichen antisanitären Verhältnissen der Krim die Seuche zu bekämpfen hatten. Er nahm Wohnung im alten Palast der Chane zu Baktschissarai und die junge Frau theilte seine Gefahren. — Als Gehilfe des Ober-Seidenbauinspektors konnte er durch weitere große Reisen seine Wißbegierde stillen: von Amtswegen hatte er im ganzen Gebiet zwischen Wolga und Dnestr Fahrten zu machen und im Auftrage M. S. Woronzow's bereiste er die Ufer der taurischen Halbinsel. 1834 trat er als Redakteur der „St. Petersburger Zeitung" in den Dienst der Akademie der Wissenschaften, zu deren korrespondirendem Mitgliede er bei Gelegenheit des 100-jährigen Jubiläums derselben, am 29. Dezember 1826, gewählt worden war. 1825 hatte ihm die Universität Tübingen den Doktorhut verliehen.

Die erste Sorge des neuen Redakteurs war es, der Zeitung tüchtige Arbeitskräfte zu sichern — zunächst besaß er ja infolge von Sackens Ausscheiden nicht einmal einen etatmäßigen Gehilfen. In der ersten Zeit helfen ihm der Doktor der Universität Jena Hermann Schad, der im Departement für auswärtigen Handel angestellte Gouvernements-Sekretär Fedor von Wistinghausen (Mitarbeiter der „St. Petersburger Zeitung" bis zum 1. September 1836, wo er St. Petersburg verließ, um als Beamter zu besonderen Aufträgen des Chefs des Revaler Zollbezirks nach Estland zu gehen) und der preußische Unterthan Ernst (Arist) Rippa, denen er am 5. Oktober eine pekuniäre Entschädigung auswirkt; seit dem 1. Oktober fungirt als sein etatmäßiger Gehilfe der Hofrath Leonhard (Leonti) von Budberg, einer der ersten Studirenden der Universität Dorpat.[1]) Am 1. Februar tritt der Dr.

[1]) Album Acad. der Kais. Univ. Dorpat, Nr. 34. Leonhard v. Budberg, aus Livland, geb. 18. März 1785, jur. 1802—1805. Lehrer am Pagenkorps in St. Petersburg, Hofrath, † zu St. Petersburg 24. Juni 1848. Nach Recke und Napiersky I, 292 und Napiersky und Beise I, 100, wo auch die Schriften Budbergs (darunter „Victor und Constantia oder Pflicht triumphirend über Leidenschaft") aufgeführt werden, ist Budberg Korrespondent ausländischer Blätter gewesen.

jur. der Universität Basel, Carl Gengenbach, der Sproß eines schon zur Reformationszeit hervorragenden Baseler Geschlechts, an die Stelle Budbergs, welcher letztere jedoch Mitarbeiter der Zeitung blieb. Um dem Blatte die Mitwirkung namhafter Gelehrten zu sichern, fragt Köppen beim ständigen Sekretär der Akademie an, wie viel sie für ihre Artikel erhalten könnten und bekommt die Antwort, daß man ihnen 200 Sonderabdrücke ihrer Arbeiten bewilligen könne, was den von ihm gewonnenen Männern der Wissenschaft auch genügt hat (Prot. vom 7. Nov 1834). Im Protokoll vom 9. November erfahren wir von neuen Wünschen des eifrigen Redakteurs: er bittet um die Anschaffung eines neuen Kastens deutscher Schrift für die Druckerei, da die bisherigen Vorräthe besonders deshalb nicht genügten, weil die Autoren die Korrektur selbst läsen und der Satz daher lange stehen bleiben müsse. Eine sorgfältige Korrektur sei schon deshalb nothwendig, weil die ausländischen Blätter die halboffiziellen Artikel sofort abdruckten. Unter den bestehenden Verhältnissen müsse er auf den Satz gar zu lange warten: einen Artikel, den er am 22. Oktober in die Typographie geschickt, habe er erst am 27. Oktober zurückbekommen. Der zweite Wunsch Köppen's ist die Gewährung eines offiziellen Redaktionssiegels, wie es der Redakteur der „Pet. Wed." Ssemenow (Pesarovius war im Januar 1834 zurückgetreten) schon erhalten hatte. Das eigene Siegel war insofern von besonderem Werthe, als es die Korrespondenz von den Gewichtgeldern befreite. Drittens bat Köppen, der Etat der Redaktion möge um 2000 Rub. erhöht werden, die er zur Entlohnung der Mitarbeiter brauche. Die Bitten werden zu Beginn des Jahres 1835 von dem Präsidenten Uwarow (seit 1833 war er auch Minister der Volksaufklärung) gewährt. Im Januar werden die 2000 Rub. ausgeworfen und am 5. März hat die „St. Petersb. Ztg." auch ein eigenes Siegel. Ob auch neue Schrift angeschafft worden, haben wir aus den Protokollen nicht ersehen können, halten es aber für sicher. Am 2. April 1835 erfolgt auf eine Anfrage Köppens hin eine sehr wichtige prinzipielle Entscheidung. Soll es, hatte er gefragt, auf dem Titelblatte für den ganzen Jahrgang des Blattes wie bisher, „gedruckt von der Akademie der Wissenschaften", oder „gedruckt bei der Akademie der Wissenschaften" heißen? Das Letztere scheine ihm den thatsächlichen Umständen mehr zu entsprechen. Die Entscheidung des Verwaltungskomités erfolgt ganz in seinem Sinne: auf dem Titelblatte soll es heißen „gedruckt bei der Akademie der Wissenschaften", und außerdem soll am Schlusse jeder Zeitung der Name des Redakteurs gedruckt werden, „damit die Akademie der Verantwortlichkeit enthoben werde". Dieser Beschluß soll auch dem Redakteur der „Pet. Wed." bekanntgegeben werden. Seit dem 1. Januar 1836 trägt thatsächlich jede Nummer der Zeitung die Unterschrift des Redakteurs.

Mit dem Beschluß vom 2. April 1835 hatte das Verwaltungskomité thatsächlich die selbständige Existenz der Zeitung anerkannt. Die politische Lage hatte die Akademie veranlaßt, klar und deutlich auszusprechen, was sich eigentlich schon aus dem Reglement von 1803 ergab — daß die Herausgabe von politischen Zeitungen keine Funktion der Akademie der Wissenschaften sei. Des Schutzes und der Förderung von Seiten der Akademie hat sich die „St. Petersburger Zeitung" auch nach dem 2. April 1835 noch Jahrzehnte hindurch erfreut, im Prinzip war aber ihre völlige Abtrennung schon damals entschieden. — Wie wenig sich das Verwaltungskomité in die Angelegenheiten des Blattes einmischen wollte, bewies schon in demselben Jahre seine Stellungnahme zu einer neuen Eingabe Köppen's. Am 2. Juli zeigte er dem Verwaltungskomité an, daß sich mehrere Leser des Blattes mit

ihren Wünschen an die Redaktion gewandt hätten: sie wollten einen vollständigeren Kurszettel, als ihn die Makler gäben (z. B. auch den Kurs der Mineralwasser-Gesellschaft), und hätten ferner das Verlangen, daß das Wort „Eingesandt", welches ihnen langweilig geworden, in der Zeitung nicht mehr gebraucht werde, da ja Alles, was zum Abdruck gelange, der Redaktion „eingesandt" worden sei. Köppen bemerkt hierzu in seiner Eingabe, daß er das Wort „Eingesandt" nicht missen könne (augenscheinlich ist es damals, wie jetzt, benutzt worden, um zu kennzeichnen, daß die Redaktion die Aeußerungen des Einsenders als etwas von ihr Unabhängiges aufgefaßt wissen wolle), und theilt dem Komité ferner mit, er habe sich zu der Erklärung genöthigt gesehen, daß der Inseratentheil die Redaktion nichts angehe und man sich in diesen Angelegenheiten an die sogenannte Zeitungsexpedition zu wenden habe (eine identische Erklärung ist auch von seinem Nachfolger abgegeben worden). Das Verwaltungskomité erklärt zu allem diesem, es halte allerdings für richtig, daß mehr Kursnachrichten gebracht würden, überlasse aber alles Andere dem Ermessen des Redakteurs.

Das Intelligenzblatt der „St. Petersb. Ztg.", dessen Köppen in seiner Eingabe Erwähnung thut, wechselte in diesem Jahre seinen Herausgeber: der alte Christian Neumann nahm am 6. September 1835 seinen Abschied. Zu seiner Biographie haben wir nur noch Einiges hinzuzufügen, was wir in seiner Dienstliste gefunden: er besaß ein eigenes Haus auf der Petersburger Seite, hatte den Wladimir-Orden 4. Klasse bekommen, war in die Adelslisten eingetragen worden, hatte 14 Kinder, die gleich seiner Frau griechisch-orthodoxer Konfession waren, und ist, wie wir aus der Dienstliste vom Jahre 1835 ersehen, auch selbst zur Orthodoxie übergetreten. — An Neumanns Stelle wurde der Estländer Alexander Hoeppener (geboren am 17. Dez. 1805 in Reval, Sohn des Kaufmanns Johann Hoeppener, besuchte das Revalsche Gymnasium, Studiosus der Jurisprudenz in Dorpat von 1826—31, graduirter Student 1834[1]), Herausgeber.

Am 18. Oktober 1835 hatte Köppen dem Verwaltungskomité etwas sehr Ernstes vorzustellen. Er beklagte sich über den Zensor Zierlein, welcher die am 10. Oktober angelangte Wiener Nachricht vom Eintreffen Seiner Majestät des Kaisers, die er ihm an dem Abend desselben Tages zugeschickt, nicht gestattet hatte, während die „Ssewernaja Ptschela" in der Lage war, am nächsten Tage diese hochwichtige Meldung zu veröffentlichen. Natürlicherweise würden die Leser der „St. Petersb. Ztg." das Fehlen dieser Nachricht dem geringen Eifer der Redaktion zuschreiben, ja es sei sogar möglich, daß man zur Annahme gelange, die Verweser der akademischen Zeitungen ließen sich von den Herausgebern privater Blätter durch Bestechungen bestimmen, die allerwichtigsten Nachrichten wegzulassen. Köppen weist darauf hin, wie sehr solche Vorkommnisse der Konkurrenz der ausländischen Blätter in die Hände spiele: die „Preußische Staatszeitung", welche solche Nachrichten bringe und wohlfeiler sei, als die „St. Petersb. Zeitung", werde in 350 Exemplaren durch das St. Petersburger Postamt bezogen. Das Verwaltungskomité stellt sich ganz auf die Seite Köppens: es faßt den Beschluß, durch Vermittelung des Ministers der Volksaufklärung um die Ernennung eines anderen, weniger vorsichtigen Zensors zu bitten. Den akademischen Zeitungen sei ja im Zensurreglement eine bevorzugte Stellung eingeräumt. — In den Protokollen des Komités haben wir nichts darüber

[1]) Axel von Gernet, Album Estonorum, Nr. 131.

gefunden, ob der Klage gegen den Wirkl. Staatsrath Zierlein Folge gegeben worden sei, wohl aber, daß Köppen und der Redakteur der „Pet. Wed.“, Komowskoi, der sich ja in derselben Lage befand, wie sein Kollege, im Dezember (das Schreiben des Vize-Präsidenten an das Verwaltungskomités trägt das Datum des 3. Dezembers) auf ihr Gesuch hin verabschiedet werden. Die Motive der Abschiedsgesuche werden nicht genannt. An Komowskoi's Stelle trat sein Gehilfe Otschkin, der dann Jahrzehnte hindurch diese Stellung innegehabt hat, Köppens Nachfolger aber wurde der Professor am Pädagogischen Haupt-Institut, Dr. Friedrich Lorentz.

So schied denn Peter von Köppen aus der Redaktion, aber seine Thätigkeit war nicht umsonst gewesen: auch nach ihm hat die „St. Petersburger Zeitung“ das vornehme, wissenschaftliche Gepräge bewahrt, das ihr Köppen gegeben, und die Etaterhöhung, die er ausgewirkt, blieb bestehen. Sein Versuch, in politischen Dingen dem Blatte größere Freiheit zu sichern und hierdurch die gefährliche Konkurrenz der Blätter Deutschlands zu bekämpfen, die wir ohne Zweifel als eine der Ursachen des seit dem Beginn der 30er Jahre beginnenden materiellen Niederganges der Zeitung anzusehen haben, war leider gescheitert, und alle Bemühungen, welche die Akademie später machte, um den Absatz zu vergrößern, sind fruchtlos gewesen. Es half nichts, daß sie das Minimum des Absatzes, dessen Ueberschreitung dem Redakteur und seinem Gehilfen eine Gratifikation sicherte, auf 1000 Exemplare ermäßigte und die Gratifikation auf 3 resp. 1½ Rbl. pro Exemplar erhöhte, die Zahl der vertriebenen Exemplare, die 1834 991 betragen hatte, sank noch weiter: im Jahre 1840 wurden 720 Exemplare abgesetzt.

Im Jahre 1836 ist Köppen noch ständiger Mitarbeiter der Redaktion gewesen, am 27. Januar 1837 wurde er Adjunkt für Statistik und hiermit hat wohl seine regelmäßige journalistische Thätigkeit ihr Ende gefunden. Werthvolle wissenschaftliche Beiträge hat er der „St. Petersburger Zeitung“ auch weiterhin geliefert. Am 20. Dezember 1839 wurde er außerordentlicher, am 1. April 1843 ordentlicher Akademiker, fuhr fort, Russland zu bereisen und die werthvollsten statistischen, geographischen, ethnographischen und archäologischen Arbeiten zu liefern. 1845 war er einer der Gründer der Russischen Geographischen Gesellschaft. Seiner bibliographischen Forschungen haben wir schon früher Erwähnung gethan. In der letzten Nummer der „St. Petersburger Zeitung“, die unter seiner Redaktion erschien, veröffentlichte er G. F. Müllers Angaben über die Gründung und die ersten Jahre der „St. Petersburger Zeitung“ und fügte noch weitere Daten über das Format und die Häufigkeit des Erscheinens des Blattes in den späteren Zeiten hinzu. Die Titel der großen wissenschaftlichen Arbeiten Köppens hier anzuführen, wäre zwecklos. Ein recht vollständiges Verzeichniß hat Kunik im XII. Bande der „Ученыя записки“ (1868) geliefert. Am 29. Dezember 1859 wurde Köppens 50-jähriges Dienstjubiläum gefeiert und mit Recht konnte er hier sagen, daß er sein ganzes Leben Russland geweiht habe. Bald darauf machte seine schon vorher erschütterte Gesundheit es nothwendig, daß er sich ganz nach Karabagh zurückzog, wo er in der Nacht auf den 23. Mai 1864 starb und in einem Cypressenwalde, den er selbst auf einem alten griechischen Friedhofe angelegt, begraben wurde. Sein Portrait findet sich im Aprilheft der „Russkaja Starina“ vom Jahre 1893.

Nach dem großen Statistiker und Ethnographen wurde ein bedeutender Historiker Chefredakteur der „St. Petersburger Zeitung“ — Friedrich Lorentz, geboren zu Kreuznach am 9. November (28. Oktober) 1803. Lorentz erhielt seine

gelehrte Bildung zunächst auf dem Kreuznacher Gymnasium, dann auf der Universität Heidelberg, wo er Schlosser näher trat, durch dessen Vermittelung er Hauslehrer in einer englischen Familie wurde, was ihn zu eingehender Beschäftigung mit der englischen Sprache und Litteratur führte. 1826 promovirte er in Berlin mit der Dissertation: „De statu, in quam Sicilia a Normannis redacta sit". Von seiner Uebersetzung des Dio Cassius erschien der erste Band, außerdem übertrug er Turner's Geschichte des Königs Alfred. 1828 habilitirte er sich in Bonn mit der Schrift „De Carolo Magno litterarum fautore" und 1829 erschien sein geschätztes Buch über Alcuin, das der Vorläufer eines umfassenden Buches über die karolingische Zeit sein sollte. Es erschien aber nur noch in Raumers historischem Taschenbuch ein Aufsatz über Karls des Großen Privat- und Hofleben. Nachdem er nämlich im Jahre 1830 außerordentlicher Professor in Halle geworden, folgte er 1832 einem Rufe als Professor der allgemeinen Geschichte an das von Kaiser Nikolaus I. gegründete pädagogische Hauptinstitut zu St. Petersburg, was ihn jenen Studien entfremdete[1]).

In dieser Stellung übernahm er im Dezember 1835 auch das Amt eines Chefredakteurs der „St. Petersburger Zeitung", welches er drei Jahre lang verwaltet hat. Er ist der erste Redakteur unseres Blattes, der mit einem Programm vor seine Leser trat. In der ersten Nummer des Jahrganges 1836 veröffentlicht er einen mit seiner Chiffre „L." gezeichneten Artikel, in dem der historisch geschulte Geist des neuen Redakteurs hervortritt. Zunächst kennzeichnet er gleichsam den Quellenwerth der „St. Petersburger Zeitung". „Sie wird", sagt er, „zuerst dem Inlande die gebührende Aufmerksamkeit zuwenden". „Es ist dies das Feld, auf dem sie selbstständig dasteht und durch dessen fleißige Bearbeitung sie die Producte erzielen muß, vermittelst deren sie mit den ausländischen Blättern einen für beide Theile vortheilhaften Tauschverkehr anknüpfen kann". In Bezug auf die Behandlung der auswärtigen Politik entwickelt er die Prinzipien, auf die noch heute ein Blatt, das in dieser Hinsicht keine völlige Freiheit genießt, seine selbstständige Thätigkeit basiren kann. Die Zeitung — sagt Lorentz — verzichtet bei der Behandlung des Auslandes nicht auf Selbstständigkeit: „im Gegentheil, sie wird sich bemühen, durch Vorsicht in der Auswahl, durch Uebersichtlichkeit in der Zusammenstellung und durch Beifügung erklärender Notizen der Zeitung auch in diesem Punkte einen eigenthümlichen und unseren Verhältnissen angemessenen Charakter zu geben." Nachdem er dann noch die Wichtigkeit der Börse als Barometer der politischen Atmosphäre erwähnt, konstatirt er mit Bedauern die Abhängigkeit des Journalisten vom Gerüchte, welches nunmehr noch bequemer und schneller, als es Shakespeare geschildert, durch die Zeitungen seine Erfindungen und Uebertreibungen verbreite. Er tröstet sich mit dem Gedanken, daß auch die Gerüchte, welche die Welt durchziehen und die Gemüther bewegen, einen Theil der Tagesgeschichte bilden und bittet die Leser um Nachsicht, wenn solche Gerüchte erst nach einigen Tagen ihre Bestätigung oder ihre Widerlegung finden sollten. Am Schlusse seines Programmartikels appellirt Lorentz an die Deutschen Russlands: „Die Redaktion ersucht Alle, welche sich dafür interessiren, daß diese Zeitung auf eine würdige Weise die deutsche Bildung in Rußland repräsentiren soll, um ihre gütige Mitwirkung. Es leben so viele Deutsche in allen Provinzen des Reichs zerstreut, die nur den Schatz ihrer Erfahrungen zu öffnen brauchen, um die

[1]) Wir entnehmen diese Angaben Wattenbachs Aufsatz über Lorentz in der „Allgemeinen deutschen Biographie." XIX, 178, 179.

interessantesten Mittheilungen über die Kulturverhältnisse der von ihnen bewohnten oder besuchten Gegenden machen zu können. An diese wendet sich die Redaktion mit der Bitte um gefällige Beiträge; sie wird dieselben mit Dank annehmen, sie so schnell als möglich mit der Unterschrift ihrer Verfasser abdrucken lassen und auf Verlangen anständig honoriren."

Wie schon erwähnt, hat Köppen sich im Jahre 1836 zu ständiger Mitarbeit an der Redaktion bereit erklärt. Lorentz zeigte dieses dem Verwaltungskomité an und gab seiner Befriedigung darüber Ausdruck, daß der Redaktion ein so kenntnißreicher und geschickter Mitarbeiter gesichert werde. Das Verwaltungskomité hatte natürlich nichts dagegen einzuwenden, wenn es sich auch außer Stande erklärte, Köppen statt des ausbedungenen Gehalts von 500 Rbl. seine bisherige Wohnung zu lassen. Etatsmäßiger Gehilfe des Chefredakteurs blieb Dr. Gengenbach bis zum 1. Juni 1836, wo er seinen Abschied nahm, um einem Rufe als Redakteur der Baseler Zeitung folgen zu können[1]). Ein Kollege Lorentzens vom pädagogischen Hauptinstitut, der Professor-Adjunkt der deutschen Litteratur Hofrath Maier, wurde sein Nachfolger. Auf die auswärtigen Mitarbeiter der „St. Petersb. Ztg." zur Zeit Lorentzens und seiner nächsten Vorgänger und Nachfolger werden wir weiter unten eingehen.

Nach ungefähr dreijähriger redaktioneller Thätigkeit, im November 1838, hat Lorentz sein Amt niedergelegt, doch haben wir nicht einmal eine plausible Vermuthung darüber, was ihn dazu bewogen. Von irgend welchen Unannehmlichkeiten, welche er als Redakteur gehabt, erfahren wir nichts; die Thatsache, daß zwei Monate nach ihm auch sein Gehilfe, der Hofrath Maier, seinen Abschied nahm, braucht mit seinem Rücktritt in keinem inneren Zusammenhang zu stehen. Lorentzens Stellung in der deutschen Gesellschaft muß sehr bedeutend gewesen sein, denn als am 4. August 1840 der Direktor der deutschen Hauptschule zu St. Petri, Eduard von Collins, starb, da wurde er trotz seiner vielen Mitbewerber (erst 16, dann 5) fast einstimmig am 6. Nov. 1840 zum Direktor gewählt. Casimir Lemmerich, der Geschichtsschreiber der St. Petri-Gemeinde, der uns dieses mittheilt, hat auch den Text der Antrittsrede Lorentzens angeführt. Er erklärt in ihr, daß er seine Aufgabe als eine wesentlich konservative betrachte, und ist dieser Richtung während der ganzen Dauer seines Amtes treu geblieben, obgleich sich sowohl im Publikum als auch unter den Lehrern Widerspruch erhob. Es sind goldene Worte, die er zur Vertheidigung seines Systems am 4. Febr. 1857 im Direktorium gesprochen hat: „Es ist schon oft bemerkt und im Interesse der Schule beklagt worden, daß bei uns selten eine Einrichtung dazu gelangt, sich zu ihrer vollen Wirksamkeit und Kraft zu entfalten, weil mit jedem neuen Chef der Schule ein Wechsel des Systems einzutreten pflegt. Es scheint, als fühle sich ein neuer Chef der Schule erst dann in seinem Berufe und in seiner Macht wenn er alles umgestaltet; — die oft leichtere, aber auffallendere Thätigkeit, alles anders zu machen, hat für ihn mehr Reiz, als die oft schwierigere und bescheidenere Aufgabe, die vorgefundene Einrichtung zu konserviren und weiter zu bilden." Als Lorentz diese Rede hielt, war er bereits entschlossen, seiner pädagogischen Thätigkeit

[1]) Dr. Gengenbach hat sich in St. Petersburg, wo er sich ungefähr 3 Jahre lang aufgehalten hat, auch als Dichter einen Namen gemacht. Im Jahre 1834 wurde sein „Liederkranz" in der „St. Petersb. Ztg." recht günstig rezensirt.

in St. Petersburg zu entsagen und in die Heimath zurückzukehren. Nach 25jähriger Arbeit am pädagogischen Hauptinstitut und 17jähriger an der St. Petri-Schule schied er im Sommer 1857 aus der russischen Residenz, in der er ein vortreffliches Andenken hinterließ. „Wie man auch über ihn als Direktor urtheilen mag," schreibt Lemmerich, „Niemand wird ihm das Zeugniß versagen, daß er nicht blos zu den gebildetsten und gelehrtesten, sondern auch zu den rechtlichsten und humansten Männern unserer Zeit gehörte[1]). Lorentz wandte sich nach Bonn, wo er Professor honorarius wurde, aber schon 1858 von einem Lungenleiden ergriffen ward und am 10. Mai (28. April) 1861 starb. In Petersburg hatte er noch ein Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte verfaßt, welches von der Akademie, deren korrespondirendes Mitglied er seit 1840 war, mit der Demidow-Prämie gekrönt wurde. Nach einem vollständig ausgearbeiteten Kollegienheft von ihm hat Th. Bernhardi im Jahre 1867 die „Neueste Geschichte von 1815—1856" herausgegeben. — Lorentz' Oelportrait hängt in der Aula der Petri-Schule.

Zum Chefredakteur der „St. Petersb. Zeitung" war am 25. November 1838 an Lorentzens Stelle August von Oldekop ernannt worden, ein alter Journalist, der aus Riga stammte, seit seiner Jünglingszeit aber im Innern des Reiches und in Moskau gelebt hatte. Am 1. September 1786 als Sohn des Sekretärs des Rigaschen Rathes geboren, erhielt er seine erste Bildung im elterlichen Hause, besuchte dann die Domschule seiner Vaterstadt und bezog nach beendigtem Kursus die Universität Moskau[2]), auf der er anfangs Medizin, dann Naturgeschichte und Sprachwissenschaft studirte. Schon als Student arbeitete er als Lehrer an der Willerschen Anstalt in Moskau und erhielt dann, nachdem er den Kandidatengrad erworben, zu Beginn des Jahres 1811 die Stellung eines Lehrers an der lutherischen Kirchenschule in Archangel. In dieser Stadt heirathete er im November desselben Jahres, obgleich er aber hierdurch, wie sein Biograph bemerkt, in verwandtschaftliche Verhältnisse trat, die ihn an Archangel hätten fesseln können, so genügte doch der beschränkte Wirkungskreis seinem thätigen Geiste nicht. 1815 ging er nach St. Petersburg und eröffnete hier eine Pensionsanstalt, trat als Zensurbeamter in den Staatsdienst und widmete sich, nachdem er seine Anstalt aufgegeben hatte, schriftstellerischen Arbeiten. 1821 erschien seine „Cacographie ou Exercises sur les principales difficultés de la langue française", und 1822—1826 gab er die bereits erwähnte „St. Petersburgische Zeitschrift" heraus, die gleich vielen seiner späteren Unternehmungen den Zweck hatte, das deutsche Publikum mit Russland und seiner Litteratur bekannt zu machen. So übersetzte er außer einem Theile der russischen Geschichte Karamsin's Thaddäus Bulgarin's sämmtliche Werke, ließ 1831 den „Russischen Merkur", eine Zeitschrift zur Kunde Rußlands in geschichtlicher, geographischer und belletristischer Beziehung" und 1833 die 10 Bändchen der „Schneeglöckchen", eine Sammlung von deutschen Uebersetzungen russischer Erzählungen und Novellen, erscheinen. Seinen Staatsdienst setzte er fort. Im Jahre 1826 bekleidete er das Amt eines Sekretärs der ausländischen Zensur und von 1828 an war er Zensor dramatischer Schriften in der 3. Abtheilung

---

[1]) C. Lemmerich, Geschichte der evangelisch-lutherischen St. Petri-Gemeinde in St. Petersburg. Zweiter Band. Geschichte der deutschen Hauptschule St. Petri, St. Petersburg, 1862, pag. 376—383, 389 und 390.

[2]) Es erscheint uns wahrscheinlich, daß Parrot in der oben angeführten Zuschrift vom Jahre 1805 Oldekop im Auge hat.

der Eigenen Kanzlei Seiner Majestät, und diesen Posten behielt er auch, als er 1838 Chefredakteur der deutschen akademischen Zeitung wurde.

Den Charakter der „St. Petersb. Ztg." hat auch Oldekop nicht zu verändern gesucht, ja der wissenschaftliche Charakter des Blattes hat sich unter ihm noch weiter ausgebildet. In der Behandlung der auswärtigen Politik ist keine Aenderung zu merken, die Eintheilung blieb die alte. Eine Eigenthümlichkeit der Oldekop'schen Zeit sind die Gedichte, mit denen seit 1841 der Jahrgang der „St. Petersb. Ztg." eingeleitet und beschlossen wird und die sich auch sonst eingestreut finden[1]). Auch die politische Tendenz kommt hier zum Ausdruck. So heißt es z. B. in dem Neujahrsgedicht von 1844, welches mit dem Namen des Autors — Bertels — versehen ist:

„Schüttelt die Hyder ihr Haupt, bewaffnend den Arm der Rebellen,
Daß er mit giftigem Stahl Schwüre und Eide zerhaut,
Daß er die Sichel, gewöhnt in üppige Saaten zu fallen,
Frevelnd erfaßt und im Blute tapferer Brüder sie taucht,
Ha! dann trifft im Nu, wie die Blitze der zürnenden Götter,
Heilige Rache; zermalmt blutet das dräuende Haupt!"

Auf den Einfluß des Chefredakteurs führen wir es auch zurück, daß zu Oldekop's Zeit der Besprechung russischer Litteraturerzeugnisse mehr Raum gewährt wird. Von Laschetschnikows „Послѣдній новикъ" (der letzte Page) ist die Redaktion im Jahre 1839 so entzückt, daß sie bemerkt: „Man glaube ja nicht, daß hier Uebertreibung gelte, wenn wir diesem Roman unter allen historischen Romanen Europa's die Palme reichen." — Etwas befremden muß das Verhältniß Oldekop's zu Bulgarin, dessen Werke er mit einem wahren Feuereifer übersetzt hat, obgleich sich der Redakteur der „Sjew. Ptschela" schon bei Lebzeiten in russischen litterarischen Kreisen wahrlich keiner Liebe und Achtung erfreute; allerdings haben die Dichtungen dieses Mannes einen ganz anderen Charakter, als seine Thaten, und auch während Wulfferts Redaktion scheint die „St. Petersburger Zeitung" zu ihm in einem überaus freundschaftlichen Verhältniß gestanden zu haben, während sich unter Köppen und dem Nachfolger Oldekop's ein entschieden kritisches Verhalten zu ihm konstatiren läßt. Wir haben uns wohl den dichterisch und musikalisch veranlagten Oldekop als eine friedfertige Natur zu denken. In seinem Nekrolog (Nr. 293 der „St. Petersb. Ztg." vom Jahre 1845) werden neben seiner Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit auch seine Dienstfertigkeit und Gefälligkeit, seine Heiterkeit, seine Religiösität und sein rührendes Verhältniß zu seiner Gattin gerühmt. — Oldekop ist bis zu seinem Tode Redakteur der „St. Petersb. Zeitung" und zugleich auch Beamter im Ministerium des Innern geblieben. Seit dem Sommer 1844 fing seine Gesundheit, die niemals kräftig gewesen war, an zu leiden und im Herbst vermehrte sich sein Uebel, das ihn jedoch von der Erfüllung seiner Berufspflichten nicht abhalten konnte. Schließlich mußte sich die ärztliche Kunst darauf beschränken, seine Schmerzen zu lindern, und der 10. Februar 1845 machte seinen Leiden sowie seinem thätigen Leben ein Ende. In ihrer Nummer vom 11. Februar schrieb die „St. Petersb. Ztg."; „Gestern in den Nachmittagsstunden starb hier in Folge eines langwierigen und schmerzhaften Leidens der Redakteur dieser Zeitung, Collegien-Rath von Oldekop. Seiner Verdienste als vielseitiger und fleißiger Schriftsteller zu gedenken, bleibe einem anderen Male vorbehalten. Aber

[1]) Ein solches Gedicht haben wir allerdings schon zu Wulffert's Zeit gefunden.

daß er ein Ehrenmann war, voll Berufstreue und warmer Herzensgüte, das öffentlich anzuerkennen, wollen diese Blätter, die ihm mit einer sechsjährigen umsichtigen Leitung schulden, schon heute gern ihre Spalten öffnen." — Von seinen schriftstellerischen Arbeiten sind noch mehrere Wörterbücher (russisch-deutsch, deutsch-russisch, französisch-russisch und russisch-französisch), eine russische Grammatik für Deutsche und vor Allem seine „Geographie des russischen Reiches" zu nennen, die 1842 erschien, von Köppen rezensirt und bei der Vertheilung der Demidow-Prämie einer ehrenden Erwähnung gewürdigt wurde. — Begraben wurde Oldekop auf dem Smolenski-Friedhofe (Abteilung 3/5).

Als Gehilfe bei der Redaktion der „St. Petersb. Zeitung" hatte Oldekop schon seit dem 1. Februar 1839 Dr. Hermann Schmalz, ein Sohn des berühmten Landwirths und Professors an der Universität Dorpat Joh. Leberecht Friedrich Schmalz, zur Seite gestanden und er wurde auch von der Akademie zu seinem Nachfolger ausersehen. — Am 12. August 1807 zu Ponitz in Sachsen-Altenburg geboren, kam Schmalz schon in früher Jugend (1811) nach Ostpreußen, da sein Vater von der Regierung den Auftrag erhielt, auf den dortigen Domänen Kussen und Neuweide eine Musterwirthschaft nach sächsischer Art einzurichten. Von hier aus besuchte er die Gymnasien zu Tilsit und Gumbinnen, ging dann nach Königsberg und Leipzig, um Jura und Cameralwissenschaften zu studiren, promovirte um's Jahr 1833 in Berlin zum Doctor juris und wurde Landrathsamtsverweser in Quedlinburg. Während dieser Zeit hatte sein Vater die königlichen Domänen Kussen und Neuweide käuflich erworben und einen Ruf nach Dorpat als Professor der Oekonomie und Technologie erhalten, dem er im Jahr 1829 Folge leistete. Auf den Wunsch des Vaters, der in Dorpat zu einer sehr angesehenen Stellung gelangte (er ist der Gründer des Handwerker-Vereins), gab auch Hermann Schmalz den preußischen Staatsdienst auf und siedelte nach Dorpat über, wo er als Inspektor der von seinem Vater ins Leben gerufenen landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Kusthof wirkte, und sich auch schon damals journalistisch bethätigte. Am 2. Mai 1836 erschien in Dorpat die erste Nummer des von Dr. H. Schmalz unter Mitwirkung von K. von der Borg und W. Asmuß redigirten Wochenblatts „Der Refractor", das in demselben Verlage, wie das seit dem Januar 1836 bestehende „Inland" herauskam und ein Zentralblatt für das deutsche Leben in Russland werden wollte. In dem Programmartikel sagt Schmalz von seinem „Refractor": „Die drei Kepplerschen Regeln des Universums, die Regeln der Wahrheit, des Rechts und des Schönen, werden ihm immer heilig sein, immer nur wird er das Schickliche und Sittliche auf seinem Grunde spiegeln, überall auch seinen Standpunkt über den Verhältnissen zu gewinnen suchen, nie zum Persönlichen hinabsteigen, nie zerstören, verletzen oder kränken, überall will er aufbauen und begründen, überall Frieden stiften, anregen und erhalten, versöhnen und beschwichtigen." Anfangs hatte das Blatt auch vortreffliche Mitarbeiter: R. Baron Budberg (unter dem Namen Friedrich Jennyk), Glasenapp, Adalb. Köchy, H. von Brackel, A. von Weyrauch, Ludolf Schley u. And. K. v. d. Borg übersetzte für den „Refractor" den ersten Gesang des „Jewgeni Onegin". Schon ein Jahr nach seinem Erscheinen ereilte aber den „Refractor" das Schicksal unserer meisten ähnlichen Unternehmungen. Die Originalarbeiten blieben allmählich ganz aus und das Blatt schleppte sich, wie Nikolai Graf Rehbinder im „Inland" (1853, pag. 985) sagte, mit Nachdrucken langsam zu Tode. Mit dem Mai 1837 hörte es auf, Nr. 52 des Blattes war zwar gesetzt, erschien aber nicht mehr. Ob Schmalz schon jetzt, oder erst am Schlusse des

nächsten Jahres (das landwirthschaftliche Institut in Kusthof bestand nur bis 1839) Livland verlassen hat, wissen wir nicht — am 24. Januar 1839, wo er an Hofrath Maiers Stelle Gehilfe des Chefredakteurs der „St. Petersb. Ztg." wird, ist er jedenfalls schon Beamter im gelehrten Komité des Domänenministeriums. Auch im Lehrfache konnte er sich in St. Petersburg bethätigen — im St. Petersburger Seminar dozirte er Landwirthschaft, im Forst- und Meßinstitut Encyklopädie der Cameralwissenschaften und Landwirthschaft und hat den Professorentitel geführt.

Schon im ersten Jahre der selbstständigen redaktionellen Thätigkeit Schmalzens wird eine Reform durchgeführt — vom Jahre 1846 an hat die Zeitung ein Feuilleton, welches dasjenige, was in den anderen Rubriken mehr referirend behandelt wurde, weiter ausführen sollte, und zwar: „in größeren Artikeln über wichtige politische Ereignisse und hervorragende Persönlichkeiten; in Abhandlungen statistischen und ethnographischen Inhalts; in Anzeigen und Kritiken bedeutender Erscheinungen in der Litteratur und vorzugsweise der russischen; in Beurtheilungen verdienstlicher künstlerischer Leistungen; in sozialen Genrebildern" u. s. w. Auch belletristische Originalarbeiten sollten nicht ausgeschlossen sein, und da „für das Gesammtleben des russischen Reiches „St. Petersburg gleichsam die eine, Moskwa die andere Herzkammer sei", so sollten im Feuilleton vornehmlich die lokalen Zustände und Interessen beider Residenzen berücksichtigt werden. Das Wesen dieser Reform liegt in der Betonung des Lokalen und in der Zulassung des Belletristischen, Aufsätze wissenschaftlichen und künstlerischen Charakters hatte die „St. Petersb. Ztg." dieser Periode schon früher in reicher Fülle besessen und es wurde ihnen jetzt nur neben dem Belletristischen und Genrehaften ein besonderer Platz — die neu geschaffene Rubrik auf der ersten Seite „unter dem Striche" — angewiesen, ohne daß sich in ihrem Wesen etwas änderte. Das Programm Schmalzens, das die Ankündigung des Feuilletons enthält, ist in der Nummer vom 14. Dezember 1845 abgedruckt und geht auch auf die politischen Tendenzen der „St. Petersb. Ztg." ein. Schmalz sagt: „Indem die Redaktion, in deren Hände die Leitung der deutschen St. Petersburgischen Zeitung übergegangen ist, zur Pränumeration auf den Jahrgang 1846 einladet, will sie zugleich über ihre Aufgabe und Tendenz vor dem Publikum sich aussprechen. — Der einzigen, in den beiden Residenzen des Russischen Reichs in deutscher Sprache erscheinenden Zeitung ist von diesem Gegensatze die Aufgabe naturgemäß schon vorgezeichnet: sie hat zu vermitteln. Auf den Boden zweier Nationalitäten gelehnt, soll sie die Brücke seyn, auf der beide sich begegnen. Da dieser Vermittelungsprozeß nach zwei Seiten hin sich vollführt, muß auch die Betheiligung der Zeitung an demselben eine doppelte seyn: sie hat einerseits: das Verständniß Rußlands, hier, der deutsch redenden und lesenden Bevölkerung, dort, dem Auslande, dessen Begriffe darüber so mancher Berichtigung bedürfen, zu erschließen, andererseits: aus den verschiedenen Entwickelungs-Sphären des Auslandes und besonders Deutschlands das Wesentliche herüber zu führen. — Dieß der Ausgangspunkt der bei dem Blatte wirkenden Kräfte. Nach diesem Ziele hin laufen alle Thätigkeits-Richtungen; von ihm her kommen die Normen für Maaß und Behandlung des zu verarbeitenden Stoffes."

Der erste Gehilfe Schmalzens war der Hamburger Friedrich Ferdinand Löwe, wahrscheinlich ein Sproß der berühmten Schauspielerfamilie, geboren um das Jahr 1810, der zugleich Schriftführer des ständigen Sekretärs der Akademie war und die Korrektur der gelehrten Editionen der Akademie besorgte. Im Sommer 1847 hat Löwe, wohl weil Schmalz nach dem am 23. Mai zu Dresden erfolgte Tode

seines Vaters in's Ausland geeilt war, als stellvertretender Chefredakteur fungirt. Später (spätestens 1849) tritt Dr. Rudolf Minzloff, geboren 1811 in Königsberg, Dr. phil. der dortigen Universität, dessen Namen wir übrigens schon 1846 in der Zeitung finden und der als der erste Feuilletonist des Blattes bezeichnet werden kann, als Gehilfe an die Seite des Chefredakteurs. Minzloff[1]) war eine außerordentlich vielseitig begabte Persönlichkeit: er hat historische und bibliographische Studien[2]) getrieben, Werke Puschkins, Gogols, Krylows und Grigorowitschs ins Deutsche übersetzt, feuilletonistische Plaudereien, Humoresken, Theater- und Kunstkritiken für die „St. Petersb. Ztg." verfaßt, das Libretto der Oper „La meunière de Marly" geschrieben u. s. w. Von 1847 bis zu seinem Tode (1883) bekleidete er das Amt eines Bibliothekars an der Kaiserlichen Oeffentlichen Bibliothek und außerdem war er auch pädagogisch in verantwortlichster Stellung thätig: nachdem er Lehrer der deutschen Litteratur am Alexander-Lyceum gewesen, wurde er Erzieher des nachmaligen Kaisers Alexanders III. und der erlauchten Brüder desselben. — Als Gehilfe des Chefredakteurs der „St. Petersb. Ztg." nahm Minzloff am 1. Januar 1852 seinen Abschied und wurde durch den cand. jur. der Universität Dorpat Friedrich August Undritz (geboren am 23. April 1812, stud. jur. 1832—1838, cand. jur. 1840, Beamter an der Akademie der Wissenschaften 1849—1863, Zensor und Beamter zu besonderen Aufträgen beim Postdepartement. Hofrath. † in St. Petersburg am 2. Februar 1863[3]) ersetzt. Wie lange Undritz in diesem Amte gewesen, haben wir nicht feststellen können, 1858 ist jedenfalls wieder Löwe Gehilfe des Chefredakteurs. Schmalz hat sich redlich an das Programm vom 14. Dezember 1845 gehalten, trotz seiner bedeutenden wissenschaftlichen und guten feuilletonistischen Mitarbeiter einen materiellen Erfolg aber nicht erzielen können. Es half nicht einmal, daß im Jahre 1847, wo das Intelligenzblatt wieder in der Weise mit dem Hauptblatte vereinigt ward, daß es mit ihm auf demselben Bogen gedruckt wurde, trotz der Vergrößerung des Formats (die Zeitung wurde dreispaltig) eine Ermäßigung des Preises von 11 Rbl. 45 Kop. Silber[4]) (mit Zustellung 14 Rbl. 30 Kop.) auf 10 Rbl. (mit Zustellung 12 Rbl. 50 Kop.) eintrat. Die Akademie, welche die „Peterburgskija Wedomosti" am 1. Januar 1847 dem Redakteur Otschkin und dem Buchhändler Olchin in Pacht gab, hatte wohl jetzt ganz besonders das Bestreben, die Einträglichkeit der „St. Petersb. Ztg." zu heben, sah sich aber in ihren Erwartungen vollständig getäuscht. Es war beschlossen worden, die „St. Petersb. Ztg." in 1200 Exemplaren zu drucken, es fanden sich aber nur 555 zahlende Abnehmer (ca. 120 Exemplare wurden gratis vergeben), so daß die Auflage schon in demselben Jahre wieder auf 685 reduzirt werden mußte. Im Jahre 1848 wurden nur 554, im Jahre 1849 nur

[1]) Die Schreibart Münzloff, die wir neben „Minzloff" und „Minzlow" in der Zeitung finden, halten wir für die ursprüngliche, die anderen für Anlehnungen an das Russische und Französische, bleiben jedoch bei der später allgemein üblichen. — Die Daten über Minzloffs Leben stammen aus dem encyclopädischen Lexikon von Brockhaus und Efron.

[2]) Sehr interessant ist seine Polemik mit Dr. Walter wegen des Elzevir-Katalogs der Oeffentlichen Bibliothek. (Jahrgang 1862 der „St. Petersb. Ztg.").

[3]) A. Hasselblatt und Otto. Album academicum der Kaiserlichen Universität Dorpat. Nr. 3017.

[4]) Seit dem 1. Januar 1840 wurde auf Befehl der Regierung wieder nach Rubeln Silber gerechnet, wobei 3½ Rbl. Banko einem Rbl. S. gleichgesetzt wurden. 11 Rbl. 45 Kop. Silber sind nach diesem Kurse fast genau 40 Rbl. Banko.

518 Exemplare gegen Zahlung abgesetzt (Protokolle des Verwaltungskomités vom 11. und 22. März 1849), so daß der Vizeprädent Fürst Dondukow-Korssakow am 14. März 1849 eine Verringerung der Ausgaben für das Blatt durchsetzte, weil durch den Vertrieb der Zeitung unter den bestehenden Verhältnissen keine Reineinnahmen erzielt würden, ja ein großer Theil des Annoncenertrages zugesetzt werden müßte. Um Abhilfe zu schaffen, wird die Redaktion der Annoncenbeilage mit der Redaktion des Hauptblattes vom 1. Mai an vereinigt und der Etat der Zeitung von 4000 auf 3000 Rbl. herabgesetzt: der Chefredakteur bekommt hiervon 860 Rbl. Gage und 200 Rbl. Wohnungsgelder und kann den Rest für den zweiten Redakteur, das Mitarbeiterhonorar und die Korrektur verausgaben. Für den Fall, daß mehr als 550 bezahlte Exemplare abgesetzt werden sollten, wurden dem Chefredakteur von jedem weiteren Exemplar 20 pCt. versprochen, außerdem bezog er, wie früher der Redakteur des Intelligenzblattes, 5 pCt. der Annonceneinnahmen. Hoeppener, der bisherige Redakteur (diese präzisere Bezeichnung wird jetzt statt des früheren üblichen Titels „Herausgeber" gebraucht) des Intelligenzblattes, wird wohl bald nach der Durchführung dieser Beschlüsse St. Petersburg verlassen haben. Er ging nach Reval, wo er 1856 zum Rathsherrn gewählt wurde und am 20. Dezember 1873 starb.[1])

Schmalz scheint die Prämie von 20 pCt. niemals erhalten zu haben, denn das Herabgehen der Abonnentenzahl war ja vor Allem durch jene Verhältnisse bedingt, die Köppen in seiner Eingabe vom 18. Oktober 1835 berührt hatte und die sich jetzt, in der Periode der Februarrevolution, wahrlich nicht geändert hatten. Die akademischen Zeitungen büßten um diese Zeit auch jenes Scheinprivilegium ein, welches sie der Zensur gegenüber besaßen — auf der Sitzung des Verwaltungskomités vom 26. März 1848 ward ein Schreiben des Präsidenten Grafen Uwarow verlesen, welches die Mittheilung enthielt, daß die akademischen Zeitungen der allgemeinen Zensur unterworfen worden seien. Kurz vorher hatte sich die „St. Petersb. Ztg." einen ebenso auffallenden, wie charakteristischen Uebersetzungsfehler zu Schulden kommen lassen, doch lassen wir es dahin gestellt sein, ob hiermit die Unterwerfung der Blätter unter die allgemeine Zensur zusammenhängt. Am 16. März hatte sie das Allerhöchste Manifest vom 14. März veröffentlicht, welches gegen die revolutionäre Bewegung im Westen gerichtet war und folgendermaßen schloß: „Wir sind der Ueberzeugung, daß jeder Russe, jeder Unserer treuen Unterthanen, mit Freude dem Rufe seines Kaisers folgen wird, daß unsere alte Losung: für den Glauben, den Zaren und das Vaterland, auch jetzt uns den Weg zum Siege zeigen werde: und dann wollen wir im Gefühle ehrfurchtsvollen Dankes, sowie gegenwärtig im Gefühle heiliger Zuversicht auf den Herrn alle vereint ausrufen: „Mit uns ist Gott! erkennet es, ihr Völker, und beuget euch: denn mit uns ist Gott!" Statt „erkennet es, ihr **Völker**" hatte die Zeitung am 16. März gedruckt: „erkennet es ihr Heiden" (язычники = Heiden, языцы = Völker). Am 19. März stellte sie diesen Fehler zurecht, aber es ist nicht ausgeschlossen, daß man das Versehen bereits übel vermerkt hatte, wenn es auch aus der Stimmung der leitenden Kreise durchaus nicht mit Nothwendigkeit folgt.

Vom 7. April 1848 an findet sich die Unterschrift des Zensors unter jeder Zeitungsnummer. Der erste zeichnende Zensor der „St. Petersb. Ztg." ist A. Mechelin. — Nach 1849 ist die Abonnentenzahl der „St. Petersb. Ztg." noch weiter gesunken —

[1]) Album Estonorum, a. a. O.

im Dezember 1851 betrug die Auflage nur 625 Exemplare, und wenn wir auch für den März 1852 wieder eine Auflage von 700 Exemplaren verzeichnet finden, so war doch die Zahl der an Abonnenten abgesetzten Exemplare bedeutend geringer — sie betrug nur 424. Im April 1852 gab Schmalz seine Absicht kund, die Redaktion niederzulegen und nach Deutschland zurückzukehren, wo ja der Vater ihm und seinem Bruder den Besitz in Ostpreußen hinterlassen hatte. Am 15. April machte der Akademiker Otto Böhtlingk, welcher damals Mitglied des Verwaltungskomités war, dem Komité diese Mittheilung, und wurde sammt dem Akademiker Emil Lenz damit beauftragt, einen neuen Redakteur ausfindig zu machen und Propositionen zu einer Verbesserung des Blattes vorzulegen. Das Komité wählte hierzu gerade diese Männer, weil ihnen die Bedürfnisse der Leser der deutschen Zeitung und der Nutzen, den dieses Blatt bringe, wohlbekannt seien. Böhtlingk und Lenz haben sich ihres Auftrages entledigt und Schmalz ist schon im Mai 1852 in seine Heimath gereist. Am 30. April steht er als „Abreisender in's Ausland" in der Zeitung und am 17. Mai übernimmt sein Nachfolger offiziell das Blatt. Schmalz nahm seinen Aufenthalt in Kussen und wurde 1854 zum königlich preußischen Landrath des Kreises Pillkallen, in dem das genannte Rittergut liegt, ernannt. 25 Jahre hindurch hat er, von seinem Könige ausgezeichnet, diesem Amte vorgestanden, bis er am 6. Mai 1879 starb. Mehrere Mal ist er auch in das preußische Abgeordnetenhaus und ebenso auch in den deutschen Reichstag gewählt worden, wo er der konservativen Fraktion angehörte. Verheirathet war er in erster Ehe mit einem Fräulein Holtz, in zweiter mit Julie von Fuß, der Tochter des ständigen Sekretärs der Akademie der Wissenschaften Paul von Fuß, die kurz vor Erscheinen dieses Buches, am 10. Dez. (27. Nov.) 1901 im Alter von 78 Jahren zu Königsberg i. Pr. gestorben ist. Hermann Schmalz liegt im Park von Kussen begraben.[1])

Böhtlingk und Lenz machten am 25. April 1852 den Vorschlag, man solle den Doktor Clemens Friedrich Meyer als einen gelehrten, gewissenhaften und wohlgesinnten, (благонадежный) Mann zum Redakteur erwählen, und dem Blatte eine rein russische Richtung geben, d. h. den deutschen Lesern in Russland und außerhalb desselben haupsächlich dasjenige melden, was sich unmittelbar auf Russland beziehe — dann werde das Blatt zu einer Einnahmequelle werden. Meyer solle eine Probenummer zusammenstellen, die statt des politischen Theils ein eingehendes Programm des Blattes enthalte. Die Vorschläge werden für gut befunden, Meyer legt die Probenummer vor und wird angestellt. Am 17. Mai 1852 erscheint das Blatt, welches jetzt zum ersten Male „St. Petersburger Zeitung", nicht mehr „St. Petersburgische Zeitung" genannt wird, unter der Redaktion Meyers und enthält auch das Programm der neuen Redaktion. „Jeder periodischen Schrift", schreibt Meyer, „werden Richtung und Umfang durch zwei Hauptelemente vorgeschrieben. Das erste derselben, der Ausgangspunkt, bestimmt die Zwecke, die man erreichen will, die Art und die Haltung des Blattes; das zweite, die Bevölkerungsklasse, auf die bildend und belehrend eingewirkt werden soll, giebt den Zwecken der Begründer ihre bestimmte Weisung, ihre besondere Gliederung. — Die St. Petersburger deutsche Zeitung hat ihren Ursprung in der Akademie der Wissenschaften. Sie hat demnach

[1]) Die meisten Daten über sein Leben verdanken wir der Freundlichkeit seines Sohnes, des Hauptmanns d. L. Felix Schmalz auf Kussen, und seiner Tochter, der Frau Hofräthin Eugenie von Fuß in St. Petersburg.

der Würde des gelehrten Instituts, das sie begründete, zu entsprechen; sie hat mit allen Kräften, die ihr zu Gebote stehen, der Aufgabe nachzukommen, die durch ihre Quelle vorgeschrieben ist, der Aufgabe, Bildung und Aufklärung im edelsten Sinne unter dem Theile der Bevölkerung zu verbreiten, für den sie zunächst bestimmt wurde. Ihr nächstes Ziel findet aber die St. Petersburger deutsche Zeitung in den deutschen Bewohnern des großen russischen Vaterlandes, wie dieselben theils in den Ostseegouvernements vereinigt, theils über die große Ausdehnung des Staates zerstreut leben. Erst weiterhin kann dieselbe noch bezwecken, die deutsche Bevölkerung des Auslandes mit der Entwickelung des großen russischen Reiches bekannt zu machen." Vergleicht man diese profession de foi mit jener vom 14. Dezember 1845, so sieht es fast so aus, als ob Meyer die Abweichung seines Programms von dem seines Vorgängers betonen wollte, und im Hinblick auf den Reformvorschlag Lenzens und Böhtlingks vom 25. April sind wir sogar der Ansicht, daß dieses wirklich in seiner Absicht gelegen hat. Wir, die wir in der Lage sind, die gesammte Thätigkeit Meyers und seiner Vorgänger zu überblicken, können jedoch konstatiren, daß ein wesentlicher Unterschied in der Richtung der „St. Petersburger Zeitung" dieser Periode — ja, wir können ruhig sagen, aller Perioden — nicht bestanden hat. Selbstverständlich ist es immer die wesentliche Aufgabe der deutschen „St. Petersburger Ztg." gewesen, den Interessen der deutschen Bewohner Russlands zu dienen, und wenn auch in den Zeiten, wo das Blatt nicht nur die Thatsachen übermittelt, sondern auch im Interesse seiner Leser das Verständniß für dieselben zu erschließen sucht, ja direkt initiatorisch thätig wird, die Subjektivität der leitenden Persönlichkeiten und ihrer Mitarbeiter nicht ohne Einfluß auf sein Gepräge bleibt — im Hauptsächlichen ist seine Tendenz stets die gleiche. Die Leiter desselben haben es niemals vergessen, daß sie zu den deutschen Bewohnern Russlands redeten und keinen von den beiden hiermit gekennzeichneten Grundzügen ihres politischen Gepräges je zu verwischen gesucht. Vergleichen wir die Programmartikel Schmalzens und Meyers — und Schmalz hat das seinige durchaus eingehalten — so können wir auch nicht finden, daß ein auf die Stellungnahme zu dem Russischen bezüglicher grundsätzlicher Unterschied zwischen ihnen bestände. Der Umstand, daß Schmalz drei politische Aufgaben des Blattes — der deutschen Bevölkerung des Reiches das Verständniß für Russland zu erschließen, dem Auslande einen richtigen Begriff von Russland beizubringen und aus den Entwickelungssphären des Auslandes, besonders Deutschlands, das Wesentliche herüberzuführen — einander koordinirt, Meyer aber die zweite der ersteren unterordnet und die dritte in der allgemeinen programmatischen Erklärung gar nicht erwähnt, will hier nichts sagen. Gleich Meyer hat Schmalz auf den Gebieten der Wissenschaft, der Kunst und der Belletristik vorzugsweise das Russische berücksichtigt und die Entwickelungssphären des Auslandes sind dem Blatte auch unter Meyer nicht fremd gewesen. Böhtlingk und Lenz waren daher im Irrthume, wenn sie in der „St. Petersb. Ztg." das spezifisch Russische vermißten oder zu wenig vertreten fanden und hierauf den materiellen Verfall des Blattes zurückführten. Dem Publikum war es um die Fülle und die originelle Behandlung der politischen Nachrichten zu thun, und in der ersten Zeit Meyers konnten diese seine Wünsche ebenso wenig erfüllt werden, wie unter den Vorgängern desselben. In seinen Erinnerungen [1]) hat Meyer selbst dargelegt, wodurch dieses den Redaktionen unmöglich

[1]) „Unter dem Russischen Szepter". Aus den Erinnerungen eines deutschen Publizisten von Friedrich Meyer von Waldeck. Heidelberg. 1894.

gemacht wurde. Die Zahl der Abonnenten wuchs denn auch in der ersten Zeit der redaktionellen Thätigkeit Meyers nur in geringem Maße. Wie wir einer Aufzeichnung C. F. Meyers entnehmen, die sich im Besitze des Herrn Konstantin Schmidt, eines langjährigen Mitgliedes der Redaktion der „St. Petersb. Ztg.", befindet, hatte die Zeitung im Jahre 1852 — 424 Abonnenten, 1853 — 530, 1854, wo der Krimkrieg das Interesse des Publikums auf das Höchste spannte — 605, 1855 — 552, 1857 — 487, 1858 — 499. Mit dem Jahre 1858 hören diese Angaben leider auf. In den Protokollen des Verwaltungsarchivs haben wir gefunden, daß die Zeitung in den Jahren 1854, 1857 und 1858 in 800 Exemplaren gedruckt wurde, so daß wir eine Auflage von 800 Exemplaren für diese Zeit als die ständige ansehen können. Etwa 100 Exemplare wurden ja hochgestellten Persönlichkeiten und den Akademikern unentgeltlich zugestellt und der Rest war wohl für den Einzelnummerverkauf und den etwaigen Abonnentenzuwachs bestimmt. Im Verwaltungsarchiv haben wir auch die Angabe gefunden, daß die Zahl der durch die Stadtpost beförderten Exemplare im Jahre 1857 — 281, im Jahre darauf 279 + ein dreimonatliches Exemplar betrug.

Alles in Allem hatte also Meyer bei all seiner Frische und Energie in den sieben ersten Jahren seiner Wirksamkeit die Zahl der Abonnenten nur um 75 vermehren können.

Die Energie Dr. Meyers trat vor Allem in der Fülle desjenigen hervor, was er auf den Gebieten der Belletristik, der Kunst und Wissenschaft bot: täglich erschien in den ersten Jahren seiner Amtsthätigkeit ein Feuilleton, und für die wissenschaftlichen Artikel wurde zweimal wöchentlich ein besonderes Beiblatt herausgegeben. Seine große geistige Regsamkeit wird dergestalt schon gleich anfangs offenbar, wenn sie auch erst später, als die Zeit der politischen Leitartikel gekommen war, ihren vollen Ausdruck fand.

Clemens Friedrich Meyer (genannt Meyer von Waldeck), war, wie wir Bornmüllers Biographischem Schriftsteller-Lexikon der Gegenwart (pag. 488 und 489) entnehmen, am 15. Mai 1824 zu Arolsen geboren, besuchte 1837—1838 das Gymnasium zu Wetzlar, hierauf die polytechnische Schule zu Kassel, wo er sich für die Technik des Bergbaus vorbereitete, die Bergschule in Klausthal und die Universität Berlin. In Berlin entsagte er den Naturwissenschaften und widmete sich dem Studium der Litteratur, vornehmlich dem der deutschen. Der Ruin des elterlichen Vermögens veranlaßte ihn, nach bestandenem Doktorexamen Hauslehrer in Kurland zu werden (erst in Schloß Neuenburg, dann, 1847, in Rempten). Nachdem er bis 1850 Leiter einer Schule in Mitau gewesen und ein Jahr lang in Dorpat privatisirt hatte, ging er nach St. Petersburg; wo er, wie wir gesehen haben, an die Spitze der „St. Petersb. Ztg." berufen wurde.

In der ersten Zeit seiner Thätigkeit hat Meyer den Hauptnachdruck auf das Feuilleton und die wissenschaftliche Beilage gelegt, und die beiden von ihm herausgegebenen Sammelwerke „Belletristische Blätter aus Rußland. Aus dem Feuilleton der „St. Petersburger Zeitung" (3 Jahrgänge (1853 — 1855) und „Magazin für die Kunde des geistigen und sittlichen Lebens in Rußland. Wissenschaftliche Mittheilungen aus den Beilagen der „St. Petersburger Zeitung" (3 Jahrgänge 1853 — 55) können diejenigen, welchen die Zeitungsbände selbst nicht zugänglich oder nicht handlich genug sind, davon überzeugen, wie reichhaltig das Blatt auf beiden Gebieten in den Jahren 1852 — 54 gewesen ist. Die wissenschaftlichen Beiträge rührten, wie schon unter Meyers Vorgängern, von den ausgezeichnetsten Kräften der Akademie her, und

in dem Feuilleton wurde das Publikum in weit höherem Grade, als früher, mit hervorragenden Erzeugnissen der russischen, finnländischen und polnischen schönen Litteratur bekannt gemacht, wobei nicht nur die Epik, sondern auch die Lyrik und Dramatik berücksichtigt wurden. Vorherrschend waren auf diesem Gebiete die Uebersetzungen aus dem Russischen. Wie schon in dem Prospekt vom 17. Mai angekündigt worden war, bot das Feuilleton aber auch deutsche Originalwerke, darunter auch solche von Meyer selbst, der schon als Student unter dem Pseudonym Fr. Montan zwei Dichtungen: „Paria" (1843) und „Bilder aus dem Bergmannsleben" (1844) herausgegeben hatte. In seinen Erinnerungen berichtet Meyer, er habe seine Absicht, die Leser mit den hervorragendsten litterarischen Erzeugnissen aller zum russischen Reiche gehörigen Volksstämme bekannt zu machen, später wieder aufgeben müssen, sagt aber nicht, wodurch er dazu genöthigt wurde. Ein Grund ist ohne Zweifel das immer stärker anwachsende politische Interesse des Leserkreises gewesen. Schon in den Jahren des Krimkrieges hatte das Feuilleton sehr häufig ein patriotisch-kriegerisches und politisches Gepräge, und als nach demselben auch andere politische Themata allmählich diskutirbar wurden, drängte sich der Leitartikel ganz naturgemäß in den Vordergrund und der litterarische und wissenschaftliche Theil verfiel. Um alle drei Theile gleichmäßig kultiviren zu können, war das Blatt damals offenbar noch nicht finanzkräftig genug.

Besonders reich an patriotischen Gedichten ist das Jahr 1854. Am 30. Mai veröffentlicht die „St. Petersb. Ztg." ein „Baltisches Lied":

Mögen sie kommen die feindlichen Schiffe,
Stürmend den Nord mit neidischer Wuth!
Fester als Eisen sind unsere Riffe,
Fester denn Felsen ist baltischer Muth.
Wehet ihr Winde den Feind nur herbei,
Daß er erkenne die baltische Treu!
Halte zusammen, du baltische Schaar.
Folge zum Siege dem leuchtenden Aar!

Treue dem Herrscher, Treue dem Erben,
Treue dem Glauben, Treue dem Land!
Mögen die Feinde des Thrones verderben,
Feinde auch sind sie dem baltischen Strand!
Furchtlose Ruh', wenn die Welt uns bedroht,
Gott ist uns gnädig in Leben und Tod.
Halte zusammen, du baltische Schaar,
Folge zum Siege dem leuchtenden Aar!

lauten zwei Strophen dieses Liedes, dessen Autor nicht genannt wird.

Von der Begeisterung, die während des Krimkrieges in Finnland herrschte, legen zwei Feuilletons Zeugniß ab, welche die Abschiedsfeste schildern, die den in den Kampf ziehenden Finnischen Gardeschützen und Seeleuten im Frühjahr 1854 in Helsingfors gegeben wurden. Beiden, den Schützen und den Seeleuten, widmete der Dichter Zacharias Topelius flammende Worte:

„Auf denn, ihr heimathlichen Heere,
Ihr, Finnlands Söhne, auf zum Streit!
Der Feinde Schrecken, zieht mit Ehre
Zum Kampf — wohin die Pflicht gebeut!

Auf Euch ist jeder Blick gerichtet,
Der Kunde harret jedes Herz,
Wie Finnland den Tribut entrichtet
Durch Eurer Schwerter scharfes Erz"

lesen wir in einem dieser Feuilletons, die der „Ssew. Ptschela" entnommen und von A. Tollert, einem eifrigen Mitarbeiter der „St. Petersburger Zeitung", übersetzt waren.

Die Zahl der kriegerischen Gedichte, welche das Blatt in dieser Zeit veröffentlicht, ist sehr groß. Wir nennen noch eine politische Fabel: „Adler, Bullenbeißer, Hahn und Hase", deren Verfasser ebenfalls nicht angeführt wird.

Bei dieser Gelegenheit geben wir auch zwei Strophen eines Gedichtes wieder, welches wir bald nach dem Tode Kaiser Nikolaus I., in der Nummer vom 9. März 1855, in der „St. Petersburger Zeitung" finden:

„Der Kaiser schläft! O trauret alle Lande,
Der Kaiser schläft den letzten, ew'gen Schlaf;
Doch in der Trauer dunkelem Gewande,
Bleibt stark im Schmerze, der euch jählings traf;
Der fürstlichste der Fürsten ist geschieden,
Laßt eures Kummers Thränen freien Lauf, —
Der Kaiser schläft! — Sein Schlaf ist ew'ger Frieden, —
Die neue Sonne — sie geht auf!

Zar Alexander! Du betrittst des Fürsten,
Des Gottgesandten Bahn! Der Krone Glanz,
Der segensvoll die labet, die da dürsten,
Umfängt Dein Haupt, ein sorgenschwerer Kranz!
Dich liebt Dein Volk, Dein Vater schaut hernieder,
Den klaren Blick, Du richtest ihn hinauf,
Und Rußlands Aar hebt mächtig sein Gefieder!
Ja! eine Sonne geht uns auf!

Während des Krimkrieges wird die „St. Petersburger Zeitung" allmählich zu einem wirklichen, selbständig seine Meinung äußernden politischen Blatt. Einen Leitartikel, „über die französische und englische Politik und deren Konsequenzen in Betreff der Türkei", der von Ernst von Rechenberg-Linten[1]) stammt, finden wir in der wissenschaftlichen Beilage vom 8. April 1854. Derselbe Verfasser schreibt etwas später ebendort über die politischen Zustände in der Türkei. 1856 erscheint — offenbar aus der Feder des Chefredakteurs — ein politischer Neujahrsartikel an der Spitze des Blattes. „Unsere Feinde", ruft der Autor aus, „werden die Ueberzeugung gewinnen, daß Rußland nicht wankt im Glauben an seine gerechte Sache". In demselben Jahre treten auch endlich regelmäßige ausländische Korrespondenzen auf (Berliner Briefe von C. Burow, daneben auch solche aus Paris und London), welche der Belletristik den Raum im Feuilleton zu schmälern beginnen. 1856, am 20. März, erschien auch die erste telegraphische Depesche. Sie verkündete den Friedensschluß und wurde in Fettdruck gegeben: „General-Adjutant Orlow meldet durch den Tele-

---

[1]) Ernst von Rechenberg, genannt Linten, kurländischer Ritterschaftssekretär 1815—1851, gestorben 1858. Album Academicum Nr. 311. Recke und Napiersky III., 87. Napiersky und Beise II, 19 u. 20.

graphen, daß der Friedenstraktat gestern, den 18. (30.) März, unterschrieben wurde". Ständige telegraphische Depeschen, welche die „Ssewernaja Ptschela" seit 1857 hatte (die Benutzung des Telegraphen war 1855 Allgemeingut geworden), waren für die „St. Petersburger Zeitung" damals noch nicht erschwinglich. Sie beschränkte sich auf den Abdruck der Telegramme jenes Blattes.

Im Jahre 1857 wurde das Format der Zeitung vergrößert (bei dieser Gelegenheit wurde sie vierspaltig, was sie bis jetzt geblieben ist), der gewonnene Raum kam aber ausschließlich der Politik zu Gute. Das wissenschaftliche Beiblatt ward abgeschafft und die ausländischen Korrespondenzen blieben im Feuilleton. Die politischen Leitartikel kommen 1857 schon öfter vor und stammen unzweifelhaft vom Chefredakteur selbst. Am Schluß des Jahres 1858, am 23. November, wird die ständige, tägliche Rubrik „Politische Uebersicht" geschaffen. Die Leitartikel der Zeitung zogen bereits die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich. In ihrer Nummer vom 8. März konstatirte die „Augsburger Allgemeine Zeitung" mit Genugthuung die Stellungnahme der deutschen „St. Petersburger Zeitung" zur Schleswig-Holsteinschen Frage und verzeichnete auch einen zweiten Artikel „dieses gut redigirten und angesehenen Blattes", der sich auf die Donauschifffahrt bezog. Für die innere Lage ist ein Leitartikel charakteristisch, den die „St. Petersburger Zeitung" im Jahre 1857, am 19. Februar, dem Tage der Thronbesteigung Kaiser Alexanders II., veröffentlichte. „Nur der Friede", hieß es hier, „machte es möglich, die Kräfte, die dem Kriegshandwerk geopfert werden sollten, friedlichen Eroberungen zuzuwenden. Mit dem Frieden begannen sie. Es zeigte sich frisches Leben in der Gesellschaft, frisches Leben in der Industrie. Die Presse erwachte! Die im Laufe des Jahres 1856 überall Funken neuen Lebens anfachende Thätigkeit zweier Journale, des See-Magazins (Морской Сборникъ) und des Russischen Boten (Русскій Вѣстникъ) und der Umstand, daß eine solche Thätigkeit möglich geworden — ist wieder ein Lichtpunkt. Beide Journale waren die ersten Stimmen der neuerwachenden öffentlichen Meinung". Mit den Worten „Gott segne unsern Kaiser" schließt der Artikel.

Bei der politischen Bedeutung, zu der die „St. Petersburger Zeitung" allmählich gelangte, war es natürlich, daß jetzt auch ihre formelle Trennung von der Akademie der Wissenschaften erfolgte. Die faktische Trennung war, wie wir wissen, schon 1835 anerkannt worden. Wie wir den Protokollen des Verwaltungskomités vom Jahre 1858 entnehmen, hat Dr. Meyer darum nachgesucht, daß ihm die „St. Petersburger Zeitung" ebenso in Pacht gegeben werde, wie sich die „Peterburgskija Wedomosti" schon seit 1847 in privaten Händen befanden. Am 18. Februar 1858 ist der Präsident der Akademie, Graf Bludow, deshalb beim Minister der Volksaufklärung vorstellig geworden und es ward ein Kontraktentwurf aufgesetzt, laut welchem Meyer die Herausgabe der „St. Petersburger Zeitung" auf 6 Jahre unter der Bedingung überlassen wurde, daß er sie nebst den staatlichen und privaten Annoncen auf seine Kosten in der Typographie drucken lasse, die Einkünfte vom Abonnement und den Privatannoncen genieße, die von den staatlichen aber der Akademie überlasse, und für jedes Exemplar über 650, welches er absetze, der Akademie einen Rubel Silber zahle. Der Entwurf enthielt ferner den Punkt, daß der Kontrakt annullirt werden könne, sobald die Regierung ein neues, ähnliches Blatt gründe oder dieselben Rechte, welche es genösse, einer anderen Zeitung gewähre. Dieser Punkt war nicht aufrecht zu erhalten, denn das Ministerium erklärte, daß die Absicht vorliege, Privatleuten das Herausgeben von politischen Tageszeitungen mit Annoncenberechtigung zu

gestatten. Meyer verzichtete daher auf diese Klausel, und konnte es auch ganz ruhig thun, da ihm erklärt wurde, die Herausgabe eines neuen deutschen politischen Tagesblattes sei „nach den vorhandenen Daten" nicht zu erwarten. So gelangte man denn unter den oben bezeichneten Bedingungen zu einer Einigung, am 24. Dezember 1858 erfolgte die Allerhöchste Bestätigung, der Kontrakt ward abgeschlossen und seit dem 1. Januar war Dr. Clemens Friedrich Meyer nicht nur Chefredakteur, sondern auch Herausgeber der deutschen „St. Petersburger Zeitung".

* * *

Am Schlusse der vorigen Periode befand sich das Redaktionslokal der „St. Petersburger Ztg.", wie wir angeführt haben, im Hause Balemann; dort, oder jedenfalls in der Privatwohnung des Redakteurs, ist sie wohl auch geblieben, bis Köppen bei seinem Amtsantritt im Jahre 1834 eine im akademischen Hause an der 7. Linie freigewordene Wohnung erhielt. Jetzt erfahren wir auch zum ersten Male etwas über die Einrichtung des Redaktionsraumes. Der Architekt Filippow berichtet dem Verwaltungskomité zur Sitzung vom 14. Dezember 1834, daß in der Wohnung des Kollegienraths Köppen verschiedene Arbeiten vorgenommen worden seien; unter Anderen seien zum Zwecke des bequemeren Ordnens und Aufbewahrens der Zeitungen und Journale Zeitungsschränke mit Gesimsen und Plinthen und 81 verstellbaren Stäben (шкафныя обязки съ карнизами и плинтусами и перекладными 81 палочками) angefertigt worden. Diese Schränke haben 162 Rbl. Banko (45 Rbl. Silber, denn der Rbl. Silber war um diese Zeit = 3 Rbl. 60 Kop. Banko) gekostet. Die übrigen Arbeiten bestanden in der Reparatur von Thüren und Fenstern und der Aufstellung einer spanischen Wand und kosteten 58 Rbl. 25 Kop. Banko. Wie wir einer späteren Notiz entnehmen, hat das Redaktionslokal aus zwei Zimmern bestanden. — Die großen Zeitungsschränke waren ein dringendes Bedürfniß, denn die Zahl der Zeitungen, welche die Redaktion bezog, war noch weiter gestiegen. Für's Jahr 1836 bat Köppen um mehr als 40 Zeitungen. An erster Stelle stand die „Preußische Staatszeitung", welche eine so wichtige Quelle für die politischen Nachrichten bildete, dann folgten der „Hamburger Correspondent", die Spenersche Zeitung, die „Allgemeine Zeitung" mit ihren Beilagen, das „Morgenblatt", das Journal „Das Nützliche", die „Litterarischen und kritischen Blätter der Börsenhalle", die „Allgemeine Theaterzeitung", der „Moniteur Ottoman", die russischen und die baltischen Blätter, die deutsche Warschauer Korrespondenz, das „Journal d'Odessa" u. s. w. — Köppen ist es auch, der den Grund zu einer Redaktionsbibliothek gelegt hat. Am 5. Oktober 1834 bittet er um die Anschaffung eines lateinisch-deutschen und deutsch-lateinischen Lexikons, einer Münztabelle, eines Waarenlexikons des Werkes „Le bon jardinier", eines kirchenslavonischen Wörterbuchs, später um Hilperts englisch-deutsches, Mrongovius und Bandtke's deutsch-polnisches und polnisch-deutsches Wörterbuch, Finnlands Staatslexikon, Recke und Napiersky's Schriftsteller-Lexikon u. s. w. Die Bücher werden vom Verwaltungskomité bewilligt, dabei wird aber ausdrücklich erklärt, daß sie Eigenthum der Akademie blieben und vom Redakteur ein Spezialkatalog zu führen sei.

Auch nach dem Rücktritt Köppen's ist die Redaktion im akademischen Hause an der Ecke der 7. Linie und des Newa-Quai's geblieben, wie wir aus dem Protokoll des Verwaltungskomités vom 31. August 1845 schließen können. Kurz vorher

war dem Redakteur Schmalz vom ständigen Sekretär mitgetheilt worden, die Akademie werde ihm statt freier Wohnung Wohnungsgelder im Betrage von 600 Rbl. Banko gewähren, am 15. August hatte er das neue Domizil bezogen, und im Protokoll wurde dann diese Maßregel der akademischen Verwaltung folgendermaßen motivirt: „Die Redaktion der deutschen Zeitung hat sich im akademischen Hause an der 7. Linie befunden, wo sie zwei Zimmer einnahm, nach der in diesem Hause vorgenommenen Remonte erwies sich aber die für die Redaktion bestimmte Wohnung als zu klein, um ständig einen Beamten der Redaktion zu beherbergen, der zu jeder Zeit die von verschiedenen Institutionen und Personen eintreffenden Briefe und die Zeitungen entgegennehme, nöthigenfalls die deshalb erforderlichen Anordnungen treffe und den vorsprechenden Personen Auskunft ertheile." Daß auch zu Lorentz' und Oldekop's Zeit die Redaktion in einem akademischen Gebäude — und augenscheinlich im Hause an der 7. Linie — gewesen ist, ersehen wir daraus, daß sie unter denselben Bedingungen, wie Köppen, engagirt werden, d. h. keine Wohnungsgelder beziehen. In der Zeitung wird sonderbarerweise die Adresse der Redaktion erst seit ihrer Ueberführung in ein Privathaus angegeben. — Am 15. August zog Schmalz (die 600 Rbl. Banko oder 171 Rbl. 43 Kop. werden auch direkt als sein Wohnungsgeld bezeichnet) in das Krügersche Haus an der 8. Linie von Wassili Ostrow (Nr. 8), entfernte sich also nicht weit von seinem bisherigen Domizil. Seit dem 6. Oktober 1846 ist dann die Redaktion im Akutinschen Hause (Nr. 7) an der 9. Linie und hier bleibt sie bis zum 13. Mai 1852, wo Meyer wohl schon thatsächlich sein Amt antrat, obgleich sein Vorgänger noch bis zum 16. inklusive zeichnete. Bis zum 1. Juni 1853 befand sie sich im Hause Sablozki-Dessjatkowski an der 8. Linie (Nr. 40), bis zum 1. Juni 1854 im Hause Demuth-Malinowski an der 6. Linie (Nr. 6), bis zum 1. September 1856 im Akademitscheski Pereulok, Haus Paetz (Nr. 3/44) und dann bis zum Schluß dieser Periode im Hause Turtschaninow (Nr. 219/35) am Mittleren Prospekt zwischen der 9. und 10. Linie. — Die Redaktion des Intelligenzblattes, die am Schlusse der vorigen Periode in das Haus der Typographie verlegt worden war, wurde unter Hoeppener am 7. September 1842, auf die andere Seite der Newa, und zwar in das an der Erbsenstraße (Gorochowaja) bei der Steinernen Brücke gelegene Haus Ollivier übergeführt, was ja wirthschaftlich vortheilhaft sein mußte, da die Mehrzahl der Inserenten nicht auf Wassili-Ostrow wohnte. Trotzdem entschloß sich die Akademie bei der Reform von 1847, welche bekanntlich eine größere Verschmelzung des Annoncentheiles mit dem Hauptblatte herbeiführte, die Redaktion des ersteren nur bis zum 1. März im Hause Ollivier zu lassen und dann in das Akutinsche Haus überzuführen. Am 1. Juni 1849 erfolgte dann, wie schon angeführt, die gänzliche Vereinigung beider Theile. — Eine auffallende Erscheinung ist es, daß sich der Annoncenstand im Laufe dieser Periode verschlechtert und dieses nicht etwa auf die Erhöhung des Annoncenpreises zurückgeführt werden kann. Eine Erhöhung des Preises tritt am 1. Januar 1833 ein, kann aber jetzt nicht, wie früher, mit dem Sinken des Werthes der Bankoassignationen erklärt werden, da dieser seit 1815 sogar etwas gestiegen war. Die Steigerung der Preise der Privatannoncen war recht bedeutend — statt ½ Kopeken pro Buchstaben oder Ziffer waren seit 1833 bei einmaligem Einrücken 1 Kopeken, bei zweimaligem 1½, bei dreimaligem 2 Kopeken pro Buchstaben oder Ziffer zu zahlen. Für die Bekanntmachungen der in St. Petersburg befindlichen Behörden wurde eine Spezialtaxe eingeführt: für Annoncen in russischer Sprache 30 Kopeken

bei einmaligem, 50 bei zweimaligem, 60 bei dreimaligem Einrücken für jede Zeile, für Annoncen in ausländischen Sprachen (für die „St. Petersburger Ztg." kommt also fast nur diese Taxe in Frage) 40, 60 und 75 Kopeken pro Zeile. Trotz dieser erheblichen Steigerung hat sich der Annoncenstand in den ersten Jahren nach 1833 nicht verschlechtert, sondern erst nach 1840 beginnt die Abwärtsbewegung und es half auch nichts, daß im Jahre 1844 der Preis um die Hälfte verringert wurde. Seit dem 1. Juli dieses Jahres wurden erhoben: für je zwei Buchstaben oder Ziffern bei einmaligem Einrücken 1/4 Kop. Silber (statt 2/7 Kopeken Silber oder 1 Kop. Banko), bei zweimaligem 1/2 Kopeken (statt 3/7), bei dreimaligem 3/4 (statt 4/7) Kop. Silber. Die Zahlung für die offiziellen Bekanntmachungen blieb dieselbe: 11, 17 und 22 Kop. Silber pro Zeile (ungefähr gleich 40, 60 und 75 Kopeken Banko). Für Annoncen in besonderer Schrift wurde von Meyer eine „Spezialtaxe" eingeführt, die jedoch in der Zeitung nicht angegeben wird. Auf dieser Höhe hat sich der Annoncenpreis bis zum Schluß der Periode erhalten. Wie sollen wir es nun erklären, daß trotz der fehlenden Konkurrenz die Zahl der Privatannoncen in den Jahren 1842—1857 kleiner ist, als in den vorhergehenden? In den 7 Nummern vor Weihnachten hat die Zeitung im Jahre 1831 durchschnittlich etwa 19, 1833, 1836 und 1838 ca. 18, 1840 — 20, 1841 — 19, 1842 — 13, 1844 — 12, 1847 — 12, 1848 — 7 (!), 1849 — 8, 1851 — 12, 1853 — 14, 1855 — 15, 1857 — 17 Privatannoncen und erst 1858 läßt sich wieder die Durchschnittszahl 22 verzeichnen. Allerdings wissen wir, daß auch die Auflage gesunken war und zwischen Abonnenten und Inserenten das Verhältniß der Wechselwirkung besteht, aber diese Erklärung reicht nicht aus, denn die Kurve des Abonnentenstandes ist hier eine ganz andere, als die der Annoncen. Die Ueberführung der Zeitungs-Expedition, die zeitlich mit dem Niedergange des Annoncengeschäfts zusammen fällt, kann nur eine Folge, nicht die Ursache desselben gewesen sein. Wir sehen ja auch, daß die Annoncenziffer ihren niedrigsten Stand im Jahre 1848 erreicht, wo sich die Expedition wieder auf Wassili-Ostrow befand. Am bemerkenswerthesten aber ist, daß wir an den „Pet. Wed.", die als Konkurrent noch einigermaßen in Frage kommen konnten (den übrigen Blättern, mit Ausnahme der Polizeizeitung, Вѣдомости СПб. Городской Полиціи, fehlte die Annoncenberechtigung) dieselbe Erscheinung beobachten können, wie an der „St. Petersburger Ztg.". Im Jahre 1833 hat das russische Blatt der Akademie in den 7 Nummern vor Weihnachten durchschnittlich 33 Privatannoncen, 1838 beinahe 66, 1843 nur 37, 1849 sogar nur 25, 1853 wieder 37 und 1858 mehr als 48. Die „Pet. Wed." mögen allerdings unter der Konkurrenz der seit 1839 bestehenden „Polizeizeitung" gelitten haben, wie aber die „St. Petersburger Ztg.", ein in einer fremden Sprache erscheinendes politisches Blatt, in Mitleidenschaft gezogen werden konnte, ist schwer zu erklären, zumal der Tarif der Polizeizeitung (1/7 Kopeken pro Buchstaben) seit dem Jahre 1844 der höhere war. Nicht unberücksichtigt darf hier gelassen werden, daß die Bevölkerung von St. Petersburg in dieser Zeit nur wenig zugenommen hat: während sie von 1800 bis 1825 von 220,208 auf 424,741 stieg, sich also beinahe verdoppelte, nahm sie in den folgenden 31 Jahren nur um ca. 66,000 Köpfe zu. Im Jahre 1856 hatte St. Petersburg 490,808 Einwohner. In dem Dezennium 1846—1856 ist die Bevölkerung um weniger als 10,000 — von 481,352 auf 490,808 — gestiegen.

Das Intelligenzblatt der „St. Petersburger Ztg." ist auch in anderer Hinsicht nicht auf der Höhe geblieben, die es zu Beginn der Periode einnahm. Die

obligatorischen Titel „Marktpreise" (die bestehende Lebensmitteltaxe), „Tägliche Zufuhr von Lebensbedürfnissen" und „Telegraphische Nachrichten aus Schlüsselburg" (über den Kahnverkehr) werden fallen gelassen, die Börsen- und Theater-Nachrichten, die Namen der „Angereisten" und die Witterungsbeobachtungen kommen nach und nach in's Hauptblatt, so daß schließlich von den alten Spezialrubriken des Intelligenzblattes nur die „Abreisenden in's Ausland" übrig blieben. Diese letztere Rubrik bildete ja eine ergiebige Einnahmequelle: jeder Abreisende hatte im Laufe dieser Periode (seit 1833), für das obligatorische Einrücken seines Namens 3 Rbl. Banko oder 86 Kop. Silber zu zahlen. Auffallend ist es, daß die Sitte der Todesanzeigen sich noch nicht eingebürgert hatte: diese Bekanntmachungen scheinen eher seltener, als häufiger zu werden. Im Mai 1833 finden wir eine dreimal wiederholte Todesanzeige (Gustav von Peucker in Pernau) in einem Trauerrande, der früher noch nicht üblich gewesen zu sein scheint.

Ueber die Auflage und den Absatz des Blattes haben wir einige Daten bereits gegeben.

Das typographische Bild des Blattes hat sich im Laufe der Zeit von 1831 bis 1859 recht stark geändert: aus dem zweispaltigen Blatte wurde schließlich ein vierspaltiges, neben der bisher durchgängigen Borgisschrift tritt seit den 40-er Jahren Petit auf, in den Jahren 1857 und 1858 hat die Zeitung vorherrschend Korpusschrift, und auch die Druckart des Zeitungstitels hat manche Wandlung erfahren. In dieser Periode hat die Zeitung vier verschiedene Adler geführt. Seit 1840 werden die Abonnementpreise und die Bezugsquellen (Kommissionäre E. Glasunow und W. Graeff's Erben, seit 1847 E. Glasunow und Eggers und Komp., seit 1852 auch C. Krug) am Kopfe des Blattes angeführt, 1847 tritt auch die Annoncentaxe hinzu. Im Jahre 1841 wird zum ersten Mal der Jahrgang (der 115-te) am Kopfe des Blattes genannt.)

Die Stärke des Hauptblatts beträgt gewöhnlich einen, manchmal 1½ Bogen. Nach der Vergrößerung des Formats, die im Jahre 1847 eintrat, war Haupt- und Annoncenblatt zusammen nur einen Bogen stark, bis Meyer 1852 das wissenschaftliche Beiblatt einführte, worauf zweimal wöchentlich wieder 1½ Bogen gegeben wurden.

Von 1835 bis 1846 wurde der Zeitung am Schlusse des Jahres außer dem großen Titelblatte auch ein ausführliches Inhaltsverzeichniß beigegeben. Die Initiative hierzu war von Köppen ausgegangen.

* * *

Ihr specifisches Gepräge und ihren bleibenden Werth erhält die „St. Petersburger Ztg." der in Rede stehenden Periode durch ihren wissenschaftlichen Theil, und es ließe sich, wenn man für die ganze Periode das durchführte, was Cl. Friedr. Meyer in seinem „Magazin für die Kunde des geistigen und sittlichen Lebens in Rußland" für drei Jahre gethan, ganz sicher ein wissenschaftliches Sammelwerk von bedeutendem Werthe zusammenstellen. Eigenthümlicherweise trat eben die Zeitung, die sich im Laufe der Periode allmählich von der Akademie als solcher loslöste, gerade jetzt in ein innigeres Verhältniß zu deren hervorragenden Mitgliedern, einzelne andere Gelehrte kamen hinzu und um das Blatt sammelte sich dergestalt ein Kreis von wissenschaftlichen Patronen, Berathern und Mitarbeitern, wie

man ihn sich glänzender kaum denken kann. Ein Theil dieser werthvollen Beiträge erschien zum ersten Mal in der „St. Petersburger Zeitung", andere sind Autoreferate über Vorträge und Veröffentlichungen in den gelehrten Organen der Akademie oder auch Abdrücke aus den letzteren. Auf welche Weise solche Mitarbeiter in den 30-er Jahren für ihre Arbeit vergütet wurden, haben wir aus einer Eingabe Köppens ersehen — sie erhielten 200 Separatabdrücke. Einige von diesen Abhandlungen, die sich auf alle möglichen Gebiete der Wissenschaft, vorzüglich aber auf die der Geographie und der Naturwissenschaften, beziehen, welche ja von jeher eine Stärke der Akademie gebildet hatten, wollen wir anführen:

Astronomie. Joh. Heinr. Mädler: Ueber die Zukunft der Astronomie, 1841 (eine Festrede, die bereits im Separatabdruck erschienen war); über Sonnenfinsternisse, 1842; eine Erklärung über die Hypothese der Zentralsonne („wissenschaftlich begründete Einwürfe, die man mir frei und offen macht, werde ich willkommen heißen und ihnen frei und offen Rede stehen; hinter meinen Rücken sich flüchtenden unmotivirten Tadel jedoch gebührend verachten. Joh. 18, 23"); der Witte'sche Reliefglobus der Mondkugel, 1854. — Auszug aus einem Schreiben Sir John Herschels aus Capstadt an den Akad. W. von Struve, 1834. W. von Struve: Ueber die wissenschaftliche Bedeutung der Kais. Hauptsternwarte auf Pulkowa, 1839; über den neuentdeckten Planeten (Asträa); über den neuen Hauptplaneten Neptun, 1846; über die Benennung des transuranischen Planeten 1847; die Sonnenfinsterniß am 16. Juli 1851 (13. Juli 1851); Beobachtung der Sonnenfinsterniß auf der Kais. Hauptsternwarte (28. Juli 1851); O. von Struve: Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß am 28. (16.) Juli 1851 in Lomsa, 1851; Wiedererscheinung des doppelten Bielaschen Kometen, 1852. — Geographie, Geologie, Ethnographie und Statistik: P. von Köppen: Zur Hydrographie des Schwarzen Meeres, 1834. Russlands Kornbedarf. Ueber die Zahl der Hebräer in Russland. Ueber die Zahl der Postpferde in Russland, 1840. Der Briefverkehr in Russland. Russlands Städte mit besonderer Berücksichtigung ihrer Bevölkerung, 1841. Ueber den Inhalt des Manganarischen Atlas des Schwarzen Meeres, 1845. In der zweiten Hälfte der 30er Jahre enthält die „St. Petersb. Ztg." außerdem noch sehr viele statistische Artikel, die theils von Köppen gezeichnet sind, theils auf ihn zurückgeführt werden müssen; Carl Ernst von Baer. Die Expedition des Akademikers von Baer nach Nowaja Semlja und Lappland, 1837. Ueber das Klima von Sitcha; die russisch-amerikanischen Kolonien nördlich von Sitcha; Nachricht von der Wanderung eines großen Granitblockes über den Finnischen Meerbusen nach Hochland; Feier der 50-jährigen Dienstzeit des Vizeadmirals von Krusenstern (eigentlich eine Geschichte der russischen Entdeckungsreisen); über die Häufigkeit der Gewitter in den arktischen Gegenden, 1839. Ueber das Klima der Kirgisensteppe, 1840; über ethnographische Forschungen überhaupt und die ethnographische Untersuchung des russischen Reichs insbesondere, 1846; über die Kaspische Expedition, 1854; Kaspische Studien, 1855; G. von Helmersen: Ueber die Entdeckung des Waschgoldes am Ural, 1839; über die geognostische Beschaffenheit des Waldplateaus und seiner nördlichen Abdachung. Ueber das Erdbeben in Armenien, 1840. Nachrichten über die im Jahre 1847 von der Russ. Geographischen Gesellschaft ausgesandte Expedition zur Erforschung des nördlichen Ural, 1847. Ueber artesische Brunnen in Rußland, 1858. Ueber Baer's und Helmersen's Werk „Beiträge zur Kenntniß des Russ. Reiches und der angrenzenden Länder Asiens" erschien 1840 ein

Aufsatz Oldekop's mit Anmerkungen Baers und Helmersens; A. von Middendorff. Bericht über die Expedition in das nordöstliche Sibirien, 1844. Die Ssamojeden in St. Petersburg als Gegenstand ethnographischer Forschung. Abich: Geologische Skizzen aus Transkaukasien, 1846. — Zoologie und Botanik: C. E. von Baer: Fischerei und Fischbedarf in den russ. Ostseeprovinzen, 1852; Materialien zu einer Geschichte des Fischfanges in Russland, 1853. J. F. Brandt. Einige Worte über den Bartgeier in Russland, 1840. A. von Middendorff: Der Walfisch in Reval, 1851; die Isipiptesen Russlands. (Materialien zur Erforschung der Zugzeiten und Zugrichtungen der Vögel), 1856. Das organische Leben in Sibirien, 1857. Briefe Leopolds von Schrenck an A. von Middendorff, 1855 und 1856. C. von Merklin. Die Erscheinungen an den Pflanzen während der Sonnenfinsterniß am 16. Juli 1851. — Physik und Chemie: Georg Friedrich Parrot: Ideen über die Schießbaumwolle; eine Entgegnung auf einen Artikel über dasselbe Thema, 1846; Emil Lenz: Beschreibung des Nordlichts vom 5. Sept. 1833. J. Hamel: Daguerre's Geheimniß, 1839; Daguerre's Heliographie und Abdrücke von seinen heliographirten Platten, 1840. Schreiben aus Calais über die Herstellung der telegraphischen Verbindung zwischen England und dem Festlande, 1851. Die gelungene elektro-telegraphische Verbindung Amerikas und Europas. (Eingesandt von der Insel Valencia in Irland), 1858. Carl Schmidt: Die Schlammbäder in Oesel und Hapsal. W. H. Abich: Vergleichende chemische Untersuchung der Wasser des Kaspischen Meeres, des Urmia- und Wan-Sees, 1857. — Medicin. G. F. Parrot: Ueber den Gebrauch des kalten Wassers in den sogenannten Entzündungen, 1846. W. Lerche: Ueber die Heilwirkung des Galvanismus in einigen organischen Augenkrankheiten eigener Art, 1840. M. Meyerson: Pirogows neue Aetherisationsmethode, 1847. Medizinischer Mitarbeiter des Blattes ist lange Jahre hindurch Maximilian Heine. — Linguistik. J. J. Schmidt: Ueber den Ursprung des Namens Mandschu, 1834. Studium des Sanskrits in Russland 1836. R. Lenz: Bericht über eine Sammlung Sanskrit-Manuskripte 1830. Anton Schiefner: Ueber die ethnographische Wichtigkeit der Eigenthumszeichen, 1855. In's Gebiet der Linguistik gehören auch die Berichte über Castréns wissenschaftliche Reise nach Sibirien (Briefe an den Akad. Sjögren und Andere. 1845). Die Akademiker Frähn und Sjögren, die schon vor dieser Periode mit der „St. Petersb. Ztg." in Verbindungen standen, haben dieses Verhältniß aufrecht erhabelt. Die Forschungen Castréns sind von der „St. Petersb. Ztg." mit besonderem Eifer verfolgt worden. Augenscheinlich war es sein Landsmann und Fachgenosse Sjögren, der auf sie aufmerksam machte.

Weniger reich, als an geographischen und ethnographischen Abhandlungen, von denen wir noch viele anführen könnten, auf die wir bei der Einsichtnahme in diese Jahrgänge gestoßen sind (so z. B. Karl von Berens' „Zwei Besteigungen des Ararat" 1838, viele Abhandlungen Generallieutenant Baron L. Seddelers über seine sibirische Reise 1845. C. von Ditmars „Ueber die Korjaken und die ihnen sehr nahe verwandten Tschuktschen" 1856), ist die „St. Petersb. Ztg." der behandelten Periode an historischen Aufsätzen. Wir erwähnen zwei Berichte Köppens über Gräberfunde in Russland (1839), Abichs Brief an Uwarow über die Ruinen von Armenien, mit Bemerkungen vom Akademiker Brosset (1845), Fr. von Adelungs Aufsätze „Jeremias, Griechischer Patriarch zu Moßkwa" und „Des Römisch-Kaiserl. Gesandten Niklas von Warkotsch Reisen nach Moßkwa" (1840); C. E. von Baer's „Erinnerung an einen Zug der Uralischen Kosaken gegen Chiwa am

Anfange des XVII. Jahrhunderts“ (1840); Kruse's Mittheilungen über seine Nekrolivonica (1842); Hamel's Aufsatz „Das erste Zarische Privilegium zu Gunsten der Engländer“ (1857); Ernst Kunik's Aufsätze „Ueber einige historische Schriften von Karl Bussow, Martin Beer und Petrus Petrejus“ (1850) und „Die moderne Mythe von dem 1000jährigen Bestehen des russischen Reiches seit dem Jahre 852“ (1852). Ein im Jahre 1846 erschienener Aufsatz „Kuniks „Die Berufung der schwedischen Rudsen“, Ssaweljews „Slawisches Sammelwerk“ und Pogodins „Normannische Periode““ ist nicht gezeichnet. Zu den historischen Abhandlungen können wir auch die numismatischen Mittheilungen Frähn's und Krug's rechnen.

Wie gesagt, sind nicht alle hier genannten Aufsätze zuerst in der „St. Petersb. Ztg.“ erschienen, sondern manche auch den Bulletins der Akademie entnommen worden, doch haben wir nur die Referate und Reproduktionen solcher wissenschaftlicher Arbeiten berücksichtigt, von deren Autoren wir wissen, daß sie der Zeitung Beiträge lieferten. Wenn Uebersetzungen aus dem Französischen vorliegen, so sind sie augenscheinlich vom Autor selbst verfaßt worden.

Nicht nur in solchen Originalbeiträgen, eingehenden Referaten und Reproduktionen bekundet sich der wissenschaftliche Charakter des Blattes. Regelmäßig wurden die Sitzungsberichte der Akademie veröffentlicht, und wenn es galt, im Namen der Akademie und der Wissenschaft gegen Ausländer und Inländer aufzutreten, so wurde häufig die „St. Petersb. Ztg.“ benutzt. Hier widerlegt Baer die ausländische Ausstreuung, daß der ungarische Forscher Reguly, der nach den Ursitzen seines Volkes suchte, eine pekuniäre Unterstützung, als von Russen stammend, zurückgewiesen habe („daß man auch das russische Geld nicht mag, ist uns neu, und diese Nachricht dürfte Manchem hier sehr willkommen seyn,“ ruft Baer, der sich mit Reguly auch sonst noch beschäftigt hat, im Jahre 1844 ironisch aus). Hier weist derselbe Gelehrte auf unrichtige wissenschaftliche Angaben in der „Ssew. Ptschela“ hin (1847), hier veröffentlicht der ständige Sekretär der Akademie P. von Fuß eine Vertheidigung gegen die in Hammer-Purgstalls Geschichte der Goldenen Horde enthaltenen Angriffe auf die Akademie (1840), hier polemisirt Mädler gegen Bulgarin, der sich einige despektirliche Aeußerungen über die Dörptsche Wissenschaft erlaubt hatte, die während des Sommers in tiefem Schlafe liege (1845). Im Uebrigen erscheint Bulgarin in diesem Artikel über Dorpat und in früheren Auslassungen über die Bewohner der Ostseeprovinzen, die im Jahrgang 1839 veröffentlicht werden, als ein recht harmloser Vorläufer der großen „Entdecker“ des Baltenlandes. Er lobt recht Vieles und Oldekop hält es sogar für möglich, der Reproduktion der zuletzt genannten Bulgarinschen Ausführungen einige empfehlende Worte vorauszuschicken, obgleich ihm eine kleine „Animosität“ des Verfassers nicht entgangen war. Zu wichtigeren Fragen für die Eigenart der baltischen Provinzen Stellung zu nehmen, ist die „St. Petersb. Ztg.“ damals nicht in der Lage gewesen.

Im Hauptblatt der „St. Petersb. Ztg.“ bringen die Akademiker ihre öffentlichen Vorlesungen zur Anzeige, so Georg Friedrich Parrot 1831 seinen populären Kursus „Physikalisches Gemälde der Erdkugel“ zum Besten der Hinterbliebenen der Choleraopfer und des Instituts des Hrn. Dr. Lerche, so 1834 Emil Lenz, 1841 Lenz und Brandt.

Von dem innigen Verhältniß zwischen den Akademikern und der Zeitung zeugt auch der Bericht von dem Fest, welches 1845 im Hause Baer's zu Ehren des

aus „kimerischer Nacht heimgekehrten" Middendorff gegeben wurde, dann die Schilderung von G. F. Parrots Silberhochzeit (1846) u. A.

Schon bevor Hermann Schmalz im Jahre 1846 das ständige Feuilleton einführte, sind Ansätze zu einer nicht blos referirenden Berücksichtigung der schönen Litteratur in der „St. Petersburger Zeitung" bemerkbar. Im Jahre 1839 wird die Uebersetzung eines Bruchstücks aus Miroschewski's „Fräulein Wssewoloshski" abgedruckt, 1841 ein Bruchstück aus dem Drama „Die Tochter Joanns III." von Georg Baron Rosen, 1845 werden mehrere Abschnitte aus Ssollogubs „Tarantas" wiedergegeben. Seit 1846 sind dann sehr viele Uebersetzungen russischer Erzählungen, Novellen, Romane, Dramen und Gedichte gefolgt. Dershawin (die Ode „Gott", 1853), Shukowski (Gedichte, i. J. 1847 und später) Erzählungen Dahl's, Puschkin („Der Sargmacher" 1853, Gedichte 1847 und später), Lermontow („Bela" 1854, Gedichte 1847 und später), Krylow (die erste Uebersetzung einiger sehr bekannten Krylowschen Fabeln wird 1847 von Minzloff in der „St. Petersb. Ztg." veröffentlicht), Kolzow, Turgenjew („Drei Begegnungen", „Aus dem Tagebuche eines Jägers", 1852), Dostojewski („Arme Leute", 1846 theils wörtlich theils im Auszuge übersetzt), Grigorowitsch (Unstern), Wonljarljarski, Bulgarin und andere russische Dichter und Schriftsteller sind in der „St. Petersb. Ztg." übersetzt worden. Besprechungen der russischen schönen Litteratur finden sich, wie gesagt, schon viel früher. So kritisirt Köppen im Jahre 1836 in sehr wohlwollender Weise Kolzows Gedichte. Im Jahre 1845 tritt Löwe (der Artikel ist „L." gezeichnet und wir glauben ihn Löwe zuschreiben zu können) in einem Aufsatz „Ein Frauencharakter bei Puschkin", der eine Vergleichung der Julia Shakespeares, des Käthchens von Heilbronn und der Tatjana Puschkins enthält, der Augsburger „Allgem. Ztg." entgegen, welche in einer „vornehm absprechenden" Kritik ihre Unkenntniß Puschkins offenbart habe. „Der Russe," schreibt Löwe, „kann den Werth seines Puschkin nicht hoch genug anschlagen. Mit seinem Schmerz und seiner Freude, mit seiner Sehnsucht und seiner Hoffnung, mit seinen Mängeln und Tugenden ist Puschkin ein nationaler Dichter." „Ja, Puschkin ist Dichter, dem es mit urkräftigem Behagen aus der Seele dringt, und verdiente mehr gekannt zu seyn in Europa, als es der Fall zu seyn scheint." Acht Jahre vorher hatte die Zeitung den Tod des großen Dichters gemeldet: „Gestern, den 29. Jan., um 3 Uhr Nachmittags, erlitt die Russische Litteratur durch den Tod des ausgezeichneten Dichter Alexander Puschkin einen unersetzlichen Verlust. Der Verstorbene erreichte nur ein Alter von 37 Jahren und wurde aus der Laufbahn, auf der er schon Glänzendes geleistet hatte, in einer Lebensperiode gerissen, wo sein gereifter Geist noch glänzendere Leistungen erwarten ließ." Die Zeitung behielt sich vor, auf seine Verdienste noch ausführlicher zurückzukommen, doch haben wir einen solchen Aufsatz nicht gefunden. Wenn wir an die Folgen denken, welche Lermontows poetischer Nachruf an Puschkin nach sich zog, so wird es uns nicht wundern, daß sich die Zeitung über die Umstände, die Puschkins Tod veranlaßten, nicht eingehender ausließ. Auch die russische Journal-Litteratur wird eifrig verfolgt, besonders unter Meyer, der eine ständige Rubrik für dieselbe in's Leben rief.

Neben der russischen Litteratur ist von der „St. Petersb. Ztg." dieser Periode ganz besonders die finnländische berücksichtigt worden. Von dem finnländischen Nationalepos, der „Kalewala", giebt sie zu verschiedenen Malen Bruchstücke und Auszüge. Zum ersten Male finden wir im Jahre 1846 einen Aufsatz über die Kalewala. „Eine Zeitung," heißt es hier, „die auf dem alten hirvin-saari (die

Elen-Insel: so hieß Wassili Ostrow bei der finnischen Bevölkerung) erscheint, darf füglich diejenigen Bestrebungen nicht unbeachtet lassen, welche es sich zur Aufgabe machen, das zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, was das finnische Volksthum an anmuthigen Zügen und herzerwärmenden Geistesschätzen besitzt." In dem Autor dieses Aufsatzes glauben wir den bekannten baltischen Schriftsteller Dr. Georg Schultz[1]), der unter dem Pseudonym „Dr. Bertram" schrieb, und seit 1842 als Konservator an der Akademie der Wissenschaften angestellt war, zu erkennen. Er hat in den 40er und 50er Jahren an der „St. Petersb. Ztg." eifrig mitgearbeitet und die „Proben estnischer Volkspoesie", die im Jahre 1849 in der „St. Petersb. Ztg." veröffentlicht werden, sind mit seinem Pseudonym unterzeichnet. — Daß Gedichte von Zacharias Topelius in unserem Blatte wiedergegeben worden sind, haben wir bereits erwähnt. Von demselben Dichter wird 1853 „Elliba's Salzladung" und „Tizians erste Liebe" gegeben. Im Jahre vorher war die Uebersetzung eines epischen Gedichts von Cygnäus, „der Schweigende" zum Abdruck gelangt. 1854 erschien Meyer's Uebersetzung von Topelius' Gedicht „Der erste Tropfen Blut". — In seinem Programm hatte Meyer auch Uebersetzungen aus dem Polnischen angekündigt, doch sind nur wenige erschienen — unter Anderem „Der Enthusiast" von Edward Marjan (1852).

Unter den deutschen Originalbeiträgen für das Feuilleton der „St. Petersb. Ztg." sind Dr. Bertrams „Baltische Skizzen", die zu Beginn des Jahres 1852 theilweise zum Abdruck gelangten, wohl der bedeutendste. Im Jahre vorher hatte Bertram die Plauderei „Der Strabismus oder Erinnerungen aus dem Eilwagen" in unserem Blatte veröffentlicht und 1854 erschien seine „Nixe von Pargula". Außerdem schrieb er Lokalplaudereien (z. B. „Isleriana") und Balletkritiken. Sehr begabte ständige Mitarbeiter sind in den 50er Jahren der früh verstorbene Dorpatenser Max Cambecq[2]), der viele Novellen, Erzählungen und Gedichte veröffentlichte, und der Rigenser Alexander von Lysarch genannt Königk, der als Schauspieler und Dichter unter dem Namen Alexander Tollert bekannt geworden ist. Der hochbedeutende livländische Dichter und Schriftsteller Jegor von Sivers hat in den 50er Jahren poetische und prosaische Beiträge geliefert, Nikolai Graf Rehbinder veröffentlichte „Skizzen und Humoresken aus Estland" und sehr viel schrieb Cl. Friedr. Meyer selbst (z. B. in gebundener Rede die „Westphälischen Sagen", in Prosa „Die Bergwerkswallfahrt", das Märchen „Bergtöneken" u. v. A.)[3]). Auch Juri von Arnold und W. von Berg ließen Gedichte im Feuilleton erscheinen und originell sind die gelegentlichen Beiträge des Bibliothekars und Pädagogen Dr. Ch. F. Walther aus Arnstadt in Thüringen, der die bedeutenden Ereignisse und Persönlichkeiten Petersburgs in lateinischen Oden zu besingen pflegte.

Die Schriftsteller Deutschlands haben zum Feuilleton der „St. Petersb. Ztg." nicht viel beigetragen. Unter Anderem ist Fr. Gerstäckers Skizze „Die Südseefahrer" abgedruckt worden (1855), ferner eine Erzählung von F. von Gaudy, die dem „Illustr. Familien-Buch" entnommen wurde. Dabei ist aber die Aufmerksamkeit,

---

[1]) Album Estonorum, Nr. 138.

[2]) Album Academicum, Nr. 5190.

[3]) Meyer hat auch Dramen geschrieben, die auf der St. Petersburger deutschen Bühne zur Aufführung gelangten: „Der Feind vor Odessa", „die Erbin von Glengary", „Childerich", „der Pathe des Cardinals" und „Ganz was Apart's."

welche der Litteratur Deutchlands geschenkt wird, viel größer als in der vorangegangenen Periode, und der Nekrolog Goethes ist ungleich würdiger, als die kurzen Worte, welche Schiller gewidmet wurden. Die Beerdigungsfeierlichkeiten wurden in einem längeren Aufsatze geschildert und später gab das Blatt die Leichenrede, die der Oberhofprediger Röhr gehalten hatte, in extenso wieder. Im Jahre 1846 veröffentlichte die „St. Petersburger Zeitung" einen Brief Goethes an Uwarow aus dem Jahre 1817.

Auf dem Gebiete des Theaters und der Musik ist der russischen Kaiserstadt in dieser Periode das Hervorragendste geboten worden, was Europa überhaupt hervorbrachte, die Beachtung, welche diesen beiden Zweigen der Kunst in der „St. Petersb. Ztg." zutheil wird, ist aber nicht ganz die gleiche, was auf äußere Gründe zurückzuführen ist. Als Mitglieder der kaiserlichen Bühne genossen die russischen, deutschen und französischen Schauspieler eines besonderen Schutzes vor den kritisirenden Journalisten. Erst 1828 erhielt Bulgarin für seine „Ssewernaja Ptschela" das Recht zu Kritiken, 1829 haben wir auch in der „St. Petersb. Ztg." eine Theaterkritik gefunden (Ifflands „Aussteuer"), die Besprechungen blieben aber noch weiter mit Schwierigkeiten verknüpft: sie unterlagen der Zensur der 3. Abtheilung der Eigenen Kanzlei, die es mit dem Schutze der Künstler vor unglimpflicher Behandlung sehr ernst nahm. Im Jahre 1830 wurden dem französischen Blatte „Le Furet" die Theaterkritiken ausdrücklich untersagt[1]). Immerhin finden wir gerade zu Beginn der 30er Jahre in der „St. Petersb. Ztg." noch Theaterkritiken, während sie späterhin gänzlich fehlen und erst seit 1846 wieder aufkommen.

Am 23. April 1831 konnte die „St. Petersb. Ztg." ihren Lesern ankündigen, daß Karoline Bauer, die drei Jahre vorher dem deutschen Theater St. Petersburgs zahlreichen Besuch erworben hatte, zurückgekehrt sei und an diesem Tage in dem Clauren'schen Lustspiel „Die Kartoffeln in der Schale" auftreten werde, und wir erfahren dann später durch eine kleine Notiz, daß dieser Liebling des Publikums auch auf musikalischem Gebiete Proben seiner Talente abgelegt hatte: in Brieff's Verlage waren zwei von ihr komponirte Walzer erschienen. Am 13. August trug sie auf dem Konzert, welches zum Besten der Hinterbliebenen der Choleraopfer im Theater von Kamennoi Ostrow gegeben wurde, den Prolog vor, der später im Druck erschien und bei Pluchart und Brieff zu demselben wohlthätigen Zwecke verkauft wurde. Kritiken sind in diesem Jahre nicht gebracht worden, was sehr zu bedauern ist, da Karoline Bauer in interessanten Rollen auftrat, so als Louise in „Kabale und Liebe" und als Preciosa. Neben ihr glänzten Demoiselle Gerstel und Frau von Müller (letztere als Gast). Als im Jahre 1833 Georg Wilhem Krüger in St. Petersburg Gastrollen gab (Hamlet, Orest, Jaromir und andere Rollen), da fällte die „St. Petersb. Ztg." am 28. Mai in einer zusammenfassenden Besprechung der bisherigen Leistungen dieses von Goethe ausgezeichneten Künstlers auch über Karoline Bauer ein Urtheil: „Hrn. Krügers Besuch in St. Petersburg hat Dlle. Bauer Gelegenheit gegeben, einem so würdigen Mitspieler gegenüber auch im ernsten Rollenfache die ihr gebührende Höhe einzunehmen. Gemeinschaftliches Streben nach einem schönen Ziel ist der wirksamste Hebel für das ausgezeichnete Talent, und bei der Erinnerung an die Genüsse, die uns Hr. Krüger schenkt, wird jedesmal der Unterstützung, die der Kunsteifer und die Anmuth des Lieblings unserer Bühnen-

[1]) Русская Старина 1901. Augustheft, 650. Meyer, a. a. O. 18 ff.

freunde und Hrn. Wohlbrücks sorgfältige und wackere Darstellung der ihm zugetheilten Rollen seinem Spiele gewährte, dankbar gedacht." Am 1. Juni folgte eine Beurtheilung der Leistungen Krügers und der Dlle. Bauer in der „Donna Diana", an demselben Tage traten beide in Raupachs Trauerspiel „Kaiser Friedrich der Zweite" auf und wurden den 4. Juni in der Zeitung unter warmen Lobsprüchen erwähnt. Seit dem September desselben Jahres gastirte dann Charlotte von Hagn, die ebenfalls als Donna Diana, Preciosa und Louise, ferner als Mirandolina, als Gurli in den „Indianern", als Bertha in der „Ahnfrau" und als Prinzessin Eboli (Karoline Bauer gab die Königin) auftrat. Mit Entzücken wird in der Zeitung von dieser Künstlerin gesprochen, ebenso 1835 von ihrer Schwester Auguste von Hagn. Gegen eine Petersburger Korrespondenz eines Leipziger Blattes, welche das Spiel Charlottens von Hagn ungünstig beurtheilte, erhob die Zeitung lebhaften Protest. — Später hören die Theaterkritiken so gut wie ganz auf. 1842 finden wir einen kurzen Bericht über das Gastspiel Emil Devrient's, welcher dem ausgezeichneten Künstler warme Worte des Dankes zollt. „Möge er", rief der Referent, „in seine ferne Heimath wenigstens die Ueberzeugung mitnehmen, daß es auch hier im Norden Herzen giebt, die warm fühlen für schöne Kunstgebilde, möge Herr Devrient die Ueberzeugung mit sich nehmen, daß er uns unvergeßlich bleiben wird." Neben Devrient werden Lila Löwe und der Regisseur Jerrmann lobend erwähnt. — Die deutsche ständige Truppe in St. Petersburg hat sich nicht mehr auf derselben Höhe erhalten, wie zu Beginn der 30er Jahre: in einem Rückblick auf die Saison von 1844/45, den die „St. Petersb. Ztg." der „Ssewernaja Ptschela" entlehnt, heißt es unter Anderem: „In einer Stadt, die unter ihren Bewohnern 66000 Deutsche (?) zählt, und ein Theater für diese hat (das Michailowsche), das nur 800 Zuschauer faßt, müßte, so sollte man denken, das Haus stets gefüllt sein. Aber gerade das Gegentheil ist der Fall. Die Vorstellungen dieser Truppe sind fast immer leer." Der Autor sucht dieses damit zu erklären, daß sich das deutsche Publikum, welches zum größten Theil aus Geschäftsleuten und Handwerkern bestehe, nur dann für das Theater erwärme, wenn es für die Vorzüglichkeit des Talentes oder des Stückes zuverlässige Beweise habe: dann allerdings sei es im Stande, die Theaterausgaben in sein Budget aufzunehmen und sich das Geld bei anderen Dingen abzuknappen. Es habe Zeiten gegeben, wo die Deutschen St. Petersburgs ein ausgezeichnetes Trauerspiel, ein ebenso gutes Schau- und Lustspiel und eine nicht minder vortreffliche Oper besessen hätten, und da sei man fleißig ins Theater gegangen, dann aber sei Alles zusammengeschrumpft. Die Bauer sei davongezogen (drei Jahre war sie ständiges Mitglied der Truppe) und durch kein Talent ersten Ranges ersetzt worden. „Zwar besuchen uns als Gäste die besten deutschen Schauspieler: ein Devrient, Kunst, aber wenn sie wieder fort sind, wird man von der goldenen Mittelmäßigkeit unserer ersten Helden und Liebhaber nur um so empfindlicher überzeugt. Daher die Gleichgültigkeit für das deutsche Theater. Die Russen haben wenigstens ihren Karatygin, die Franzosen die Allans, die Italiener Rubini, Tamburini und ihre Viardot, — das Ballet sah die Taglioni, die Deutschen haben aber auch nicht eine Celebrität. Das verdrießt die ganze deutsche Bevölkerung, so daß sie das Theater immer seltener und seltener besucht" („St. Petersb. Ztg." vom 16. März 1845). Am 9. Dezember desselben Jahres wird durch ein „Eingesandt" darauf aufmerksam gemacht, daß auf der deutschen Bühne am 12. Dezember Gutzkows „Urbild des Tartuffe" in Szene gehe, und wenn eine Kritik dieser Aufführung auch ausbleibt, so folgt doch am

18. Dezember eine mit Löwe's Chiffre gezeichnete Besprechung des Stückes, an deren Schlusse ausgerufen wird: „Möchte demnach das „Urbild des Tartüffe“ auch auf unserer Bühne Wiederholungen erleben! Und möchte unser hiesiges deutsches Publikum, namentlich der „gebildete“ Theil desselben, nicht allzu spröde gegen diese Bühne thun! Wir glauben, daß ein lebhafteres Interesse für würdige Genüsse im Theater auf dieses selbst erwünschte Rückwirkung äußern würde.“ — Im Jahre 1846 beginnen dann in der neueingerichteten Feuilleton-Abtheilung die Theaterbesprechungen, die seitdem keine Unterbrechung erlitten haben. — Als Merkwürdigkeit führen wir an, daß die große französische Tragödin Rachel, die im Januar 1854 in Petersburg gastirte und als Phädra und Jeanne d'Arc glänzte, von Dr. Walther in lateinischer Sprache angesungen worden ist und dieses Carmen im Feuilleton der „St. Petersb. Ztg.“ Aufnahme gefunden hat.

„Dic, age, Melpomene, tragicis innixa cothurnis,
Ipsane nos fallis, Rachelias ora ferens?“

fragt der Dichter am Anfange seiner Ergießung und zeichnet als „summae artis summus admirator Ch. F. W.“

Mit weit größerer Regelmäßigkeit findet das musikalische Leben St. Petersburgs in unserem Blatte seinen Ausdruck: die Konzertgeber waren ja zum allergrößten Theil angereiste Ausländer, die zu keiner Institution der Residenz in einem kontraktlichen Verhältniß standen. Zur Zeit Lorentzens ist sein Kollege vom Pädagogischen Hauptinstitut, der Professor der Jurisprudenz Dr. Robert Stöckhardt (geb. 1802 zu Glauchau in Sachsen, gest. 1848 zu St. Petersburg) Musikreferent der „St. Petersburger Zeitung“. Seine Kritiken (so z. B. 1836 über ein Konzert des philharmonischen Vereins, an dem Heinrich Romberg mitwirkte, und über die Aufführung von Graun's „Tod Jesu“; 1837 eine Voranzeige zu einem Konzert Ludwig Maurers, 1838 ein Artikel über Adolf Henselt) sind von einer edlen Begeisterung getragen. Auch 1839 schreibt Stöckhardt noch über Musik (so finden wir z. B. seinen Aufsatz „Camilla Pleyel und Adolph Henselt“, in dem er der schönen Pianistin, der die Männerwelt St. Petersburgs zu Füßen lag, alle Gerechtigkeit wiederfahren ließ, aber vor Ueberschätzung warnte und Clara Wieck, die spätere Clara Schumann, weit höher stellte), die ständige Berichterstattung scheint aber der musikalisch begabte neue Redakteur Oldekop (1816 hatte er eine Sammlung von ihm in Musik gesetzter russischer, deutscher und französischer Lieder erscheinen lassen) die Konzertkritiken selbst übernommen zu haben. S. Thalberg's erstes Konzert am 22. Februar 1839 entlockt dem Referenten die Worte: „Wehe dem, der hier analysiren wollte, er ist gerichtet, denn fremd ist und bleibt seinem Böotischen Ohre der Zauber der Musik.“ 1842 war Liszt in St. Petersburg, und wir lesen in der „St. Petersb. Ztg.“ vom 11. April jenes Jahres: „Dreimal vierundzwanzig Stunden sind verflossen seit Lißt's erstem Concerte, und noch schlagen unsere Pulse, aufgeregt durch sein riesiges Zauberspiel. Wer von seinen zahlreichen Zuhörern wird nicht mit wahrhaftem Enthusiasmus sich seines wundervollen Vortrags erinnern? — Glaubte man nicht in der Tell-Ouverture das Rauschen der Schweizer Wasserfälle zu hören? Verklang nicht das Alphorn so zart, so lieblich? Und krönte nicht zuletzt das kräftige Marschthema diese Nummer mit glänzendem Erfolge? Die Don Juan Fantasie vereinte in sich Hoheit und Leichtsinn: wir fühlten die Leidenschaftlichkeit des unwiderstehlichen Don Juan, und Zerlinens ängstliches Beben, und dieses alles löste sich endlich in die hinreißendste Bachanale

auf! Aus dem zweiten Theile ergriffen uns vorzüglich die Lieblichkeit der Adelaide und des Ständchens, und die Leichtigkeit des Riesengalopps, vor allem aber der furchtbar zauberische Erlkönig, der sein jetziges Daseyn dreien Genien verdankt: Goethe — Schubert — Lißt." Auch Gedichte auf Liszt sind damals in der Zeitung erschienen.

Die Konzerte Clara Schumanns im März 1844 begeisterten die „St. Petersb. Ztg.", d. h. augenscheinlich ihren Redakteur Oldekop, zu einem „Acrostichon und Sonett" auf sie und ihren Gemahl Robert Schumann. In der Zeitung vom 15. März lesen wir unmittelbar vor einer mit A. v. O. gezeichneten Kritik des Konzerts vom 12. März:

Robert und Clara.

Reicher Geist voll Urkraft der Camöne,
O empfange unserer Herzen Dank,
Brachtest uns durch deinen Tongesang
Ewige Ideen voll von Schöne;
Rührtest uns durch tiefe Seelentöne,
Treues deutsches Herz, das Gott durchdrang.
Und erschufst mit der Begeistrung Drang
Neues, das die Nachwelt würdig kröne! —
Dank sei Dir und Deiner einzig einen
Clara, die uns dieser Welt entrückt,
Läßt ihr Zauber Lenze uns erscheinen,
Ach, auf Erden nimmer noch erblickt,
Reißt sie uns zum Jubeln hin und Weinen,
Alle Herzen folgen ihr entzückt! —

Seit 1846 ist Dr. Minzloff auch für die musikalischen Ereignisse der berufene Chronist, bis Musiker von Fach, B. Damcke und J. Promberger, an seine Stelle treten. Ein dritter Musikreferent dieser Zeit ist F. Pirang, der unter Anderem im Jahre 1853 eine Polemik mit der „Preußischen Zeitung" ausgefochten hat, welche Anton von Kontski, der mit seinem Bruder Apollinar von Kontski zu den besonderen Lieblingen der „St. Petersburger Ztg." gehörte, zum Gegenstande hatte. Anton Rubinstein ist in unserem Blatte schon früh erwähnt worden. Schon im Jahre 1841 veröffentlicht es einen Münchener Bericht über das Auftreten des 11 Jahre alten russischen Klaviervirtuosen Rubinstein, „eines merkwürdigen Knaben, der in den schwierigsten, wie in den einfach ernsten Tonstücken (z. B. einer Bachischen Fuge) Außerordentliches leistet, ohne im Uebrigen das Frische, Unbefangene seines Alters irgend zu verläugnen". 1844 finden wir dann ein Petersburger Konzert Rubinsteins, „des jungen talentvollen Künstlers, den wir schon im vorigen Jahre freudig willkommen hießen", in der „St. Petersb. Ztg." angekündigt. 1853 heißt es von ihm in einem Feuilleton, welches keine Chiffre trägt, aber allem Anscheine nach Rud. Minzloff zum Verfasser hat: „Ehre den großen Todten, doch vergessen wir die lebenden darüber nicht, die uns näher stehen. Wenn vielen Künstlern das hohe, wahre Ziel der Kunst so klar vor Augen stände, wie Rubinstein, dem ungewöhnlichen jungen Tondichter, der unbeirrt festen Schrittes seinen Weg geht und dessen frisch emporblühender Ruhm sich schon über die engen Gränzen der Heimath ausdehnt, so müßte die Kunst wieder lebendig werden und ein neuer Morgen anbrechen, nachdem vor dem Aufgange der ersehnten Sonne lange ein kühler Wind geweht." Im Jahre

1855 ist Th. Berthold in der „St. Petersb. Ztg." gegen A. Rubinstein für Glinka's Oper „Жизнь за Царя" eingetreten und hat den künftigen glänzenden Erfolg dieser Oper prophezeit. Erwähnen wollen wir noch, daß die „St. Petersb. Ztg." im Jahre 1856, gegen die „Pet. Wed." polemisirend, folgenden Ausspruch über Richard Wagner thut: „Es wird aber die Zeit kommen, wo man Wagner doch die Palme reichen wird."

Balletkritiker der „St. Petersb. Ztg." ist, wie schon erwähnt, am Ende der 40-er und Anfang der 50-er Jahre Georg Schultz, (Dr. Bertram). Fanny Elßler versetzt ihn in das hellste Entzücken: „Seit der griechischen Helena bis auf die ungarische Fanny hat die Natur und die Menschheit ausgeruht," ruft er bei der Besprechung des Ballets „Esmeralda" begeistert aus.

Die bildenden Künste haben sich seit Lorentz, der selbst ein großer Kunstfreund gewesen zu sein scheint, der besonderen Aufmerksamkeit der „St. Petersb. Ztg." erfreut, doch sind auch in den vorhergegangenen Jahren Kunst und Künstler nicht unbeachtet geblieben. Am 14. Februar 1832 finden wir in der „St. Petersb. Ztg." einen Künstler-Nekrolog, der für die heutige „St. Petersb. Ztg." einen besonderen, intimen Werth besitzt: es ist der aus der Hand eines Freundes — vielleicht Heinrich Storchs — stammende Nekrolog des Landschaftsmalers Karl von Kügelgen, dessen allegorisches Gemälde auf den Tod Kaiser Alexanders I. wir hier schon erwähnt haben. „Wir haben," heißt es zu Beginn des Nekrologs, „kürzlich einen trefflichen Künstler verloren, den Landschaftsmaler Karl von Kügelgen, Zwillings-Bruder des historischen Malers Gerhard von Kügelgen, dessen Ermordung vor dem Thore Dresdens die Theilnahme von ganz Europa so schmerzlich erregte. Unser Kügelgen (denn so dürfen wir ihn nennen, da ein 35jähriger Aufenthalt in Rußland und zahlreiche Landschaften aus dem Süden und Norden des großen Reiches ihn hinlänglich naturalisirt haben), unser Kügelgen starb glücklich, wie er lebte. Eine mehrjährige immer zunehmende Engbrüstigkeit, die er aber nur dann fühlte, wenn er sich durch Gehen ermüdet hatte, untergrub allmählich seine Gesundheit und entzog ihn dieser Welt während eines sanften Schlafes. — Bei einer großen Lebendigkeit des Gefühls war Karl Kügelgens Charakter vorzüglich durch Sanftmuth, Heiterkeit und Zufriedenheit ausgezeichnet. Freunde, die ihn seit mehr als 30 Jahren gekannt haben, bezeugen einmüthig, daß sie ihn nie, auch wenn das Unglück ihn drückte, unzufrieden gesehen, daß er hingegen sich immer für vollkommen glücklich erklärte und keinen anderen Wunsch hegte, als daß ihn Gott in seiner Lage erhalten möge. Diese so seltene Zufriedenheit war nicht Apathie, sondern die Frucht eines echtphilosophischen Nachdenkens über den Menschen und seine Schicksale, und eines festen religiösen Vertrauens in die göttliche Vorsehung. Daher war er Niemandes Feind, und war Niemand ihm Feind. Vielmehr zog der klare Ausdruck von Edelmuth, Bescheidenheit und Frohsinn in Rede und Handlung Jeden an, den der Zufall ihm zuführte. Man liebte ihn sogleich ohne sich's recht bewußt zu seyn, und von den wahrlich vielen Freunden, die er besaß, hat er nie Einen verloren als durch den Tod. Unter diesen ächten Freunden sey es erlaubt nur Einen zu nennen, den Grafen Cancrin, dessen kräftiger und aufgeklärter Geist die Staatswirthschaft Rußlands leitet und dessen Grundsätzen sein erhabener Monarch und Europa trauet. Der frühe Bund dieser edlen Freundschaft wurde bis zu Kügelgens Tode durch nichts gestört. Die Freunde sahen immer einander, mit der alten Unbefangenheit von Seiten des Künstlers, mit der alten Herzlichkeit von Seiten des Staatsmannes,

den die Nachricht des Todes seines Freundes tief erschütterte. — Nach dieser kurzen Skizze des moralischen Menschen sei es uns gegönnt Karl Kügelgens Verdienst als Maler zu würdigen. Seine Landschaften sind gleichsam der Abdruck seiner Seele Es herrscht darin diese freudige Ruhe, diese Anmuth, die den Schauenden anzieht, ohne ihn durch große Effekte zu überraschen. Man gefällt sich bei ihrem Anblicke, man wandert in denselben mit einem stillen Genuß, dem man sich ungerne entzieht. Seine meisten Arbeiten betreffen die Krimm, Finnland und Reval, in jeder derselben faßt man sogleich den Charakter der Gegend auf; man fühlt, daß die Natur daselbst so ist, wie das Bild sie wiedergegeben. — Wenn Karl Kügelgen in der Darstellung der Luft und des Wassers Vernet nachsteht und seine Vordergründe das Prächtige und Großartige nicht haben, welches Claude de Lorrain den Seinigen gab, so ist Kügelgens Grün und das schöne Lichtspiel darauf unnachahmlich und die seltene Magie, die er seinen Formen einhaucht, wird bei dem ersten Blicke erkannt und immer tiefer empfunden. Wollen wir unseres Freundes Charakter als Maler kurz aussprechen, so sagen wir: Karl Kügelgen malte für Solche, die sich den sanften Eindrücken einer einfach schönen Natur gerne hingeben, ohne gigantischer Massen und imposanter Effekte zu bedürfen, um ihre Phantasie, gleichsam mit Gewalt, aufzuregen, um ihnen anzukündigen, daß sie bewundern und fühlen sollen. — Karl Kügelgen war geboren am 25. Januar 1772 zu Bacharach und starb nahe bei Reval den 29. Dezember 1831. Er war Hofmaler und Mitglied der Akademie der schönen Künste zu St. Petersburg. Er lebte über 20 Jahre auf dem Lande und verdankte diese glückliche Freiheit der Liberalität der Kaiser Alexander und Nikolai und er sagte oft mit inniger Dankbarkeit, wie Mantuas Sänger: Deus nobis haec otia fecit. — Wir haben diese biographische Notiz mit der Erinnerung an den Bruder unseres Kügelgen angefangen. Wir beschließen sie mit einer Aehnlichkeit im Schicksal der Zwillingsbrüder. Jeder derselben hat einen Sohn für die eigene Kunst gebildet, Wilhelm und Konstantin Kügelgen, zwei junge Künstler, die sich schon sehr vortheilhaft auszeichnen, der Erstere in der historischen Malerei, der zweite in der Landschaft. Ihre schon gelieferten Arbeiten beweisen, daß sie nicht hinter ihren Vätern zurückstehen werden."

Von Lorentz stammt im Jahre 1836 die längere Besprechung einer Gemälde-Ausstellung der Akademie der Künste, auf der die Porträtmalerei durch Kiprenski, Orlow, Pluchart, Tyranow, die Blumen- und Fruchtmalerei durch Alexejew, Satori und Chruzkoi, die Landschaftsmalerei durch Rajew, Rakowitsch, Fuhrmann und Worobjew (Ansichten von St. Petersburg), Lebedew, (Apenninenwälder), Schanto (Wasserfälle von Tivoli, Neapolitanische Landschaft), Konstantin von Kügelgen (Sizilianische Landschaften), die Marinemalerei durch Tonneur und seinen Schüler Aiwasowski, das Genre durch Sacharow (Kartenschlägerin), Sobolozki (Balalaikaspieler, Veteran auf dem Marsche und And.), Petschenkin, Pluchart, Tyranow (Mädchen mit einem Tamburin), die Historienmalerei durch Ssoluzew (Zusammenkunft zwischen Sswjatosslaw und Johannes Zimiszes), Scotti (Erhebung Nishni-Nowgorods im Jahre 1612), Demidow (Posharski vor Moskau), Schebujew (Ueberschwemmung von 1824), Sauerweid (Angriff der russischen Truppen auf Warna) und Tschernezow (Dankgebet auf dem Marsfelde im Jahre 1831) vertreten waren. Von den Darstellungen aus der Heiligen Geschichte nennt der Kritiker mit besonderem Lobe Iwanow's büßende Magdalena und Krylow's Moses. Schließlich werden noch Markow's „Fortuna und der Bettler", Maikow's „Bacchantinnen" und Scham-

schin's „Niobe" genannt. Unter den Skulpturen herrschten die Büsten vor, sonst wird noch Pimenow's „Babkispieler" erwähnt. Von Aiwasowski, der in dieser Kritik und auch später merkwürdigerweise „Gaiwasowski" genannt wird, heißt es: „Neben diesem Meister (Tonneur), hat auch einer seiner Schüler, Gaiwasowskij, in Darstellung von Seestücken ein Talent entfaltet, das bei weiterer Entwickelung die schönsten Leistungen in diesem Fache der Kunst verspricht. Wäre bei ihm die Luft so gut gemalt, als das Meer und besonders die auf demselben segelnden Schiffe, so würde schon jetzt der Schüler nicht weit hinter seinem Lehrer zurückstehen." — In demselben Jahrgange der Zeitung bespricht Stöckhardt das von Neff gemalte Portrait Krusensterns und Lorentz das bei Brieff erschienene Werk, „die Elemente des Schönen in der Baukunst." 1839 gab die Zeitung einen Auszug aus dem im Jahre vorher erschienenen, aber nicht in den Buchhandel gekommenen Werk „Livret de la Galerie Impériale de l'ermitage de Saint-Pétersbourg" und hierin eine Beschreibung sämmtlicher Säle. Von den Gemälden einzelner Säle wird ein vollständiges Verzeichniß gegeben. 1842 wird die Ausstellung der Akademie der Künste in der Form von „Briefen an eine Dame" besprochen. In der Mitte der 40=er Jahre hat Dr. Minzloff neben den Theater= und Musikreferaten auch die über die bildende Kunst übernommen, 1852 schrieben Cambecq und Pezold („Laienbriefe an eine Dame") über die Ausstellung der Akademie der Künste. — Eine besondere Rubrik für das „Lokale" hat es, wie wir wissen, in dieser Zeit nicht gegeben. Gegen Ende der 40=er Jahre begann sich allerdings eine solche herauszubilden, doch wurde diese Eintheilung von Meyer wieder aufgegeben. Wir finden daher die speziell „lokalen" Ereignisse — die Inangriffnahme und Beendigung öffentlicher Bauten (so die Einweihung der Alexander=Säule im Jahre 1834, über welche der Akademiker Heß im Jahre 1841 noch einen Spezialartikel veröffentlicht hat, das Eintreffen der Monolithen der Isaakskathedrale 1836; die Einweihung der Nikolai=Brücke 1850), die Gründung gemeinnütziger Unternehmungen (so die Gründung der am 28. Dezember 1838 bestätigten Gasbeleuchtungs=Gesellschaft 1839), die Schaffung neuer Verkehrsmittel (der „Phaetone" im Jahre 1831, der Omnibuslinie im Jahre 1847) die polizeilichen Maßregeln und Verfügungen [1]), die Feuerbrünste (so in der Butterwoche 1836 der furchtbare Brand von Lehmann's hölzerner Bude auf dem Admiralitätsplatz, bei dem 126 Menschen das Leben verloren. Gleich mit dem ersten Feuerwehr=Kommando erschien der Kaiser und verließ die Brandstätte nicht eher, als bis der letzte Körper aus dem eingestürzten Gebäude herausgetragen war. Den Bericht entnahm die Zeitung der „Ssew. Ptschela"), die Epidemien u. s. w. u. s. w. an verschiedenen Stellen erwähnt und besprochen: an der Spitze des Blattes nach dem Amtlichen, in Spezialartikeln, im „Vermischten", in den „St. Petersburger Nachrichten", die damals am Schlusse des Blattes standen, in den Lokalplaudereien des Feuilletons (Minzloff's „stenographirte Unterhaltungen", dann „St. Petersburger Chronik").

Ganz besonders viel Raum hat die „St. Petersburger Zeitung" begreiflicherweise den Berichten über die Cholera des Jahres 1831 gewährt. In einem Bei=

[1]) 1846 wird das Verbot, „Cigarren, Pachitos, Papiros und Pfeifen" auf der Straße zu rauchen, eingeschärft. Ausgenommen waren nur Krestowski, Tschernaja Retschka, der Stroganowsche Garten und Kamenoi Ostrow. Die Strafe betrug 50 bis 100 Kopeken oder 1 bis 3 Tage Gefängniß.

blatte zur Zeitung vom 18. Juni ward von dem Kriegs-General-Gouverneur unter dem 17. Juni bekanntgegeben, daß die Seuche, deren Fortschritte man schon vorher in angstvoller Spannung beobachtet hatte, in St. Petersburg eingedrungen sei. Am 14. Juni war auf einem am 28. Mai aus Wytegra eingetroffenen Fahrzeuge ein Wytegrascher Bürger von einer Krankheit befallen worden, welche choleraähnliche Symptome aufwies, an demselben Tage, um 4 Uhr morgens, erkrankte im Roshdestwenski-Stadttheile der Gesell eines Zimmermalers und starb um 7 Uhr abends. Am 16. Juni war die Epidemie schon an verschiedenen Stellen der Stadt — im Roshdestwenski-, Stückhof-, Moskauschen und Admiralitäts-Stadttheil — vereinzelt aufgetreten. „Seine Majestät der Kaiser haben", meldete der General-Gouverneur, „in großmüthiger Sorgfalt für das Wohl der Unterthanen Sich's zur beständigen Regel gemacht, bei jedem Verfahren der Regierung die Oeffentlichkeit zu beobachten, ohne die mindeste Verhehlung der Schickungen, welche die unergründlichen Rathschlüsse des Allmächtigen über uns verhängen". In der Zeitung vom 23. Juni wird dann vom Ministerium des Inneren eine „kurze Anweisung zur Abwehrung und Heilung der Cholera" veröffentlicht, die im Allgemeinen dieselben Rathschläge enthält, die auch heute gegeben werden: „Vermeidung von Erkältung, Mäßigkeit im Essen und Trinken, Sauberkeit und sofortige Berufung eines Arztes beim Auftreten der namhaft gemachten Symptome." In der Nummer vom 27. Juni wird vom Kriegs-General-Gouverneur angezeigt, daß der Kaiser am 25. Juni den Heumarkt, die Karetnaja, Jamskaja und andere Stadttheile besucht und mit Vergnügen bemerkt habe, daß daselbst keine unerlaubten Zusammenkünfte, wie an den vorhergegangenen Tagen, mehr stattfänden. Es sei aber auch zur Kunde des Monarchen gelangt, daß einige Individuen sich erfrecht hätten, Vorübergehende auf den Straßen unter dem Vorwande, daß sie ihnen verdächtig erschienen, anzuhalten, zu beleidigen und zu mißhandeln oder sie der Vergiftung der Speisen und Getränke zu beschuldigen. Andere hätten sich erkühnt, den Verfügungen der Polizei Widerstand zu leisten und den Aerzten nachzuspüren, sie unter dem nichtigen Vorwande, als bereiteten sie den in die Krankenhäuser abgeführten Kranken den Tod, zu verfolgen und zu beschimpfen. Allen diesen wird die unerbittliche Strenge des Gesetzes in Aussicht gestellt und speziell wird hervorgehoben, daß die Verfolgung der Aerzte die schamloseste Undankbarkeit gegen Männer sei, die alle ihre Studien und Kräfte dem Beistande der leidenden Menschheit widmeten. — Die größte Zahl der Erkrankungen — 579 — war am Tage nach der Veröffentlichung dieses Tagesbefehls, dem 28. Juni, der höchste Krankenstand — 2478 — am 6. Juli. Das letzte Bulletin wurde am 7. November in der Zeitung veröffentlicht: bis zum 5. November waren 9246 Personen in St. Petersburg an der Cholera erkrankt (also gegen 2% der Gesammtbevölkerung) und 4758 von ihnen gestorben. Zum 6. November verblieb kein Kranker.

Die Wohlthätigkeit der Einwohnerschaft St. Petersburgs hat sich während der Cholerazeit in großem Maßstabe gezeigt: die Zeitung ist in der Lage, lange Listen der Spenden, die bei den Kuratoren der einzelnen Stadttheile eingelaufen waren, abzudrucken. Wie sich die Wissenschaft (Parrot) und die Kunst (Karoline Bauer) in den Dienst der Wohlthätigkeit stellten, haben wir bereits gesehen. — Eine andere außerordentliche Gelegenheit zur Aeußerung des Wohlthätigkeitssinnes war der furchtbare Brand Hamburgs im Jahre 1842. In St. Petersburg bildete sich ein Hilfskomité, Liszt spendete den Ertrag seines letzten Petersburger Konzerts, der Redakteur der Zeitung, A. von Oldekop, bestimmte den Ertrag einer Anzahl von

Exemplaren seiner Werke für die Nothleidenden, der Dichter F. H. veröffentlichte in der Zeitung drei Gedichte, die das entsetzliche Ereigniß zum Gegenstande hatten, und deren erstes, „der Menschenliebe Weihe", direkt zu Spenden aufforderte u. s. w. Unter den philantropischen Institutionen St. Petersburgs ist, ebenso wie in der vorhergegangenen Periode, ganz besonders die Privat-Augenheilanstalt berücksichtigt worden. Ständig veröffentlicht der langjährige Direktor Dr. W. Lerche die Tertialberichte der Anstalt, in denen die Spenden aufgeführt werden. Im Jahre 1843 verzeichnet die Zeitung die im Dezember 1842 erfolgte Bestätigung des Deutschen Wohlthätigkeits-Vereins, in demselben Jahre bringt sie den Aufruf des Komités, an dessen Spitze der sächsische Gesandte, Baron Seebach, stand, am 4. April 1845 wird über die erste Generalversammlung des Vereins berichtet, die am 18. März stattgefunden hatte, und in den folgenden Jahren bilden die Tombola-Lotterien des deutschen und des französischen Wohlthätigkeitsvereines einen häufig behandelten Stoff des Blattes. Während der ganzen Periode läßt sich eine lebhafte Betheiligung der „St. Petersburger Zeitung" an allen humanen Bestrebungen feststellen. So veröffentlicht die Zeitung in demselben Jahre 1842, welches später die allgemeine Wohlthätigkeit für Hamburg in Anspruch nahm, noch einen Aufruf des Vize-Präsidenten des General-Konsistoriums von Pauffler zur Unterstützung der evangelischen Gemeinde in der Moldau (kurze Zeit darauf meldet Pauffler, daß ein in Wiborg lebendes Glied der St. Petri-Gemeinde auf den in der „St. Petersburger Zeitung" erschienenen Aufruf hin 3000 Rub. Banko gespendet habe), empfiehlt ihren Lesern den von dem französischen Wohlthätigkeitsverein zum Besten der Armen arrangirten, mit einer Lotterie verbundenen Maskenball, giebt der Danksagung der durch eine bedeutende Summe unterstützten evangelischen Gemeinde zu Ssimferopol Raum, macht für ein Konzert zum Besten der Augenheilanstalt Propaganda, berichtet über die Thätigkeit der Philantropischen Gesellschaft, des Patriotischen Frauenvereins, der Marien-Kasse für ärztliche Wittwen und Waisen, über das Krankenhaus für Arbeiter, über das Haus zur Versorgung bejahrter und verstümmelter Bürger und das Wittwenhaus.

Nicht minder lebhaft ist das Interesse für das kirchliche Leben der protestantischen Gemeinden St. Petersburgs. Solche Ereignisse, wie die Einweihung der neuen St. Petri-Kirche (1838 von Stöckhardt geschildert), wie die Einweihung des temporären Kirchenlokals der St. Michaelisgemeinde im Jahre 1842 (bei dieser Gelegenheit wird die Geschichte dieser Gemeinde gegeben), wie die Einweihung einer temporären estnischen Kirche für die 5000 Personen starke estnische St. Johannis-Gemeinde, die sich 70 Jahre lang in fremden Kirchen beholfen hatte (1843), wie die Erwerbung eines Grundstückes zum Bau der lettischen Jesus-Kirche (1846) und die Grundsteinlegung eines neuen Wohngebäudes der St. Annen-Kirche (1846), werden jetzt eingehend geschildert. Ueber die Synoden wird regelmäßig berichtet. Auf ein Erbauungsbuch des Generalsuperintendenten von Rheinbott: „Gebete, Betrachtungen, Selbstgespräche" macht die Redaktion im Jahre 1836 zweimal aufmerksam. Mehrere Notizen finden wir über die Gründung der Bibliothek der evangelischen Gemeinden in St. Petersburg. Schon im Jahre 1844 wird in der Zeitung zu Spenden aufgefordert; am 8. Februar 1846 wird angezeigt, daß die Gründung am 6. Februar zur Erinnerung an den 100. Todestag Luthers erfolgt sei; am 19. März wird die Eröffnung bekannt gemacht. Schon 1848 befand sie sich im finnischen Kirchenhause.

Auch für eine Geschichte des gesellschaftlichen Lebens dieser Zeit ließe sich in der „St. Petersburger Zeitung" manches Material finden. Die goldene

Hochzeit Georg Friedrich Parrot's am 24. Februar 1846, zu der die Großfürstin Helene Pawlowna einen goldenen Pokal darbrachte und auf welcher der allverehrte Pastor J. von Muralt die Rede hielt, haben wir bereits erwähnt. — Interessant ist es zu konstatiren, daß die alljährliche Feier des Stiftungstages der Universität Dorpat schon 1831 in St. Petersburg begonnen haben muß. Am 10. November 1831 finden wir im Hauptblatte der „St. Petersb. Ztg." folgende Notiz:

„Am 12ten Dezember 1827 versammelten sich die in St. Petersburg anwesenden ehemaligen Zöglinge der Dorpatschen Universität, um das 25jährige Jubiläum dieser schönen Lehr-Anstalt zu feiern.[1])

Um dieses Fest der jugendlichen dankbaren Erinnerung durch einen Akt der Wohlthätigkeit würdig zu feiern, wurde eine Summe zusammengebracht, um einen talentvollen Jüngling in Dorpat studiren zu lassen und dann seine Bildung durch eine Reise in's Ausland zu vollenden. Das gewählte Subject hieß Zwingmann,[2]) von welchem sowohl die offiziellen Berichte, als auch eingezogene Privat-Nachrichten zu den schönsten Hoffnungen berechtigten.

Leider! hat nun die Comittee zur Verwaltung dieser Summe die offizielle Nachricht erhalten, daß dieser junge Mann kürzlich an der Auszehrung gestorben sey, wobei sowohl die Dorpatsche Schulkommission, als auch die HH. Direktoren des philologischen Seminariums (dessen Mitglied Zwingmann war), Professor Jäsche und Morgenstern, seinen vortrefflichen Eigenschaften den Zoll ihrer ganzen Hochachtung darbringen.

Dieser schmerzliche Todesfall, der jenen guten Zweck gänzlich vereitelt, veranlaßt diese Comittee nun der Gesellschaft Rechenschaft von ihrer Verwaltung abzulegen.

Einnahme.	Rub.	K.	Ausgabe.	Rub.
Jährlich eingeflossene Beiträge	3290	—	In verschiedenen Terminen an die Schulkommission für Zwingmann	2200
Ein für allemal gezahlt .	400	—	Post- und Assecurenzkosten .	15
An Renten	246	83		
Summe .	3936	83	Summe .	2215

Demnach ist in Kassa geblieben 1721 Rub. 83 Kop.

Ueber diesen Rest hat die Comittee in der Art verfügt, daß auf den Wunsch und die Empfehlung der Schulkommission und der Direktoren des Seminariums in Dorpat, einem Studirenden, Namens Radelow,[3]) dem innigsten Freunde des verewigten Zwingmann, die Summe von 1500 Rub. zum Behuf einer Reise in's Ausland bewilligt werde, die übrigen 221 Rub. 83 Kop. aber als erster Anfang zu einem jährlichen Stipendium einbehalten, welches Stipendium, durch Beiträge der in St. Petersburg wohnenden ehemaligen Zöglinge der Dorpatschen Universität zu-

[1]) Vgl. Seite 162.

[2]) Georg Ferdinand Zwingmann aus Livland, geb. 2. Aug. 1810, philos. (philol.?) 1829—1831, † im Sept. 1831. Album Academicum Nr. 2628.

[3]) Ohne Zweifel handelt es sich um Karl Albert Rathlef (Alb. Acad. Nr. 2481), geb. 15. Juli 1810, theol., phil. 1828—32, der 1832—33 seine Studien in Berlin fortsetzte und 1854—66 Professor der Geschichte in Dorpat war.

sammengebracht, die Erinnerung an diese für Rußland so wichtige Lehr-Anstalt bei ihren dankbaren Zöglingen durch eine jährliche Wohlthat erneuern wird.

Es werden demnach alle durch dieses schöne Band verbrüderten Männer ersucht, ihre ersten Beiträge zu diesem neuen Zwecke an Herrn Hippius (im Hause des Grafen Kuschelew-Besborodko, am Gagarin-Pristan, wohnhaft) vor dem 12. December d. J. gefälligst zu senden.

Die Comittee zur Verwaltung des Stipendiums vom 12. December: Rauch [1]), Lerche [2]), Weiß [3]), Hippius [4]).

Parrot."

Eine spätere Einladung zur Feier haben wir nicht gefunden, können aber mit Sicherheit annehmen, daß vom 12. Dezember 1831 an jährliche Zusammenkünfte der Dorpater Kommilitonen am 12. Dezember in St. Petersburg stattgefunden haben. Ein jährliches Stipendium machte ja auch jährliche beschließende Versammlungen nothwendig.

Zu Dorpat und überhaupt zu den baltischen Provinzen hat die „St. Petersburger Zeitung" auch in dieser Periode in einem innigen Verhältniß gestanden: von ihren Redakteuren waren ja Sacken und Oldekop Balten, Wulffert hatte in Dorpat studirt und Schmalz und Meyer waren durch längeren Aufenthalt, Köppen durch seine Reisen mit dem Leben der Ostseeprovinzen Rußlands vertraut geworden. Von den Mitarbeitern des Blattes standen so hervorragende wie Parrot, Mädler, Struve, Baer, Helmersen, Middendorff, Jegor von Sivers, Max Cambecq und A. Tollert zum Baltenlande in den engsten Beziehungen. Regelmäßige baltische Originalkorrespondenzen sind dem Blatte allerdings nicht zugegangen, aber die baltischen Zeitungen sind mit großer Aufmerksamkeit benutzt worden. Zur Feier des 50-jährigen Jubiläums der Universität Dorpat wird im Jahre 1852 in der Zeitung eine Aufforderung erlassen und am 1. Januar 1853 beginnt dann der eingehende Bericht über die Jubelfeier zu erscheinen, der durch mehrere Nummern geht.

Es erübrigt noch, einige Worte über die Post- und Verkehrsverhältnisse dieser Periode zu sagen, die im Allgemeinen der Entwickelung des Blattes nicht so günstig gewesen sind, wie man von der ersten Hälfte des Jahrhunderts des Dampfes und der Elektrizität voraussetzen könnte. Wohl konnte die „St. Petersburger Zeitung" im Jahre 1837 über die am 30. Oktober erfolgte Einweihung der ersten russischen Eisenbahn, der Zarskoje-Sselo-Bahn berichten (mit einer „von Stephenson in England verfertigten Locomotive von 40 Pferde-Kraft" wurden bei dieser Probefahrt vier offene und vier verdeckte Wagen, in denen die vornehmsten Personen der Residenz, die Mitglieder des diplomatischen Corps und eine große Anzahl Damen Platz genommen hatten, in 37 Minuten bis Zarskoje Sselo und in 28 Minuten wieder

---

[1]) Georg Adolph von Rauch (Alb. Acad. Nr. 297), med. 1806—1811, Ordinator am Obuchow-Hospital, Leibarzt Kaiser Nikolaus I.

[2]) Wilhelm Lerche (Alb. Acad. Nr. 458), med. 1809—1812, der schon mehrfach genannte Direktor der Augenheilanstalt, Leibokulist des Kaiserlichen Hofes.

[3]) Augenscheinlich ist Johann Friedrich Weisse (Alb. Acad. Nr. 612) gemeint, med. 1811—1815, Direktor des 1. Kinderhospitals und Leibmedikus.

[4]) Karl Friedrich Hippius (Alb. Acad. Nr. 637), jur. 1811—1814, Verwalter der Güter des Grafen Kuschelew-Besborodko.

zurückbefördert; die Entfernung bis Zarskoje Sselo beträgt 21½ Werst), aber die nächste russische Bahn, die Nikolai-Bahn, konnte erst 14 Jahre später dem Verkehr übergeben werden. „Wie lange wird's dauern, so erstreckt sie (die Eisenbahn) sich bis Warschau, bis zum Kaukasus, bis Irkutsk!" rief die „Ssewernaja Ptschela" im Jahre 1839 aus, aber keine dieser Hoffnungen sollte sich im Laufe dieser Periode erfüllen. Die Eisenbahnverbindung mit dem Auslande konnte während dieser Periode nicht hergestellt werden, obgleich 1852 der Befehl zur Erbauung der St. Petersburg-Warschauer Bahn erfolgte. Auf diese Weise mußte die Berichterstattung der Zeitung in Bezug auf Schnelligkeit sehr zu wünschen übrig lassen. Ueber die zu Beginn der 50er Jahre bestehenden Postverhältnisse schreibt Cl. Friedr. Meyer in seinem angeführten Buche: „Der gute, ehrwürdige Postwagen brachte in sechs bis sieben Tagereisen die Zeitungen aus Berlin und nur während der kurzen Sommerschifffahrt legten die politischen Blätter den Weg über Stettin in vier Tagen zurück. Wenn im Winter die Wege verschneit und verweht, im Herbst und Frühling aufgeweicht und grundlos waren, blieben jene Quellen aller politischen Weisheit auch wohl zehn bis zwölf Tage unterwegs". In der ersten Zeit der Periode ist es noch schlimmer: da dauert es zwei Wochen, ja sogar noch länger, bis eine Berliner Nachricht in die Zeitung gelangt. Erst ganz gegen Ende der Epoche sind auch die Pariser und Londoner Meldungen, die in der Rubrik „Neueste Post" Aufnahme finden, nur 6—7 Tage alt. Wie spät die „St. Petersburger Zeitung" in die Lage kam, sich des Telegraphen bedienen zu können, haben wir bereits gesehen, und selbst nach der Freigebung des Telegraphen haben die pekuniären Verhältnisse den Depeschendienst des Blattes Jahre hindurch behindert. Der erste Versuch, regelmäßige eigene Depeschen zu bringen, ist von der Zeitung erst zu Beginn der nächstfolgenden Periode gemacht worden. — In Deutschland haben sich übrigens die Zeitungen auch nicht sehr viel früher des Telegraphen bedient. Im Jahre 1847 wurde dem Volke der Telegraph zwischen Bremen und Vegesack, am 1. Oktober 1849 der Telegraph zwischen Berlin und Aachen, ein Jahr später der zwischen Dresden und Leipzig geöffnet, seit 1851 ließ das Bureau Reuter in Berlin, welches im Jahre vorher von Aachen aus für die Kaufmannswelt Telegramme geliefert hatte, auch den Zeitungen Depeschen zukommen, aber die Blätter sträubten sich vielfach noch gegen die Telegramme, weil es ihnen widerwärtig war, stets dasselbe abdrucken zu müssen, was alle übrigen ebenso brachten. Erst am Ende der 50er Jahre, also um dieselbe Zeit wie in St. Petersburg, war der Widerstand vollständig gebrochen. Das erste deutsche Blatt, welches Telegramme brachte, war die „Köln. Ztg.". Sie ließ sich, so lange es zwischen Köln und Brüssel noch keine telegraphische Verbindung gab, die aus Paris in Brüssel eingetroffenen Depeschen sofort brieflich melden.[1])

[1]) Vgl. H. Wuttke, die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung. Dritte Auflage 1875, pag. 168 ff.



Adler der „St. Petersburger Zeitung" von 1858 bis 1864.

Die sechste Periode.

Die „St. Petersburger Zeitung" unter Clemens Friedrich Meyer seit ihrem Uebergang in Pachtbesitz.

1859—1874.

Erst in einer reiferen Zeit wird wohl der Historiker erstehen und zur Anerkennung gelangen, der die Geschichte der „sechsziger Jahre" Russlands mit universalhistorischem Geiste zu erfassen und als ein Kapitel der menschlichen Entwickelungsgeschichte mit vorurtheilsloser Liebe zu schildern vermag. Schon heute liegt es allerdings zu Tage, daß wir es hier mit einem Prozesse zu thun haben, den wir mit demselben Rechte, wie andere welt- und nationalhistorische Vorgänge, als ein scheinbar in sich geschlossenes, eine Einzeldarstellung gestattendes Ganzes behandeln dürfen, wir sind aber noch nicht unbefangen genug, um die Ursachen dieses Prozesses, der vor dem 1. Januar 1860 beginnt und nach dem 31. Dezember 1869 noch fortdauert, mit genügender Sicherheit zu bestimmen und seine wirkenden Kräfte gebührend zu bewerthen. Es dürfte sogar schwer fallen, für diese Einzeldarstellung einen historisch berechtigten terminus ad quem zu wählen, ohne auf heftigen Widerstand zu stoßen.

So sind wir denn jetzt, wo unsere Monographie in diese Periode tritt, ohne den zuverlässigen Führer, dessen wir sehr bedürften. Nur im Zusammenhange mit dem Ganzen kann die Bedeutung der russischen Presse, die zu dieser Zeit gewaltig zunimmt, richtig dargelegt werden, nur eine tiefe und nicht angezweifelte Erkenntniß des geistigen Zustandes der damaligen russischen Gesellschaft könnte dazu befähigen, überzeugend zu entscheiden, ob die russische Presse jener Tage ihrer Hauptaufgabe — zu vermitteln und zu übermitteln — gerecht geworden ist oder lediglich den führenden Geistern als Mittel zur Beeinflussung der erregten und leicht erregbaren Menge gedient hat. Speziell für die Geschichte der „St. Petersburger Zeitung" ist diese Entscheidung deshalb von höchster Wichtigkeit, weil durch sie gleichzeitig festgestellt wird, ob ihr damals ausgesprochener und noch heute festgehaltener politischer Grundsatz, daß Russland zu seiner Entwickelung überall der Ruhe, des Friedens und der Freundschaft bedürfe, berechtigt war und berechtigt ist.

Von hohem Interesse wäre es auch, wenn man das Gegenseitigkeitsverhältniß beleuchten könnte, in dem die beiden Momente, welche die in den 60er Jahren eintretende Entwickelung der russischen Presse bestimmen — die direkt auf die Presse bezüglichen Intentionen der Regierung und die Hebung des Verkehrswesens — zu einander stehen. Eine Beleuchtung dieser Frage, bei der man nicht unberücksichtigt lassen

dürfte, daß der Befehl zur Erbauung der nach Westeuropa führenden Eisenbahn von Kaiser Nikolaus I. ausgegangen ist, wenn sie auch erst in den 40er Jahren eröffnet werden konnte, würde in eines der wichtigsten Gebiete der historischen Forschung und Darstellung schlagen: in das Gebiet der vergleichenden Abschätzung der beiden großen historischen Faktoren, des nachweisbaren subjektiven Willens und des schwer faßbaren Zuges der Zeit.

Wie gesagt, in allen diesen Fragen fehlt uns der Führer, und es ist uns daher nicht möglich, uns bei der Darlegung der kleinen Erscheinungen, die uns hier beschäftigen, auf jene größeren und großen zu beziehen und sie durch jene zu erklären.

Zu dem Abonnement auf die seit dem 1. Januar 1859 von ihm selbst herausgegebene „St. Petersburger Zeitung" forderte Clemens Friedrich Meyer folgendermaßen auf: „Die St. Petersburger deutsche Zeitung wird in Bezug auf ihren Inhalt und dessen Anordnung im Jahre 1859 erscheinen, wie bisher. Die Verhältnisse gestatten es jedoch der Redaktion, die folgenden wesentlichen Verbesserungen einzuführen: 1) durch Abänderung des Druckes wird der Inhalt der Zeitung um ein Bedeutendes vermehrt werden. (Die Corpusschrift wird allmählich wieder fallen gelassen.) 2) Die Zahl der politischen Uebersichten, wie der politischen und volkswirthschaftlichen Leitartikel soll beträchtlich zunehmen. 3) Aus den Hauptstädten Europas werden Correspondenzen in regelmäßigen Zeitabschnitten berichten, wie es bisher aus Berlin geschehen. 4) Alle Exemplare, welche außerhalb St. Petersburgs abonnirt werden, sollen in besonderen Couverts verschickt werden. — Andere Verbesserungen werden beabsichtigt und sobald sie vorbereitet sind, soll das Publikum von denselben in Kenntniß gesetzt werden." Außerdem zeigte er später an, daß die Zeitung vom zweiten Quartal an Modekupfer und Modeberichte bringen werde [1]).

Bei den „anderen Verbesserungen" hatte Meyer vornehmlich an die telegraphischen Depeschen gedacht, welche die Zeitung seit 1857 der „Ssew. Ptschela" entnahm, also einen Tag später brachte als diese. Wenn die „St. Petersburger Zeitung" dem mit politischen Interessen begabten Publikum etwas bieten wollte, so konnte dieser Zustand nicht weiter dauern: hier war der Hebel anzusetzen, um die deutsche Zeitung Petersburgs auf ein Niveau zu bringen, welches den Bedürfnissen der Leser entsprach. Am 23. April 1859 ist auch Meyer im Stande, dem Publikum bekannt zu geben: „Die St. Petersburger Zeitung bringt vom heutigen Tage an eigene telegraphische Depeschen und somit alle Nachrichten gleichzeitig mit den ersten hiesigen Zeitungen. Indem der Herausgeber diese Einrichtung trifft, die im Vergleich zu den bisherigen Verhältnissen der Zeitung höchst bedeutende Opfer erfordert, hofft derselbe, daß die gesteigerte Theilnahme des Publikums Entschädigung

[1]) Den ersten (farbigen) Modekupfer brachte die „St. Petersb. Ztg." als Beilage zu der Nummer vom 9. April 1859 und dazu im Hauptblatt folgende Erklärung der dargestellten „Promenaden-Toilette für das Frühjahr": „Robe à doubles jupes von violettem poult de soie, das hohe Leibchen mit Knöpfen geschlossen, und um die Taille in fünf Spitzen auslaufend, wobei hinten eine Doppelschneppe. Die Aermel halblang und weit mit breiten Umschlägen. Dazu ein grünes Velourhütchen mit Spitzenverzierung und Federn, ganz breite lange Bindebänder von gesäumtem Taffet, die sehr in Aufnahme kommen werden; man schneidet sie sogar bis über zwei Ellen lang und bindet davon die Schleife, da der weiche Taffet sich bequem dazu benutzen läßt." Im Jahre 1860 waren diese Modebilder unkolorirt und im Jahre 1861 haben wir keine mehr gefunden.

bieten und die gebrachten Opfer rechtfertigen werde.“ In der nächsten Nummer der Zeitung, der vom 25. April, war der Titel des auf die auswärtige Politik bezüglichen Theiles der Zeitung geändert: aus der „politischen Uebersicht“ wurde eine „politische Rundschau“ (seit dem 21. Sept. 1863 heißt der Titel einfach „Rundschau“). Dieser Aenderung mag der Gedanke zu Grunde gelegen haben, daß der Tagespolitiker des Blattes durch die Telegramme den Ereignissen zeitlich nicht mehr so fern stehe, wie bis dahin, wo er nur eine allgemeine Uebersicht zu geben vermochte, sondern mitten unter ihnen stände und um sich schauend den Leser auf die einzelnen Erscheinungen aufmerksam machen könne. Dieser Titel des Blattes blieb unverändert, die Veröffentlichung der eigenen Depeschen erfuhr jedoch eine Unterbrechung: augenscheinlich durch finanzielle Schwierigkeiten bewogen, verzichtete Meyer im zweiten Quartal des Jahres 1860 auf die eigenen Depeschen und 1¾ Jahre lang — bis zum 1. Januar 1862 — mußten sich die Leser wieder mit den alten Depeschen der russischen Blätter begnügen. Seit 1862 hat dann die Zeitung ununterbrochen eigene Depeschen gehabt, die ihr durch Agenturen oder Spezial-Korrespondenten zugingen. — Schon etwas früher war der Verkehr auf der nach Westeuropa führenden Eisenbahnstrecke eröffnet worden: In der Nummer vom 19. April 1861 wird bekannt gemacht, daß der Verkehr von Kowno bis zur preußischen Grenze eröffnet worden sei und gleichzeitig werden von der Postverwaltung neue Regeln für die Abfertigung der Korrespondenz veröffentlicht. Im Verkehrsleben traten jetzt für die Presse die Verhältnisse ein, welche die „St. Petersburger Zeitung“ einige Jahre später, am 4. Juni 1866, mit den Worten schildert: „Wenige Jahre sind es her, daß uns die Eisenbahn mit dem Westen Europas verbindet und der Verkehr ist ein anerkennenswerth schneller. So ist z. B. die Redaktion unseres Blattes in den Stand gesetzt, die Berliner Blätter des heutigen Datums morgen abends bereits zu empfangen. Und dennoch ist der Dampf durch seinen jüngeren Bruder, den elektrischen Strom, weit überflügelt und ein hinkender Bote geworden.“

Während dergestalt durch die Entwickelung des Post- und Telegraphenwesens den Leitern der politischen Blätter Russlands die Möglichkeit gegeben wurde, schneller und vollständiger als bisher, einen Einblick in die poliuische Sachlage zu erhalten, fielen allmählich auch die Schranken, die es gehindert hatten, daß diese ihre Einsicht Allgemeingut des Publikums werde. In seinen bereits erwähnten Erinnerungen datirt Meyer diesen Umschwung vom Jahre 1861 und schreibt besonders dem im Jahre 1862 erfolgten Wechsel in der Leitung des St. Petersburger Zensurkomités eine maßgebende Bedeutung zu, doch hat die Aenderung der Verhältnisse schon früher begonnen. Die Zuvorkommenheit der politischen Zensoren im Ministerium des Auswärtigen konstatirt auch Meyer schon für die Zeit vor 1861, doch waren auch andere Reformen vor diesem Jahre durchgeführt worden: so wurde am 5. Februar 1858 die Theaterzensur der 3. Abtheilung der Eigenen Kanzlei entzogen (Полное собраніе законовъ. Второе собраніе. XXXIII. № 32739). Wir haben ja auch gesehen, daß die „St. Petersb. Ztg.“ schon vor 1859 die Entwickelung des gesellschaftlichen und industriellen Lebens und speziell das Erwachen der Presse mit freudiger Dankbarkeit feststellte. Die völlige Aufhebung der Präventivzensur für die Presse der Residenzen erfolgte durch das Gesetz vom 6. April 1865, und am 22. September desselben Jahres erschien die „St. Petersburger Zeitung“ seit dem April 1848 zum ersten Mal ohne den Vermerk „von der Zensur genehmigt.“ (Die Namensunterschrift des Spezialzensors verschwindet schon 1862.)

Der „St. Petersb. Ztg.“ läßt sich das Zeugniß nicht versagen, daß sie sich der ungeheuren Bedeutung der befreienden Thaten Kaiser Alexanders II. vollbewußt gewesen ist, daß sie nicht raisonnirt, gekrittelt oder Unmögliches verlangt, sondern nur anerkannt und sowohl die erweckten Hoffnungen als deren Erfüllung freudig genossen hat.

Das am 5. März 1861 veröffentlichte Allerhöchste Manifest über die Aufhebung der Leibeigenschaft, welches mit den Worten schließt: „Bekreuzige dich, rechtgläubiges Volk, und rufe mit uns den Segen Gottes auf deine freie Arbeit, das Pfand deines häuslichen Wohlstandes, wie des öffentlichen Wohls“, stand am 8. März in der Zeitung, und die Redaktion bemerkte von sich aus: „Augenblicklich ist der Eindruck der empfangenen Wohlthat viel zu groß, als daß wir irgend welchen Empfindungen außer denen des aufrichtigsten Dankes der Nation Raum geben könnten. Dank gegen den Kaiser, dessen väterliches Wohlwollen und dessen Weisheit das Werk der Erlösung vollendeten — Dank auch dem Adel, der eingedenk seiner Verpflichtung, dem übrigen Theil der Nation als leuchtendes Beispiel voranszugehen, in Erkenntniß der Bedürfnisse unserer Zeit und im wohlverstandenen Interesse des Vaterlandes dem Kaiser in der Ueberwindung der Vorurtheile der Vergangenheit opferwillig zur Seite stand. — Ueber diesem Gesammteindruck wird der Einzelne wie die Nation die ungegründeten Befürchtungen und das befangene Widerstreben Eines oder des Andern gegen die Fortschritte der neuen Zeit gern vergessen. Sie müssen es vergessen, weil das Kaiserliche Erlösungswerk zugleich ein Werk der Versöhnung aller Interessen der Vergangenheit und der Zukunft ist. Deshalb kann es auch für Hoch und Gering nichts Würdigeres geben, als Hand anzulegen, damit die edle That im Kaiserlichen Sinne zum Wohle der Mit- und Nachwelt gedeihe. Davon sind wir fest überzeugt. Der neunzehnte Februar und der fünfte März des Jahres Ein Tausend acht hundert ein und sechzig werden einst in den Annalen der Geschichte unseres Vaterlandes in goldenen Lettern glänzen und die Muse wird mit diamantnem Griffel darunter den Namen Alexander II. eingraben.“

Mit derselben Freude begrüßte die Zeitung die Justizreform schon in ihrem Werden. In dem Rückblick auf das Jahr 1863 (Januar 1864) heißt es:

„Der Schluß des verflossenen Jahres erhielt dadurch eine besondere Bedeutung, daß er die Vollendung der verschiedenen Reglements für das künftige Justizwesen brachte. Am heiligen Abend des Weihnachtsfestes wurden dieselben von dem Reichssecretär Wladimir Petrowitsch Butkow dem Reichsrath zur weiteren Beurtheilung vorgelegt. Mit Einführung dieser Reglements tritt das russische Gerichtswesen aus der Moder-Atmosphäre der geschlossenen Gerichtsstuben an die Helle des Sonnenlichts, und die Jahrhunderte alten Leiden des Volkes, welche der bisherige Zustand unserer Gerichtsbehörden mit sich brachte, haben ein Ende. Es ist dies von den vielen Thaten unseres Kaisers abermals eine solche, die ihm ein dankbares Andenken sichert, so lange ein russisches Wort ertönen wird.“ — In demselben Jahre wird dann die Reform zur That.

Für die Zeitung als solche hatten natürlich die auf Grund des Gesetzes vom 10. März 1862 erfolgende Aufhebung der Oberzensurverwaltung und die Uebergabe der Zensur an das Ministerium des Innern (der Minister Graf Walujew ist von der „St. Petersb. Ztg.“ ganz besonders hoch verehrt worden), sowie das Gesetz vom 6. April 1865, welches die Präventivzensur für die Residenzpresse aufhob, unter allen Reformen die größte Bedeutung. Am 22. Januar 1864 schreibt die „St. Petersb.

Ztg." von dem projectirten neuen Preßgesetze: „Bei dem liberalen Geiste, der sich in den dieser Reform (der Justizreform) zu Grunde gelegten Hauptprincipien offenbart hat, läßt sich annehmen, daß auch die ihr angepaßte Preßgesetzgebung eine freisinnige sein und auch für uns der Zustand eintreten werde, welchen Tacitus mit den Worten schildert: rara temporum felicitas, ubi sentire quid velis, et quid sentias dicere licet."

Neben so vielem Erfreulichen hatte aber die „St. Petersb. Ztg." im innern Leben Russlands auch eine tief traurige Erscheinung zu verzeichnen — die polnische Rebellion vom Jahre 1863. Mit tiefer Entrüstung hat das Blatt zu diesem beklagenswerthen Ereigniß Stellung genommen.

„In der That," bemerkt F. von Stein, der Autor des Rückblicks auf das Jahr 1863, „Polen hatte ja alle Ursache, sich wie neugeboren zu fühlen. Schlag auf Schlag waren in den letzten Jahren die Reformen gefolgt."

„Man war entschieden berechtigt, zu erwarten, daß der gebildete Theil der polnischen Nation dieses gebührend anerkennen und daß Ruhe bei dem aufgeregten Volke einkehren werde — da erscholl mit einem Male die unheimliche Kunde, daß der offene Aufstand ausgebrochen sei u. s. w."

In den internationalen Fragen, welche Europa bewegten, hat das Blatt jenes historische Gefühl bekundet, welches in dieser Zeit der Entscheidungen bei Vielen lebendig war. Als Garibaldi mit seinen 1000 den Kampf in Sizilien aufgenommen hatte, da wußte die Zeitung, was die Stunde geschlagen. „Was uns betrifft," lesen wir in der Rundschau vom 21. Mai 1860, „so sind wir der Ansicht, keine Concession der Welt wird mehr genügen. Wo zwischen Fürst und Volk soviel Blut geflossen, wie in Sicilien, da kann von einer aufrichtigen Versöhnung gar nicht mehr die Rede sein."

In der deutschen Frage ist sich die „St. Petersb. Zeitung" unentwegt treu geblieben. „Die Initiative zur Reform der deutschen internationalen Angelegenheiten muß von Preußen ausgehen, denn nur von Preußen allein ist der bestehende Conflict der politischen Interessen Oesterreichs und Preußens zu beseitigen," heißt es 1859 in einem Artikel über „Preußen und die nationale Bewegung in Deutschland". — Wie sich das Blatt zur Frage der Herzogthümer stellte, haben wir bereits gesehen. Als im Jahre 1864 die Entscheidung kam, da änderte sie natürlich ihre Stellung nicht. So polemisirte sie in diesem Jahre gegen den „Golos" (damals wurden die russischen Zeitungsnamen übersetzt, und es heißt demnach hier nicht „der Golos", sondern „die Stimme"), der eine frappante Aehnlichkeit zwischen Polen und den Elbherzogthümern fand. — In der preußischen Konfliktzeit sah sie das Recht auf der Seite der Volksvertretung, aber die Größe Bismarcks hat sie schon damals geahnt. Sie findet in ihm (19. Januar 1865) „überall Energie und Consequenz, gepaart mit einer guten Dosis persönlicher Suffisance, Klugheit und national-preußischen Bewußtseins — es hört sich nicht schlecht an, es klingt, wie wenn ein Mann spricht." Weiterhin sagt sie aber in demselben Artikel: „Man kann, wie wir, der Energie, der Klugheit und der Umsicht, mit welcher Herr von Bismarck das preußische Staatsruder führt, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, ohne deswegen einzuräumen, daß die preußische Regierung nur annähernd auf dem Rechtsboden stand, indem sie die Militärorganisation in solcher Art in's Werk setzte, daß sie nicht wieder rückgängig gemacht werden konnte, obgleich ein gesetzgebender Faktor die nöthigen Mittel eben nur für ein Jahr bewilligt hatte."

Als die Zeitung diesen Artikel brachte, wurde sie, wie wir den Erinnerungen Meyers entnehmen, vom Ministerium des Auswärtigen zur Lancirung von politischen Auslassungen benutzt (deshalb braucht natürlich nicht auch der vorerwähnte Artikel offiziöser Natur zu sein, und ist es auch augenscheinlich nicht). Im Jahre 1864 war dieses Verhältniß geschaffen worden und es dauerte bis zum Frühling 1865, wo ein Artikel der „Gartenlaube" über Meyer, indem auch der offiziösen Stellung der „St. Petersburger Zeitung" gedacht wurde, den Grund zu heftigen Angriffen von Seiten der russischen Presse gegeben hatte. Es war dem Ministerium unangenehm, daß die Beziehungen der „St. Petersburger Zeitung" zum Ressort des Auswärtigen der Gegenstand einer heftigen Zeitungspolemik wurden, und es brach diese Beziehungen daher ab. — Einige Jahre später — im Jahre 1868 — hat die Regierung über das Prinzip der Offiziosität selbst den Stab gebrochen. Indem sie das im Jahre 1862 unter dem alten Namen „Ssewernaja Potschta" gegründete Organ des Ministeriums des Innern unter dem Namen „Prawitelstwenny Westnik" (Regierungsanzeiger) zum offiziellen Organ aller Ressorts erhob, nahm sie zugleich den bisherigen Spezialorganen einzelner Ministerien und Hauptverwaltungen jeden offiziellen Charakter und in der ersten Nummer des neuen Blattes, die am 1. Januar 1869 erschien, wurde Folgendes ausgeführt: Seit dem Gesetz vom 6. April 1865 empfinde die Regierung selbst das Bedürfniß, ihre Absichten und den Zweck der verschiedenen Anordnungen klarzulegen. Hierzu hätten bis dahin theils Zeitungen und Journale einzelner Verwaltungen gedient, die auf Staatskosten herausgegeben wurden und daher einen officiellen Charakter hatten, theils Privatblätter nach der Wahl einzelner Verwaltungen. Da nun in den genannten Blättern auch Privatartikel und solche Urtheile der Redaktion oder Privater über Regierungshandlungen erschienen, welche natürlicherweise nicht immer mit dem Urtheil der Regierung übereinstimmten, das Publikum aber in Anbetracht der thatsächlich officiellen Artikel alle Angaben und geäußerten Gedanken für solche der Regierung halte, so käme es vor, daß falsche Nachrichten geglaubt, falsche Ansichten über die Regierungshandlungen erzeugt und dort Widersprüche gefunden würden, wo thatsächlich keine vorhanden seien. Diesen Uebelständen abzuhelfen, sei die Aufgabe des „Prawitelstwenny Westnik."

In der Gründung des „Prawitelstwenny Westnik" ist ohne Zweifel eine sittliche That von großer Bedeutung zu erblicken. Einerseits wurde den Redaktionen und dem Publikum eine ständige Quelle authentischer Informationen eröffnet, andererseits eine Quelle möglicher Irrthümer verstopft. Die private Presse kann ja durch das Schwinden des Offiziosenthums, welches sie ihrer eigentlichen Aufgabe, der Vermittelung zwischen Regierenden und Regierten, entfremdet und ein schlechtes Verhältniß zwischen den bevorzugten und nicht bevorzugten Zeitungen hervorruft, nur gewinnen.

Meyer's Kontrakt mit der Akademie lief am 1. Januar 1865 ab, doch hatte er schon im Frühling 1864 Schritte zu seiner Erneuerung gethan, und zwar unter günstigeren Bedingungen. In Anbetracht der Verluste, welche ihm die thatsächlich erfolgte Aufhebung des Annoncenprivilegs der akademischen Blätter (in der Nummer vom 19. Mai 1862 zeigte die „Ssew. Ptschela" an, daß sie die Erlaubniß zu Privatbekanntmachungen erhalten) und die Aufhebung der obligatorischen dreimaligen Publikation der Namen der in's Ausland Abreisenden (23. Oktober 1861. Полн. собр. зак. Вт. собр. XXXVI № 37519) verursacht habe, bat er darum, daß man ihm von den 7000 Rbl. welche die staatlichen Annoncen des Blattes all=

jährlich der Akademie einbrächten, eine jährliche Remuneration von 1500 Rbl. bewillige und ihm außerdem noch Folgendes gewähre: Einen Pachttermin von 10 Jahren, die Aufhebung der Bestimmung, nach welcher er der Akademie für jedes Abonnement, welches die Zahl 650 überstieg, einen Rubel Silber zu zahlen hatte, und schließlich noch die Aufhebung der Verpflichtung, das Blatt in der akademischen Typographie drucken zu lassen. Das Verwaltungskomité der Akademie stellte sich durchaus wohlwollend: es gab zu, daß Meyer Verluste gehabt haben könnte, konstatirte, daß die Zeitung nach Aussagen der Leser bedeutend verbessert worden sei, erklärte, daß jedes kommerzielle Unternehmen einer längeren Pachtfrist bedürfe, war der Ansicht, daß sich die akademische Typographie durch Uebernahme anderer Arbeiten schadlos halten könne, und legte auf die Extrazahlung bei Vergrößerung der Abonnentenziffer kein Gewicht, da sich diese Zahlung in den Jahren 1859—1864 durchschnittlich nur auf 253 Rbl. 35 Kop. (1 Rbl. für jedes Jahresabonnement) belaufen habe, während die Einnahmen von den staatlichen Annoncen durchschnittlich 6931 Rbl. 88 Kop. (gegen 5451 Rbl. in der Periode 1850—1857) betragen hätten. So ward denn der neue Kontrakt unter Zugrundelegung der Bedingungen Meyers geschlossen und erlangte am 25. Juli 1864 die Allerhöchste Bestätigung. Im November 1864 wählte das Justizministerium die „St. Petersb. Ztg." zur Veröffentlichung der „Gerichtlichen Bekanntmachungen".

Durchschnittlich hat also die „St. Petersb. Ztg." in den Jahren 1859—64 650 + 253 = 903 zahlende Abonnenten gehabt, d. h. fast doppelt so viel, wie in den sieben vorhergehenden Jahren, wo sich die Zahl der Abonnenten durchschnittlich auf 523 belief. Hierbei fällt noch in's Gewicht, daß der Abonnentenpreis mit dem Jahre 1862 (wohl wegen der großen Kosten der telegraphischen Depeschen) ein wenig gesteigert wurde. Mit Zustellung kostete nun die „St. Petersburger Ztg." den städtischen Abonnenten 13, (statt 12½), den außerstädtischen 14 (statt 13) Rbl. jährlich. Dieser Preis hat sich bis zu dem heutigen Tage erhalten (nur im Jahre 1870 haben die außerstädtischen Abonnenten blos 13 Rbl. 80 Kop. zu zahlen gehabt). — Wie sich zu Beginn der 60-er Jahre das Steigen der Abonnentenzahl auf die einzelnen Jahre vertheilte, wissen wir nicht. Nur für das Jahr 1863 haben wir die Höhe des Abonnentenstandes feststellen können. Im Verwaltungsarchiv haben wir in einem Wirthschaftsbuche für das Jahr 1864 („вспомогательная книжка комитета правленія о приходѣ и расходѣ суммъ по смѣтѣ 1864 года") die Angabe gefunden, daß der Redakteur der deutschen Zeitung am 15. Januar für die Exemplare über 650, welche im Jahre 1863 den Abonnenten zugegangen seien, 426 Rbl. 75 Kop. eingezahlt habe. In diesem Jahre hatte also die „St. Petersburger Ztg." 1076 Jahresabonnenten gehabt, so daß die Gesammtauflage auf wenigstens 1200 Exemplare veranschlagt werden kann. Im Jahre 1864, welches in jener Aufstellung des Verwaltungskomités natürlich nicht berücksichtigt ist (es konnten ja im zweiten Halbjahr neue Abonnenten hinzukommen), hat eine erhebliche Besserung des Abonnements stattgehabt. Die Redaktion des Blattes bringt am 22. Januar zur Anzeige, daß sie allerdings zu Beginn des Jahres eine große Menge überzähliger Exemplare habe drucken lassen, die Zahl der Abonnenten sich aber so rasch gemehrt hätte, daß die vom 15. Januar an neu hinzutretenden die ersten Nummern nicht mehr erhalten könnten.

Das Jahr 1865, mit dem die neue Pachtzeit C. F. Meyers begann, ist in vieler Hinsicht für die „St. Petersburger Zeitung" bedeutungsvoll. Sie trennte

sich von der akademischen Typographie, in der sie mehr als 137 Jahre lang gedruckt worden war: seit dem 1. Januar 1865 wurde sie bei Friedrich Aßmann (Offizierstraße Nr. 36, am Littauischen Markt) gedruckt. Seit dieser Zeit ist der Druck des Titels der Zeitung unverändert geblieben und auch der Adler ist nur einer geringen Aenderung unterworfen worden, der Typus blieb derselbe. Ebenso ist das heutige Format nahezu dasselbe, wie 1865. Am 7. November 1872 wurde die Aßmannsche Druckerei von Steenken und Laschinsky übernommen. — Bald nach dem Wechsel der Typographie hat auch die Redaktion der „St. Petersb. Ztg." endgiltig Wassili Ostrow verlassen, um auf die Südseite der Newa überzusiedeln. Am 17. Mai 1865 verließ sie das Haus Beljanin zwischen der 7. und 8. Linie am Großen Prospekt, mit dem sie am 1. August 1859 das Turtschaninowsche Haus vertauscht hat, und zog ins Haus Ritter an der Galeerenstraße (Nr. 25, dem Hof des Palais des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch gegenüber). Am 1. September 1869 befand sich das Redaktionslokal schon wieder an einer anderen Stelle — an der Potschtamtskaja im Hause Fedorow (Nr. 12), an der Ecke des Potschtamtski Pereulok, und seit dem 5. August 1872 war es im Hause Kaschin (Nr. 30) an der Offizierstraße, in der 3. Etage, dem Großen Theater gegenüber. Bei dem letzten Umzuge war augenscheinlich die Nähe der Druckerei maßgebend gewesen.

Seit dem 1. Oktober 1865 wird auch der Preis der Annoncen (10 Kop. für die einspaltige Petitzeile oder deren Raum) wieder in der Zeitung angegeben, was seit den letzten Tagen des Jahres 1858 nicht mehr geschehen war (es wurde nur auf die in den Annahmelokolen ausliegenden Taxen verwiesen; bis dahin war der Tarif von 1844, d. h. 1/4 Kop. für 2 Buchstaben oder etwa 6 1/2 Kop. pro Zeile, bestehen geblieben). Im Jahre 1859 macht sich ein Rückgang im Annoncenwesen der Zeitung bemerkbar: in den 7 Nummern vor Weihnachten hat die Zeitung durchschnittlich nur 17 Annoncen, 1860 aber schon wieder 22 und 1864 sogar 33.

Am 22. September 1865 erschien die „St. Petersb. Ztg.", wie schon oben bemerkt, zum ersten Mal ohne Präventivzensur. In dem Leitartikel, in dem die Redaktion dieses Ereigniß den Lesern ankündigte, hob sie hervor, daß die Zensur in den letzten Jahren in wohlwollender und liberaler Weise gehandhabt worden sei, erklärte aber zugleich, daß nur durch die Aufhebung der Präventivzensur ein ganz unmittelbares Verhältniß zwischen der Zeitung und den Lesern möglich werde. In demselben Artikel skizzirt die Zeitung auch ihr entschieden liberales politisches Programm in Bezug auf die Ostseeprovinzen und bemerkt über ihre Gesammttendenz: „Wir werden uns für jeden Fortschritt erklären, der das geistige und materielle Wohl der Bevölkerung fördern kann. Für eine Hauptbedingung des Fortschritts halten wir aber eine klare Erkenntniß unserer augenblicklichen Lage. Dazu gehört, daß wir unsere Mängel und Fehler offen bekennen und sie nicht verdecken und bemänteln, wie es ein früher herrschendes System verlangte und wie es noch heute die Anschauungsweise einer nicht unbeträchtlichen Fraktion fordert. Diese Fraktion erklärt jede ehrliche Darlegung einer Schwäche für einen feindlichen Akt gegen das Land und denunzirt den, der die Besserung eines Fehlers anstrebt, als Antipatrioten."

Die zweite Hälfte der 60-er Jahre gehört zu den Blüthezeiten des Blattes. Ganz besonders hat dieser Aufschwung, wie wir aus mündlicher Quelle erfahren haben, seit dem preußisch-österreichischen Kriege von 1866 begonnen, der die politischen Interessen der in St. Petersburg wohnhaften Angehörigen der deutschen Staaten mächtig anregte. Im Jahre 1868 muß die Zahl der Abonnenten der „St.

Petersburger Zeitung“ über 4000 betragen haben, da Meyer in seinen Erinnerungen angiebt, sie sei damals 10 mal größer gewesen, als zu Beginn seiner Thätigkeit im Jahre 1852. In der besten Zeit Meyers, um das Jahr 1870, soll die „St. Petersburger Zeitung“ zwischen fünf- und sechstausend Abonnenten gehabt haben. Auch der Annoncenstand hob sich beträchtlich: in den 7 Nummern vor Weihnachten des Jahres 1868 hatte sie durchschnittlich 53 Annoncen.

Die materiellen Erfolge gaben Meyer die Möglichkeit, auch an Vergrößerungen des Blattes zu denken. Schon 1860 war für den redaktionellen Theil der Zeitung dadurch mehr Platz geschafft worden, daß die staatlichen Bekanntmachungen von den Privatbekanntmachungen getrennt und in ein besonderes Beiblatt gesetzt wurden, bei der Erneuerung des Kontraktes ward das Format vergrößert und da die Raumnoth auch dadurch nicht beseitigt wurde, so entschloß sich Meyer, um „einerseits nach politischer Seite, andererseits in unterhaltender und belehrender Richtung“ den selbstgestellten Anforderungen zu genügen, vom 1. Januar 1867 an die Zeitung nicht mehr sechsmal, sondern siebenmal wöchentlich erscheinen zu lassen: er gründete das „Montagsblatt der St. Petersburger Zeitung“ welches in Großquart erschien und vorwiegend unterhaltenden und belehrenden Charakters sein sollte. Der Preis des Blattes wurde nicht erhöht. — Dem politischen Theil kam diese Neueinführung sehr zu statten: die feuilletonistische „Tageschronik“, eine Lokalplauderei gleich der „Sanktpetersburger Chronik“ und den „Stenographirten Unterhaltungen“, kam aus dem Feuilleton ins Montagsblatt und dasselbe geschah mit den Theater- und Musikkritiken, so daß das Hauptblatt fast ausschließlich mit den politischen Artikeln, mit den amtlichen und „Petersburger Nachrichten“ [1]), der „Neuesten Post“, den telegraphischen Depeschen, etwaigem „Mannigfaltigen“, der „Börse“, der Schiffsliste, dem Unterhaltungsanzeiger und einmal wöchentlich mit den seit 1859 bestehenden Rubriken „Familiennachrichten“ und „Kirchlicher Anzeiger“ gefüllt werden konnte. Auch die Spezialkorrespondenzen aus Berlin, Wien, Paris und London, die bis dahin im Feuilleton abgedruckt worden waren, wurden seit 1867 häufig ins Montagsblatt genommen. — Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß durch die Schaffung des Montagsblattes an erster Stelle der politische, an zweiter der „belehrende“ und erst an dritter der rein „unterhaltende“ Theil gewannen. Belletristisches wird immer seltener: nur ab und zu erscheint im Feuilleton, das überhaupt häufig fehlt, eine Novelle oder Erzählung.

Während die „St. Petersburger Ztg.“ in der zweiten Hälfte der 60-er Jahre an Bedeutung, Ansehen, Umfang und Verbreitung zunahm, hatte sich die Atmosphäre des russischen Zeitungslebens in betrübender Weise verändert. Seit dem fluchwürdigen Karakosowschen Attentat vom 4. April 1866 war ein großer Theil der Freudigkeit dahin und diejenigen Elemente der russischen Presse, die nicht aufbauen, sondern zerstören wollten und den einzigen positiven Ersatz in der Propaganda für den Expansionsgedanken boten, gewannen die Uebermacht. Wohl war

[1]) In der allgemeinen Rubrik „Inland“ oder „Rußland“ bildeten die „Amtlichen Nachrichten“ seit 1856 einen Spezialtitel und der Rest, welcher die heutigen Rubriken „St. Petersburger Nachrichten“ (Hof- und Regierungsnachrichten), „Russische Presse“, „Lokalnachrichten“ und „Provinzialnachrichten“ umfaßte, erhielt 1863, mit Ausnahme der „Provinzial-Nachrichten“, die als selbstständiger Titel ausgeschieden wurden, die Bezeichnung „St. Petersburger Nachrichten“.

die „St. Petersb. Ztg." schon in der ersten Hälfte vielfach in die Lage versetzt worden, ihrer Ueberzeugung gemäß gegen die „Moskowskija Wedomosti" (seit 1863 unter Katkow und Leontjew), den „Golos" (1863 von A. A. Krajewski gegründet) und andere Blätter polemisiren zu müssen, aber eine solche Erbitterung, wie in der zweiten Hälfte des Dezenniums, hatte nicht geherrscht. Auf die heftigen, gegen die Person ihres Redakteurs gerichteten Angriffe, wie sie im Jahre 1865 gemacht wurden, brauchte die „St. Petersb. Ztg." nicht zu antworten, und that es auch nicht, als aber später der Sturm gegen alles Deutsche, und speziell gegen die Deutschen der baltischen Provinzen, mit ganzer Macht in der Presse losbrach, da war die Fehde unvermeidlich, da war sie ein Gebot der Treue. Und auch damals hat sich die „St. Petersburger Zeitung" dieser ihrer Pflicht nicht entzogen. In den Jahren 1867—1869 sind der „St. Petersb. Ztg." viele Korrespondenzen aus den baltischen Provinzen zugegangen, und die Rubrik „St. Petersburger Nachrichten", in welcher, wie schon gesagt, damals auch die politischen Ausführungen der anderen Blätter wiedergegeben und besprochen wurden, enthielt sehr viele Artikel, die sich auf die baltische Frage bezogen. Vor Allem ist es wohl der Redakteur dieser Abtheilung, Friedrich von Stein, gewesen, der durch Muth und Wärme wieder gut machte, was die Redaktion zu Beginn der 60=er Jahre infolge ungenügender Kenntniß der baltischen Geschichte gefehlt hat.

Auch die Behandlung der auswärtigen, und speziell der deutschen Politik hatte ihre Schwierigkeiten, die jedoch von der „St. Petersb. Ztg." glücklich überwunden worden sind. Wie Meyer in seinen Erinnerungen bezeugt, war nämlich der größte und beste Theil der in St. Petersburg wohnhaften Angehörigen deutscher Staaten sowohl liberal, als „großdeutsch" gesinnt, während die „St. Petersb. Ztg." wohl Bismarcks Politik in der Konfliktzeit verurtheilte, aber seine Größe anerkannte, und in dem Kampf zwischen Preußen und Oesterreich unbedingt auf der Seite des Ersteren stand. In seinem mehrfach erwähnten Werke zitirt C. F. Meyer einen Passus aus der „Rundschau" vom 22. Juni 1866, aus dem deutlich hervorgeht, welche Hoffnungen er an den preußisch=österreichischen Krieg knüpfte. Es heißt hier: „Der Krieg, der gegenwärtig in Deutschland die Felder mit dem Bruderblute von vielen Tausenden tränkt, dieser Krieg entscheidet Deutschlands Geschicke für andere Zeiten, als die unseren, für Zeiten, in denen jedwede Hand, die heute dieses Blatt hält, längst vermodert ist, in denen König Wilhelm wie sein mächtiger Minister längst vom Schauplatze der Thaten abgetreten sind und der Geschichte angehören, und jene Zeiten

Sie bringen mildre Weisheit; Bürgerglück
Wird dann versöhnt mit Fürstengröße wandeln,
Der karge Staat mit seinen Kindern geizen,
Und die Nothwendigkeit wird menschlich sein."

Der rasche und entscheidende Gang der Ereignisse wird die Uebereinstimmung zwischen der Zeitung und ihren deutschländischen Lesern bald hergestellt haben. Ganz sicher wird das Bekenntniß Gottfried Kinkels, das die „St. Petersb. Ztg." in ihrer „Rundschau" vom 6. Juli anführte: „Ich habe die deutsche Trikolore stets geliebt, die schwarz=weiße Fahne so lange gehaßt. Heute aber meint schwarz=roth=gold die Reaktion, den alten Bund, die Trennung, und heute ist die preußische Fahne die Fahne des Fortschritts, der Einheit, der mächtigen in sich zusammengeschlossenen Nationalität" — freudige Zustimmung gefunden haben.

Als es vier Jahre später den deutsch-französischen Entscheidungskampf galt, da gab es zwischen der „St. Petersb. Ztg.", die seinen Gang in Spezialkorrespondenzen schilderte und durch Spezialkarten erklärte[1]), und ihren Lesern keinen Gegensatz mehr. Getragen von der Zustimmung ihres Leserkreises, folgte sie den welthistorischen Ereignissen und besonders dem Werdegange der deutschen Einigkeit, bis sie in der Nummer vom 8. (20.) Januar 1871 des deutschen Reiches Vollendung ankündigen und dazu bemerken konnte: „Wir knüpfen hieran den Wunsch, den der nunmehrige deutsche Kaiser in seiner Proklamation selbst ausspricht: Gott wolle dem deutschen Kaiser verleihen, alle Zeit ein Mehrer des Reiches zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern durch Güter und Gaben des Friedens auf dem Gebiete der nationalen Wohlfahrt, der Freiheit und Gesittung. Möge der 18. Januar über Deutschland den Segen bringen, den er über Preußen gebracht hat."

Blicken wir zurück auf das Dezennium, das zu Beginn des Jahres 1871 hinter der „St. Petersb. Ztg." lag, so können wir nicht umhin, es als eines der bedeutsamsten, vielleicht als das bedeutsamste, ihrer ganzen Geschichte zu bezeichnen.

Sie war in dieser Zeit in den Besitz eines so ausgedehnten Leserkreises gelangt, wie nie zuvor, stand in finanzieller Beziehung vollkommen gesichert da, hatte noch größere Selbstständigkeit gewonnen, als am Schlusse der 50-er Jahre, und war, soweit es die Grundbedingungen ihrer Existenz gestatteten, zu einem politischen Faktor geworden. Die tiefgehenden Bewegungen der Zeit, welche dem Blatte die Möglichkeit einer deutlicheren Meinungsäußerung brachten, versetzten es eben auch in die Nothwendigkeit einer solchen, da sie verschiedene Fragen entstehen oder akut werden ließen, die im Mittelpunkte der geistigen Interessen der Leserwelt standen. Der Aufschwung, den die „St. Petersb. Ztg." in den 60-er Jahren nahm, erklärt sich zum größten Theile dadurch, daß sie zur Genugthuung ihrer Leser mit seltenen Ausnahmen die Tendenz aufwies, welche ihr schon früher natürlich und eigenthümlich gewesen war, ihren klaren Ausdruck aber vielfach nicht gefunden hatte.

Das Hauptverdienst um die Hebung des Blattes hat sich Meyer selbst erworben: seine Arbeitskraft war ungeheuer und für die Behandlung der großen internationalen Tagesfragen hat der ehemalige Bergschüler und spätere Germanist eine entschiedene Begabung gehabt. Ueber seine Mitarbeiter sind wir leider nur ungenügend unterrichtet. Sein erster Gehilfe ist während der längsten Zeit, 12 Jahre hindurch (bis zum Sommer 1873), der bereits erwähnte Friedrich von Stein gewesen, ein Mann, dem Meyer unbedingtes Vertrauen geschenkt hat. Gleich Meyer war F. v. Stein aus Deutschland gebürtig und Lehrer der deutschen Sprache, muß aber auch die russische Sprache vorzüglich beherrscht haben, da er die „Inneren Nachrichten", vor Allem also die damals so inhaltreichen „St. Petersburger Nachrichten", redigirte. Von ihm stammt auch der ebenso gehaltvolle, wie stilistisch vortreffliche Rückblick auf das Jahr 1863, den wir mehrfach zitirt haben. Auch die „Tageschronik" stammt manchmal aus seiner Feder. Oftmals hat er den nach Deutschland verreisten Chef zu vertreten gehabt: in den Jahren 1863, 1865, 1867, 1871 und 1872 finden wir seinen Namen während der Sommermonate unter der Zeitung. Mit Worten wärmsten Dankes gedachte Meyer seines treuen Mitarbeiters, als dieser seine

[1]) Schon während des italienischen Krieges von 1859 ließ die „St. Petersb. Ztg." für ihre Leser eine Spezialkarte herstellen und legte sie dem Blatte bei, doch war sie später fertig geworden, als der Krieg.

Thätigkeit am Blatte aufgeben mußte, da er in die Heimath zurückkehrte: „Unser Mitarbeiter Friedrich von Stein", schrieb er in der Nummer vom 23. Juni 1873, „verabschiedet sich, wie unsere Leser weiter unten ersehen (durch eine Annonce sagten Friedrich und Adelheid von Stein Allen ein herzliches Lebewohl) von seinen Freunden und Bekannten in St. Petersburg. Nach fünfundzwanzigjähriger Lehrthätigkeit an der Rechtsschule und am Nikolai-Institut kehrt derselbe in sein deutsches Vaterland zurück. Die letzten zwölf Jahre war Fr. von Stein Redakteur der „Innern Nachrichten" unseres Blattes und hat der Zeitung in der schwierigsten Zeit ihrer Entwickelung mit unermüdlichem treuen Fleiße, mit uneigennütziger Aufopferung und mit dem lebhaftesten Interesse seine besten Kräfte gewidmet. In allen Fragen der gedeihlichen inneren Entwickelung und des Fortschritts in Russland hat er mit redlichstem Eifer und nach bester Einsicht gekämpft für das wahre Wohl seines zweiten Vaterlandes, ist aber auch ungerechten Angriffen gegen Deutschland und die in Rußland wohnenden Deutschen stets mit dem Muth und der Energie entgegengetreten, welche die Richtung unseres Blattes verlangten. Wir verlieren in ihm einen Mitarbeiter, der sich um unsere Zeitung wesentliche Verdienste erworben hat, dem wir heute bei seinem Scheiden unsern herzlichsten Dank aussprechen und wir glauben annehmen zu dürfen, daß viele unserer Leser in diesen Dank aufrichtig einstimmen werden." — In Deutschland ist F. von Stein weiter litterarisch thätig gewesen. Bis 1889 hat er das statistische Jahrbuch des Gothaischen Hofkalenders redigirt.

Zu Beginn der 60-er Jahre stoßen wir in der „St. Petersb. Ztg." auch noch auf die Chiffre F. Löwe's, die später verschwindet. Thätige Mitarbeiter sind ferner die aus Deutschland gebürtigen A. und C. Burow (der Erstere schreibt neben Meyer politische Leitartikel und die „Rundschau", der Letztere ist Berliner Korrespondent) und F. Arends, der Estländer Konstantin Schmidt (Mitglied der Redaktion 1862—1882) und der Livländer Arthur Truhart. Zu Beginn der 70-er Jahre spielten F. Arends und Dr. med. Oskar Heyfelder eine hervorragende Rolle in der Redaktion und Dr. Emil Schmidt schrieb über das deutsche Theater. Musikreferent war noch in den 60-er Jahren J. Bromberger. In den Jahren 1871—1874 hat sich die „St. Petersb. Ztg." auf der vorher erreichten Höhe gehalten, einen Fortschritt in der Entwickelung können wir jedoch nicht konstatiren.

In den 60-er Jahren, die wir als eine so glückliche Zeit des Blattes bezeichnet haben, hat übrigens die „St. Petersb. Ztg." auch manches Schwere durchgemacht. Am 13. März 1868 erschien in den „Pet. Wed." eine offizielle Kundgebung des Ministeriums der Volksaufklärung, in welcher der Ansicht, die „St. Petersburger Zeitung" sei ein Organ der Akademie, entgegengetreten wurde. Das Pachtverhältniß, in dem die Zeitung zur Akademie stand, wurde dargelegt und die Bemerkung hinzugefügt, aus den Pachtbedingungen sei ersichtlich, daß die Akademie auf die Tendenz der Artikel der „St. Petersb. Ztg." keinen Einfluß ausüben könne. Die Zeitung sei eben ein politisches Organ und die Akademie besitze nur wissenschaftliche. — Der Inhalt dieser Kundgebung war ja selbstverständlich, erhielt aber dadurch, daß nur die „St. Petersb. Ztg." genannt wurde, während sich doch die „Pet. Wed." genau in derselben Lage befanden, eine Spitze gegen unsere Zeitung.

Die Jahre 1868 und 1869 brachten der „St. Petersb. Ztg." auch zwei Verwarnungen, die jedoch bei der allgemeinen Amnestie vom 29. Mai 1872 (bei der Feier des 200. Geburtstages Peter des Großen) wieder aufgehoben wurden. Die

dritte Verwarnung hätte die zeitweilige Suspension des Blattes nach sich gezogen.

Die Zeitung war ein vorherrschend politisches Blatt geworden, hatte aber deshalb nicht aufgehört, auch den Ereignissen auf künstlerischem, wissenschaftlichem und sozialem Gebiet ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Besonders dem Theater, und speziell dem deutschen Hoftheater St. Petersburgs, dessen Oberregisseur ihr alter Mitarbeiter Dr. v. Königk-Tollert geworden war und zu dessen Mitgliedern eine Zeit lang solche Künstler wie Friedrich Haase und Hedwig Raabe gehörten, hat sie ihr reges Interesse gewahrt. An wissenschaftlichen Beiträgen war sie allerdings bedeutend ärmer, als in der vorhergegangenen Periode, doch hörte die Verbindung zwischen ihr und den Mitgliedern der Akademie nicht vollständig auf. Sie fuhr fort, ihrem Mutterinstitut besondere Aufmerksamkeit zu schenken, und einzelne Mitglieder desselben, vor Allem G. von Helmersen, aber auch C. E. von Baer, Kunik und der Orientalist Dorn, haben ihr Beiträge geliefert. Im Jahre 1859 veröffentlicht der Zoolog G. Radde einen Brief vom Amur, der sogar mit einer Abbildung im Text (dem Porträt des tungusischen Freundes Raddes) versehen ist. Von halb wissenschaftlichem, halb politischem Charakter ist die unerquickliche Polemik zwischen Ernst Bonnell und Dr. C. J. von Seidlitz, die sich in Veranlassung der Feier der Aufsegelung Livlands im Jahre 1860 entspann. Schließlich griff auch Jegor von Sivers in diese Polemik ein. — Sehr viel hat sich die „St. Petersb. Ztg." in den 60-er Jahren, und besonders im Jahre 1861, mit agrarpolitischen Fragen beschäftigt. Zu erwähnen ist ferner eine längere Arbeit des bekannten Kämpfers für die Seemannsschulen, C. Woldemar „Rußlands Volksschulen, vom volkswirthschaftlichen Standpunkt betrachtet." Auch sein Lieblingsthema, die Schiffsbauschulen und Seeschulen, hat Woldemar in der „St. Petersb. Ztg." behandelt.

Als Unterhaltungsblatt leistet die „St. Petersb. Ztg." in der Periode von 1859—1874 entschieden weniger als in den ersten Jahren Meyers, doch blieb das Interesse für die schöne Litteratur und deren Heroen rege, wie zuvor. Hervorzuheben ist, daß der Redakteur der „St. Petersburger Zeitung" sammt anderen hervorragenden Deutschen St. Petersburgs zu dem Schiller-Komité gehörte, welches in Veranlassung der Jahrhundertfeier der Geburt des Dichters zusammentrat und in der „St. Petersb. Ztg." einen Aufruf zu Spenden für eine Schiller-Stiftung erließ. Unterzeichnet war der Aufruf von Dr. von Grimm, Dr. Ulmann, Dr. Minzloff, Dr. Steinmann, Dr. Meyer, L. Heyse, L. Bohnstedt, A. Tollert, Dr. Stunde, C. Schuberth und C. Minlos. Das Resultat der Sammlung waren 6273 Thaler. Die Sammelstellen waren das Komptoir der deutschen Hauptschule zu St. Petri, die Redaktion der „St. Petersb. Ztg." und das Komptoir von Dyrssen und Komp. (Wassili Ostrow).

Soziale Fragen haben die „St. Petersburger Zeitung" unte C. F. Meyer mindestens in demselben Maße beschäftigt, wie unter seinen Vorgängern. Zu wohlthätigen Zwecken hat sie oft gesammelt. Charakteristisch ist in Bezug auf die sozialen Bestrebungen des Blattes ein Passus des schon mehrfach erwähnten Rückblicks auf das Jahr 1863. Nach einer Schilderung der gedeihlichen Entwickelung der Ostseeprovinzen heißt es hier: „Die Deutschen in St. Petersburg reihten sich in edlem Wetteifer diesen würdigen Bestrebungen an. Der Verein zur Unterstützung der Wittwen und Waisen der in St. Petersburg verstorbenen Handwerker, dessen Statuten am 20. Dezember bestätigt worden, begann seine Wirksamkeit; das Gesellen-

haus „zur Palme", welches am Palmsonntag eröffnet wurde[1]), bietet arbeitslosen Gesellen ein anständiges und billiges Unterkommen und sorgt für die physische und geistige Entwickelung seiner Mitglieder; sämmtliche deutschen Wohlthätigkeitsvereine bildeten ein Zentralkomité, welches die Bestrebungen der einzelnen Anstalten zu einem gemeinsamen Ziele zu führen und das Zersplittern der Kräfte zu verhüten hat; am 25. Sep. wurden die Statuten der Gesellschaft zur Unterstützung der Dienstboten luth. Konfession bestätigt — genug, es zeigte sich in der Sorge, diejenigen Klassen der Gesellschaft, welche sich am wenigsten selbst helfen können, zu heben, ein durch und durch edles Streben, dem wir unsere wärmste und herzlichste Theilnahme nicht versagen können. So muß es sein. So wirken wir in unserem Kreise und nach unseren Kräften zum Gedeihen des gemeinsamen großen Vaterlandes." „Wir thun dies und wollen es auch ferner als Deutsche thun, die ihrer innersten Natur getreu bleiben," heißt es dann weiter. — An dieser Stelle wollen wir erwähnen, daß schon zu Beginn der 60=er Jahre Pastor H. Dalton in Beziehungen, zu der „St. Petersburger Zeitung" gestanden hat: im Jahre 1861 veröffentlicht er in ihr die Briefe, die er von dem durch Spenden aus St. Petersburg in seiner Thätigkeit unterstützten Pastor Disselhof in Beirut erhalten.

Auf das städtische Sanitätswesen bezieht sich ein an die Redaktion gerichteter Brief aus dem Jahre 1859, der aus der Feder Dr. O. von Grünewaldt's (Dr. v. G—t) stammt, für die Schaffung neuer Gärten eintritt und unter Anderem folgende Sätze enthält: „Daß die ärmere Volksklasse bei uns nur das Wasser aus den Kanälen benutzt, wie dieses beschaffen ist, welche scheußlichen Beimengungen es enthält, ist jedem sattsam bekannt. Wer es nicht weiß, bemühe sich nur, einen Blick auf die Stellen zu werfen, an denen die Stufen zum Wasserschöpfen an unseren schönen Granitquais sich befinden — oder erinnere sich nur, daß sämmtliche Cloaken ihren Inhalt direkt in die Kanäle entleeren."

Wie bereits bemerkt, hatte die „St. Petersb. Ztg." am Ende der 60=er Jahre sehr viele Korrespondenzen aus den baltischen Provinzen gebracht, und sich auch redaktionell viel mit der baltischen Frage beschäftigt — es war ja die Zeit der heftigsten Angriffe Katkow's und Sjamarin's. Im Jahre 1869 trat hierin eine Aenderung ein: um die Existenz der Zeitung nicht zu gefährden, sah sich Meyer genöthigt, den Abdruck der politischen Briefe aus den baltischen Provinzen einzustellen. Hierdurch ward in St. Petersburg der Boden für ein neues deutsches Blatt geschaffen, das in seiner Haltung nur insofern von der „St. Petersb. Ztg." abwich, als es sich in Bezug auf die Diskussion baltischer Fragen keine solche Zurückhaltung zur Pflicht machte. Am 15. März 1870 trat ein solches Blatt ins Leben — die „Nordische Presse", die anfangs von Dr. John Baerens und Karl Röttger (dem Inhaber der Schmitzdorffschen Hofbuchhandlung), später, seit dem 16. November 1872, von Baerens allein herausgegeben wurde. Chefredakteur des Blattes

[1]) Die Statuten des Gesellenhauses „zur Palme", aus dem sich der jetzige Handwerkerverein dieses Namens entwickelt hat, wurden am 20. Oktober 1862 bestätigt. Ein Aufruf zu Beiträgen für die Stiftung, unterzeichnet von den Komitémitgliedern, den Pastoren Laaland, Bäckmann und Seeberg, dem Tischlermeister Ph. Heck, dem Bäckermeister A. Bartel und dem Buchbindermeister Lauffert, wird am 23. Januar 1863 in der „St. Petersburger Zeitung" veröffentlicht, und in demselben Jahre kam die „St. Petersburger Zeitung" noch mehrmals auf diese Gründung zu sprechen.

war bis zum 10. Oktober 1872 Wilhelm Lindes[1]), dann stellvertretend Hermann Woronowicz[2]) und seit dem 12. Mai 1873 — Paul von Kügelgen. Die „St. Petersb. Ztg." hat die Konkurrenz des von vorn herein groß angelegten Blattes, welches gleich der „St. Petersb. Ztg." Leitartikel und ausländische Korrespondenzen (Berliner Korrespondenzen von Julian Schmidt) brachte und auch das Belletristische nicht unbeachtet ließ (es veröffentlichte die Uebersetzung von Turgenjews „Ein König Lear der Steppe" und „Frühlingsfluthen"), entschieden empfunden, wenn auch die Stellung des alten deutschen Organs der Residenz nicht erschüttert werden konnte. Die Auflage sank, belief sich aber im März 1874 doch auf mehr als 4000 Exemplare, und der Annoncenstand war vorzüglich. Immerhin gelangten die Leiter der beiden deutschen Blätter St. Petersburgs im Frühjahr 1874 zur Ueberzeugung, daß eine Vereinigung das Beste wäre. Meyer mag nach 22jähriger journalistischer Arbeit Sehnsucht nach einer friedlicheren Thätigkeit empfunden haben, sein Kontrakt lief nur bis zum 1. Januar 1875, und er konnte ja die feste Ueberzeugung haben, daß die alten Traditionen der „St. Petersb. Ztg." den Männern der „Nordischen Presse" heilig sein würden. Am 31. März 1874 stand in der „Nordischen Presse" folgende

Erklärung:

„Nachdem sich durch mehrjährige Erfahrung herausgestellt hat, daß der Leserkreis St. Petersburgs nicht hinreichend ausgedehnt ist für zwei große deutsche Zeitungen von dem Umfange der bisher bestehenden, haben die Redaktionen der „Nordischen Presse" und der „St. Petersburger Zeitung" eine Vereinbarung getroffen, nach welcher eine Vereinigung der beiden Zeitungen stattfinden und vom 1. April d. J. ab die „St. Petersburger Zeitung" allein erscheinen wird. Dieselbe wird vorläufig wie bisher von Herrn Dr. Friedrich Meyer herausgegeben. Die Abonnenten der „Nordischen Presse" (mit Ausnahme derjenigen, welche den entgegengesetzten Wunsch erklären) werden infolge obiger Abmachung vom 1. April die „St. Petersburger Zeitung" erhalten."

Die Einigung zwischen den Leitern der „St. Petersb. Ztg." und der „Nord. Presse" ist schon vor dem 4. März 1874 erfolgt, denn an diesem Tage bittet Meyer das akademische Verwaltungskomité um die Erlaubniß, das Recht zur Herausgabe der „St. Petersb. Ztg." bis zum Ablauf des kontraktlichen Termins unter den bisherigen Bedingungen dem Dr. John Baerens zu übertragen. Baerens erklärte sich unter diesen Bedingungen zur Uebernahme des Blattes bereit und äußerte den Wunsch, den Redakteur der „Nordischen Presse", Paul v. Kügelgen, als Chefredakteur der „St. Petersb. Ztg." bestätigt zu sehen. Die Akademie genehmigte die Gesuche, am 18. März wurde der Präsident im Ministerium der Volksaufklärung vorstellig und am 18. Mai lief im Verwaltungskomité ein Schreiben des Ministeriums ein, welches die günstige Entscheidung der Angelegenheit anzeigte: John Baerens war als Herausgeber anerkannt, P. v. Kügelgen als verantwortlicher Redakteur der „St. Petersb. Ztg." bestätigt.[3]) Am 1. Juni 1874 konnten die beiden neuen Leiter der „St. Petersb. Ztg." ihr Amt antreten.

[1]) Album Academicum. Nr. 5959. Lindes starb am 21. Februar 1890.
[2]) Album Academicum. Nr. 8131. Woronowicz starb am 2. Juni 1900.
[3]) Protokolle des Verwaltungskomités vom 15. März und 20. Mai 1874.

Während diese Verhandlungen noch schwebten, war ein zweiter auf die „St. Petersburger Zeitung" bezüglicher Beschluß bereits gefaßt: mit dem 1. Januar 1875 sollten die beiden alten Blätter der Residenz, die „Peterburgskija Wedomosti" und die „St. Petersburger Zeitung", von der Akademie an die Zentralverwaltung, an das Ministerium der Volksaufklärung, übergehen. Die Initiative hierzu ist, wie aus den Akten des Verwaltungsarchivs[1]) hervorgeht, von der Akademie selbst ausgegangen.

Auf eine Anfrage des Ministers der Volksaufklärung, Grafen D. A. Tolstoi, vom 2. Dezember 1871, welche sich auf das Recht der Zentralverwaltung zum Abdruck offiziöser Artikel in den „Pet. Wed." bezog, erwiderte nämlich der Präsident der Akademie Graf Lütke am 11. Januar 1872, die Akademie betrachte sich den beiden Zeitungen gegenüber nur als Vertreterin des fiskalischen Interesses. Die Redakteure hätten volle Bewegungsfreiheit und die Akademie glaube nicht das Recht zu besitzen, lange gelehrte Abhandlungen, welche die Blätter aus politischen und litterarischen in gelehrte verwandeln würden, in ihnen abdrucken zu lassen. Nur die Berichte über Prämiirung, die Jahresberichte und kurze Sitzungsberichte ließe die Akademie auf diesem Wege an die Oeffentlichkeit gelangen, da sie auch allgemeines Interesse besäßen. Graf Lütke vertheidigt die Unabhängigkeit der Zeitungen auch durch den Hinweis auf die ministerielle Erklärung vom 13. März 1868 und den Artikel des „Praw. Westn." vom 1. Januar 1869, spricht aber zugleich den Wunsch aus, die Akademie möge der Sorge für die beiden Zeitungen enthoben werden. „Der Umstand, daß die beiden Zeitungen zum Ressort der Akademie gehören", bemerkt Graf Lütke, „ist die Ursache, daß diese Zeitungen im Publikum für Organe der Akademie gehalten werden, der man deshalb die Verantwortung für die in ihnen ausgesprochenen Ansichten beimißt, während sie eigentlich gar keinen Einfluß auf jene ausübt und die Verantwortung für sie nicht tragen kann. Angesichts der Unbequemlichkeiten, welche aus dieser falschen Situation der Akademie erwachsen und in Anbetracht des Umstandes, daß augenblicklich keine genügenden Gründe vorliegen, einer so ausschließlich gelehrten Institution, wie der Akademie, die Verwaltung der beiden politischen Zeitungen zu lassen, finde ich, daß es mit den Interessen der Akademie mehr übereinstimmte, wenn die Regierung es für möglich hielte, sie der Pflicht der Verwaltung dieser Zeitungen und der hiermit verknüpften Einsammlung des Geldes für die staatlichen Bekanntmachungen zu entheben, und beides einem Ressort übergäbe, welches sie hierzu für passender erachtet." Graf Tolstoi ist in seinem Antwortschreiben vom 8. Februar hiermit völlig einverstanden und es beginnen nun die Verhandlungen in den verschiedenen Regierungsinstanzen. Am 13. November 1874 erfolgt der Allerhöchste Befehl durch welchen die „Pet. Wed." dem Ministerium der Volksaufklärung übergeben werden, und am 18. März 1875 erlangt das Reichsrathsgutachten, welches auch die „St. Petersburger Zeitung" diesem Zentralressort überweist, die Allerhöchste Bestätigung. Am 30. Dezember hat die Akademie zum letzten Male die „St. Petersb. Ztg." in Pacht vergeben, dann ging dieses Recht auf das Ministerium über. Die amtlichen Bekanntmachungen für beide Zeitungen wurden schon seit dem 1. Januar 1875 nicht mehr im Verwaltungs-Komité der Akademie, sondern im Ministerium aufgegeben.

[1]) Verwaltungsarchiv. Aktenfaszikel Nr. 85.

Wie schon gesagt, mag der bevorstehende Ablauf des Pachttermins auf den Entschluß C. F. Meyers, die Herausgabe und Redaktion des Blattes niederzulegen, wohl eingewirkt haben, denn seine Arbeitskraft war noch ungebrochen. Er kehrte nach Deutschland zurück [1]) und ist dort noch mehr als zwei Jahrzehnte als Universitätslehrer und Schriftsteller thätig gewesen. Am 5. (17.) Mai 1899 starb er in Heidelberg, wo seine Gattin, Frau Dorothea Meyer, eine Tochter des kurländischen Medizinalinspektors Carl Bursy, noch heute lebt.

In der „St. Petersb. Ztg." vom 8. (20.) Mai 1899 widmete Paul von Kügelgen seinem Vorgänger einen ehrenden Nekrolog, in dem es heißt:

„Als Meyer sich am 30. Mai 1874 von seinen bisherigen Lesern verabschiedete, hatte er ein Recht zu sagen: „Seit 22 Jahren hat der Unterzeichnete den Lesern in Freud und Leid die Begebnisse des Tages berichtet, hat er nach bestem Wissen und Können in den ihm gestellten Grenzen Wahrheit und Licht und den Sinn für das Rechte und Gute zu verbreiten gestrebt. Ein solches Streben in einem solchen Zeitraum konnte nicht vorüber gehen, ohne daß sich ein bestimmtes Verhältniß zwischen dem Leiter dieses Blattes und seinem Leserkreise herausbildete. Und dies Verhältniß — ich sage es mit freudigem Stolz und aufrichtigem Dank — war ein in der That beneidenswerthes."

Dr. Meyer hatte sich um die „St. Petersb. Ztg.", deren Leserkreis er mehr als verzehnfacht hatte, und um die deutsche Kolonie, zu deren angesehensten Mitgliedern er gehörte, große Verdienste erworben. Seine Haltung in den für die deutsche Politik entscheidenden Jahren 1866 und 1870 hatte ihm den wärmsten Dank aller deutschen Patrioten verdient. Der größte deutsche Staatsmann, Bismarck, mit dem er in persönlichem Verkehr gestanden, und das populärste deutsche Blatt, die „Gartenlaube", haben es ausgesprochen, in wie hohem Maße auch im deutschen Vaterlande die Lebensarbeit des im beiderseitigen Interesse Russlands und Deutschlands wirkenden deutschen Publizisten in seiner ursprünglichen Heimath geehrt und bewerthet wurde.

Als Dr. Meyer die Redaktion aufgab und nach Deutschland zog, war er, der als Redakteur auch an der hiesigen Universität Lektor der deutschen Litteratur gewesen und als solcher mit dem Wladimir-Orden ausgezeichnet worden war, ein noch lebensvoller und arbeitsfreudiger Mann in der Vollkraft der Jahre. Er war damals erst 50 Jahre alt und keineswegs gesonnen, sich einem otium cum dignitate hinzugeben, wozu ihn die materiellen Resultate seiner bisherigen Thätigkeit wohl befähigt hätten. Er warf sich nunmehr mit ganzer Hingabe auf sein ursprüngliches Arbeitsgebiet, die Germanistik, die deutsche Litteratur, die Goethe-Forschung. Er wurde zunächst Privatdozent in Heidelberg, wo er sich auch ankaufte. Wieviel Anerkennung der aus dem Journalismus in die Sphäre der wissenschaftlichen Arbeit zurückgekehrte Gelehrte in fachmännischen Kreisen erwarb, z. B. bei Männern wie Kuno Fischer und Bartsch, geht schon aus der Thatsache hervor, daß Meyer bald außerordentlicher, sodann ordentlicher Honorar-Professor in Heidelberg wurde. Der unermüdliche fleißige Mann hat noch mancherlei geschrieben, seine russischen Eindrücke

[1]) Ueber das Abschiedsfest, welches Dr. Meyer am 11. Mai 1874 gegeben wurde, berichtete die „St. Petersb. Ztg." am 17. Mai. Zu Ehren Meyers, welcher Vizepräsident des Deutschen Wohlthätigkeitsvereins gewesen war, wurde zum Besten dieses Vereins eine „Friedrich Meyer-Stiftung" gegründet.

und Erinnerungen verwerthet und die Resultate seiner Goethe-Forschungen publizirt. Besonders seine Schrift über die Goethesche Märchendichtung gehört zu den tüchtigsten Monographien auf dem Gebiet der Goethe-Exegese.

Nun hat der Tod dem arbeitsamen, bis vor Kurzem sehr rüstigen Manne die Feder aus der Hand genommen, zwei Tage, nachdem er sein 75. Jahr vollendet hatte. Eine zahlreiche Familie, in der es gleichfalls hochbegabte, in Kunst und Wissenschaften hervorragende Glieder giebt, trauert um den verewigten Vater. Auch unter den Lesern der „St. Petersburger Zeitung", die über einen weiteren Zeitraum zurückblicken, als über 25 Jahre, giebt es gewiß noch manche, die sich der Persönlichkeit unseres Vorgängers dankbar erinnern und die Kunde von seinem Tode mit Bewegung vernehmen werden. Friede seiner Asche!"





Adler der „St. Petersburger Zeitung" seit dem 1. Juni 1898
(von dem seit 1865 gebräuchlichen Adler nicht wesentlich unterschieden).

Die siebente Periode.

Die „St. Petersburger Zeitung" unter Paul von Kügelgen.
Seit dem 1. Juni 1874.

Paul von Kügelgen, ein Sohn Konstantins von Kügelgen [1]) aus dessen Ehe mit Aline Zöge von Manteuffel, wurde am 10. April 1843 zu Wesenberg in Estland geboren und verlebte seine ersten Jugendjahre auf dem im estländischen Distrikt Landwierland gelegenen Gute Nömme, welches sein Vater kurz vor der Geburt dieses Sohnes käuflich erworben hatte. Früh verlor er die Mutter und wurde, als die Schulzeit herannahte, zu einer in Reval wohnhaften Schwester seines Vaters, der Wittwe des Dr. med. Hermann Krause (Album Academicum Nr. 1516), gegeben, um die Domschule zu besuchen. Nicht lange blieb er jedoch in Reval: eine zweite Schwester seines Vaters, die den Petersburger Kaufmann Franz de Vries heirathete, nahm ihn mit sich in die nordische Residenz und hier trat er in die deutsche Hauptschule zu St. Petri ein. Auch hier war seines Bleibens nicht lange, er vertrug das Petersburger Klima nicht, und um ihn und seinen jüngeren Geschwistern einen regelrechten Unterricht zu sichern, zog sein Vater nach Dorpat, an dessen Universität ein älterer Bruder, der früh verstorbene Heinrich von Kügelgen [2]), bereits studirte. In Dorpat ließ sich Konstantin von Kügelgen dauernd nieder; er verkaufte sein Nömme, erwarb sich ein Haus in der Stadt und lebte hier bis an seinen Tod (28. April 1880). Paul von Kügelgen absolvirte das Dorpater Gymnasium und bezog im zweiten Semester 1863 die Universität Dorpat, an der er ein Semester lang Theologie und dann Jurisprudenz studirte. Nachdem er an dem konventlichen und gesellschaftlichen Leben der heimathlichen Korporation „Estonia", der er angehörte, den regsten Antheil genommen [3]) und im Jahre 1868 für die Bearbeitung einer Preisschrift über das Thema: „Rechte und Pflichten des Defensors im Strafverfahren nach gemeinem und russischem Recht" die goldene Medaille erhalten, wurde er 1870 Kandidat der Jurisprudenz, und es fügte sich so, daß er gleich nach Absolvirung des Studiums auf dem Arbeits-

---

[1]) Vgl. Seite 203.

[2]) Album Estonorum, Nr. 519.

[3]) Axel von Gernet, Geschichte der „Estonia", 241, 243

selbe Beschäftigung fand, auf welchem seine Lebensaufgabe lag. Am 23. Januar 1870 trat er in die Redaktion der „Revalschen Zeitung" ein und hat dieses Blatt, in der aufregenden Zeit zu Beginn des deutsch-französischen Krieges, in Abwesenheit des eigentlichen Redakteurs Dr. F. Bienemann (nomineller Chefredakteur des Blattes war Wilhelm Warbandt, der langjährige Leiter der Firma Lindfors' Erben, welche die „Rev. Ztg." herausgiebt) selbständig geleitet. Er war jedoch noch nicht entschlossen, den Journalismus, zu dem frühe Neigung ihn hinzog, zu seinem Berufe zu wählen, und ging daher nach ungefähr einjähriger Thätigkeit an der „Rev. Ztg." nach St Petersburg, um eine juristische Laufbahn einzuschlagen. Er trat als Auskultant in den Dirigirenden Senat, ging aber bald zur Lehrthätigkeit über, war Hauslehrer beim Fürsten Dondukow-Korssakow, Repetitor im Alexander-Lyceum und Lehrer der deutschen Sprache am Patriotischen Institut. Daß er im Jahre 1873 für die „Nordische Presse" gewonnen wurde und gleichzeitig mit Dr. John Baerens die „St. Petersburger Zeitung" übernahm, ist schon im vorigen Kapitel dargelegt worden. Kurz vor dem Beginn seiner Thätigkeit an der „St. Petersburger Zeitung", am 10. April 1874, verheirathete er sich mit Elisabeth Michaelsen, der Tochter des Bäckermeisters Karl Siegwart Michaelsen in St. Petersburg.

Der Nachfolger Meyer's als Herausgeber der „St. Petersburger Zeitung", Dr. John Baerens, wurde am 29. September 1834 in Riga geboren, wo sein Vater praktischer Arzt war, besuchte das Gymnasium in Riga und die Schmidt'sche Anstalt in Fellin, studirte während des Jahres 1854 in Dorpat Theologie und ging dann nach Deutschland, wo er die Universitäten Halle, München, Heidelberg, Berlin und Tübingen bezog und in Heidelberg zum Doctor juris promovirte. Nachdem er im Jahre 1862 in die Heimath zurückgekehrt war, wurde er Redakteur der „Rigaschen Zeitung" und verblieb in dieser Stellung bis 1869, wo er nach St. Petersburg übersiedelte. Im Jahre 1870 gründete er dann die „Nordische Presse". Als er Herausgeber der „St. Petersburger Zeitung" wurde, lag die Glanzperiode seiner publizistischen Thätigkeit bereits hinter ihm. Er hat nur wenig für die „St. Petersburger Zeitung" geschrieben (der Artikel zum 150jährigen Jubiläum der „St. Petersburger Zeitung", der am 1. Januar 1877 veröffentlicht wurde, ist von ihm) und nur kurze Zeit auf seinem Posten ausgeharrt. Zu Beginn des Jahres 1877 verließ er die „St. Petersburger Zeitung" und St. Petersburg, lebte in Deutschland, in Riga und schließlich im kurländischen Oberlande, wo er am 26. Oktober 1884 zu Olgaluft bei Dünaburg starb.[1])

Eine Ergänzung seiner Persönlichkeit hat Paul v. Kügelgen in einem Manne gefunden, der seit 1877 nach dem Chefredakteur die erste Stellung an dem Blatte einnahm und bis zu seinem, an der Wende des Jahrhunderts erfolgten Tode einen bestimmenden Einfluß auf die „St. Petersburger Zeitung" ausgeübt hat — in Heinrich Gottlieb Fenner. Was Fenner der Zeitung und seinem Chef gewesen, ist nirgends so klar und so umfassend ausgesprochen worden, wie in dem Nekrolog, den ihm Paul von Kügelgen in der „St. Petersburger Zeitung" vom 22. November 1900 gewidmet hat, und es sei daher gestattet, einige Stellen dieses Nekrolog's, der uns für die Lebensbeschreibung Fenner's die Hauptquelle ist, gleich hier zu zitiren: „Achtundzwanzig Jahre", schreibt Kügelgen in diesem Nachworte, „haben wir zusammen gearbeitet; achtundzwanzig lange Jahre, darunter achtzehn Jahre ohne einen

[1]) Ammon, Album Livonorum, Nr. 442.

Tag Urlaub oder Muße, hat der zur ewigen Ruhe Eingegangene mir den mühsamsten und schwierigsten und undankbarsten Theil der journalistischen Arbeit, die Disposition über die Nummer, die Druckfertigmachung und Zusammenstellung der Manuskripte, den Verkehr mit der Druckerei, bis in die sinkende Nacht, aus der Hand genommen, jeden Tag von Neuem, 365 Mal im Jahr. Mir überließ er die Freuden und Ehren des Berufs, so viele es ihrer eben nur giebt, mir schaffte er die Freiheit mich in der Gesellschaft zu bethätigen und zu wirken und zu schaffen und mich journalistisch, produktiv arbeitend, auszuleben. Nie hat in diesem langen Zeitraum auch nur der geringste Zwiespalt, die kleinste Differenz ein Verhältniß getrübt, das aus inniger Freundschaft und Kollegialität, aus Verwandtschaft und vollster Harmonie der Gesinnung gewoben war und mir die ständige Stütze des ehrlichen, offenen Urtheils und Raths eines kenntnißreichen, vielerfahrenen und ebenso klugen als wohlmeinenden Mannes verlieh".

Eine ähnliche Persönlichkeit ist uns in der Geschichte der „St. Petersburger Zeitung" in dem zweiten Redakteur des Blattes, dem aus derselben Gegend Norddeutschlands gebürtigen Dr. Johann Simon Beckenstein, schon einmal entgegengetreten. Es ist geradezu seltsam, wie genau die Charakterschilderung, die Gerhard Friedrich Müller von dem Danziger Beckenstein gegeben hat, auf Heinrich Gottlieb Fenner paßt. „Der redlichste Mann von der Welt, ernsthaft in seinen Reden, ein strenger Verfechter der Wahrheit und abgesagter Feind böser Ränke, ohne Eigennutz, sparsam, mildthätig, dienstfertig, gegen jedermann höflich, ein treuer Freund, aber nicht ohne behutsame Wahl, gesellig, ob er gleich wenig aus dem Hause kam, dessen Gesellschaft so nützlich, als angenehm war, der sich, wenn er allein war, keine müssige Stunde machte, dem gute Bücher über Alles gingen, der seine meiste Lebenszeit mit Lesen und Excerpiren zugebracht hatte, und seiner erstaunlichen Lektüre wegen eine lebendige Bibliothek genannt werden konnte".[1]) Nur die Hypochondrie Beckenstein's besaß Fenner nicht, ihn hat Unverdrossenheit in allen Lebenslagen ausgezeichnet. Gleich Beckenstein war er eigentlich eine Gelehrtennatur, und doch zugleich ein Mann der frischen That, und das Leben hat ihm oft genug Gelegenheit gegeben, sich kämpfend zu bewähren. Ueber Fenner's Lebensgang schreibt Paul von Kügelgen am angeführten Orte:

H. G. Fenner entstammte einer bürgerlichen Familie in Schlawe (Hinterpommern), wo sein Vater Gerbermeister war. Er ließ seinem begabten und intelligenten, auch körperlich trefflich und kernfest ausgerüsteten Sohne eine vortreffliche deutsche Gymnasialbildung (in Köslin) angedeihen, die die Grundlage zu dem großen, polyhistorischen Wissen legte, das dem mit selten frischem und treuem Gedächtniß ausgerüsteten Manne zu eigen blieb, bis zuletzt. Der Beruf, den der Jüngling wählte, erschloß ihm neue, treulich ausgenutzte Wissensquellen und Gebiete. Fenner bildete sich zum Buchhändler in Potsdam aus. Einer Jugendfreundschaft hatte er zu danken, die ihn mit dem späteren Inhaber der „Schlesischen Zeitung", Herrn Korn, verband, daß er nach Breslau kam, von wo er nach Wilna ging, sowohl um als Korrespondent der hochangesehenen und weitverbreiteten „Schlesischen Zeitung" thätig zu sein, als um seinen Beruf als Buchhändler auszufüllen. Er gründete eine Buchhandlung, erlernte die polnische Sprache bis zu einer Vollkommenheit, die es ihm ermöglichte, sich an wichtigen lexikographischen Arbeiten zu betheiligen, heirathete

[1]) Siehe Seite 20 und 21.

eine Wilnaer Dame, Stephanie Balsner, und erfreute sich in Wilna sowohl in der polnischen, als in der deutschen Gesellschaft einer angesehenen, seinen gesellschaftlichen Gaben und seiner Tüchtigkeit entsprechenden Stellung. An der dortigen evangelischen Gemeinde betheiligte er sich als Mitglied des Kirchenraths, auch war er Mitglied des Wilnaer Bezirkskomités der Evangelischen Unterstützungskasse. Die Wirren, die eine Folge des polnischen Aufstandes zu Beginn der sechziger Jahre waren, trafen ihn und sein Geschäft sehr schwer. Es wurde so gut wie unmöglich, in Wilna eine Buchhandlung fortzuführen, er mußte liquidiren. Ende 1868 folgte er einem Rufe des Buchhändlers Mawriki Ossipowitsch Wolff nach St. Petersburg und wurde Korrespondent und Leiter der ausländischen Abtheilung der Buchhandlung.

Als die „Nordische Presse“ im Jahre 1870 gegründet wurde, nahm Fenner infolge eines durch Karl Röttger vermittelten Rufes den Posten eines Chefs der Administration und Expedition dieses Blattes an. Die Arbeitsvertheilung an diesem mit großen Schwierigkeiten kämpfenden journalistischen Unternehmen bewirkte rasch, daß Fenner, von jung auf mit journalistischer Arbeit vertraut, an die Redaktion überging und rasch ihre wichtigste und verläßlichste Arbeitskraft wurde. Als Kügelgen Chefredakteur der „Nordischen Presse“ wurde, lernte er Fenner bald schätzen und verehren, und nach der Vereinigung der „Nord. Presse“ mit der „St. Petersburger Zeitung“ wurde das Verhältniß zwischen den beiden Männern noch inniger. „Als ich“, schreibt Kügelgen, „alleiniger Chef der Zeitung wurde, war es in erster Linie Fenners Arbeitskraft, auf die bauend ich mich der schweren Aufgabe muthig unterzog. Schwere Zeiten, arge Sorgen, die nicht nur die gemeinsame Arbeit oft umwölkten, auch persönliches Leid, das Fenner widerfuhr, der die geliebte Frau und Genossin seiner Jugend hier begraben mußte und seinen vier Kindern mit der Treue, die sein ganzes Wesen als Grundzug durchwehte, nun auch die Mutter ersetzen mußte, verbanden uns immer enger und das brüderliche „Du“ legte bald auch äußerlich Zeugniß dafür ab, daß der Chef und sein erster Gehilfe längst Brüder geworden waren, bevor sich weit später Bande der Verwandtschaft um sie schlangen“. Das Letztere geschah im Jahre 1882: Fenner heirathete Charlotte Michaelsen, die Schwägerin Kügelgens, und war nun wieder in seinem Hause von Herzen glücklich.

Eine Hauptaufgabe des Darstellers der Geschichte dieser Periode wäre es, jene schweren Zeiten und argen Sorgen, welche die gemeinsame Thätigkeit Kügelgens und Fenners umwölkten, eingehend zu schildern, er sieht sich aber hierzu außer Stande, denn was für die 60er Jahre galt, ist für die 70er, 80er und 90er Jahre erst recht maßgebend. Die „St. Petersburger Zeitung“ war und blieb ja unter Paul von Kügelgen ebenso, wie unter seinem Vorgänger, in erster Linie ein politisches Blatt, und jene Sorgen und Kämpfe hatten daher in den politischen Ereignissen, Bewegungen und Gefühlen ihre Hauptursache. Nur die am weitesten zurückliegenden politischen Ereignisse der Periode wollen wir daher an der Hand der Zeitung berühren.

Bald nach dem Amtsantritte Kügelgens begann die Balkanfrage in den Vordergrund des politischen Interesses zu rücken und ein Theil der russischen Presse machte mit einem maßlosen, schürenden und drängenden Eifer die Sache der slavischen Verwandten zu der ihrigen, ohne darauf zu achten, welche Gefahren hieraus dem eigenen Vaterlande erwachsen konnten. Die Stimmung, welche zu einem großen Theile durch die Preßkampagne in allen Schichten der russischen Bevölkerung erzeugt wurde, hatte viel Edles, Mitleidsvolles und Selbstverleugnendes an sich, nicht ohne

Schmerz aber konnte es der Besonnene ansehen, wie hier die Presse ihrem wichtigsten Berufe untreu wurde und die ruhige innere Entwickelung des Landes auf's Spiel setzte. In der ersten Nummer der „St. Petersburger Zeitung", die unter seiner Redaktion erschien, der vom 1. Juni 1874, hatte Kügelgen in einem die Tagespresse behandelnden Leitartikel geschrieben: „In erfreulicher Weise sehen wir in den letzten Jahren die russische Presse immer mehr und mehr sich damit beschäftigen, auf allen Gebieten das Material herbeizuschaffen zur besseren Erkenntniß der inneren Verhältnisse, dem Volke in seiner täglichen materiellen und geistigen Arbeit belehrend und anregend zur Seite zu stehen und das Volk auf diese Weise zur Betheiligung am Staatsleben allmählich heranzuziehen. An der Erfüllung dieser Aufgabe redlich nach besten Kräften mitzuwirken, muß auch die deutsche Presse in Russland als ihre erste Pflicht betrachten". Die Erfüllung dieser Aufgabe sah die „St. Petersburger Zeitung" bei jenem, hauptsächlich auf die auswärtige Politik bezüglichen Treiben der Presse nicht nur vernachlässigt, sondern auch gefährdet, und hatte daher in dem aufgeregten Jahre 1876 einen doppelten Kampf zu bestehen: im Inneren gegen die ihr feindlich gesinnten slavischen Stürmer und Dränger, und nach außen hin gegen die russenfeindlichen fremden Blätter. Sie muß es geradezu als Erleichterung empfunden haben, als sich schließlich die politischen Verhältnisse so zugespitzt hatten, daß die Kriegserklärung erfolgte. Jetzt war ja der Weg klar vorgezeichnet — was früher strittig gewesen, war jetzt Sache des Vaterlandes. Die Zeitung verhehlte sich nicht, daß „ein Abgrund voll Blut und Jammer und Thränen in dem einen Worte Krieg liege", einen inneren Kampf konnte und durfte es jetzt aber nicht mehr geben, und freudige Entschiedenheit überwog alle anderen Gefühle. „Die deutschen Bürger des russischen Reiches haben ihren Brüdern nie nachgestanden, wo es galt, mit Gut und Leben die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande zu bethätigen", ruft der Chef des Blattes am 13. April 1877 in dem Artikel „Der Krieg ist erklärt". „In dieser feierlichen Stunde, die mit ergreifenderer Beredsamkeit zum Herzen jedes Einzelnen spricht, als Menschenworte vermögen, bedarf es keiner weiteren Anführungen, um unsere Leser zu Werken des Patriotismus anzuregen. Wir erklären nur in aller Kürze, daß wir bereit sind, Gaben zu empfangen, die bestimmt sind, Schmerzen zu lindern und Wunden zu heilen, die der Krieg mit sich bringen wird und muß". In Kriegskorrespondenzen und Leitartikeln (so in dem Artikel „Plewna unser", wo es heißt: „Russland ist stolz auf Euch, Ihr Tapferen, und seine Dankbarkeit wird hinter seinem Stolze nicht zurückbleiben") gab sie der patriotischen Stimmung, welche sie und ihre Leser beseelte, beredten Ausdruck, in reichen Spenden äußerte sich die freudige Hilfsbereitschaft des Publikums und eines der hervorragenden Organe dieser werkthätigen Menschen- und Vaterlandsliebe, das Evangelische Kriegslazareth, legte in Spezialkorrespondenzen der „St. Petersburger Zeitung" Zeugniß dafür ab, wie segensreich die Spenden verwandt wurden.

Der Friede kam und mit ihm traten Zeiten ein, die leider den Beweis lieferten, daß es für einen Staat Schlimmeres, unendlich viel Schlimmeres, giebt, als der blutigste und verlustreichste Krieg bringen kann. Es sei vergönnt, kurz über diese Zeit hinwegzugehen und nur durch Hervorhebung einzelner Momente den Standpunkt der „St. Petersburger Zeitung" zu kennzeichnen. Nach der Freisprechung der Wera Sjassulitsch schrieb Paul von Kügelgen im Gegensatz zur großen Majorität der russischen Presse in der Nummer vom 2. (14.) April unter Anderem: „Erscheinungen, wie die gestrige Freisprechung, erfüllen den wahren Patrioten mit tiefer

Sorge und aufrichtigem Kummer, denn es ist ein trauriges Zeichen für den Entwickelungsstand einer Gesellschaft, wenn sie das Gefühl für Recht und Unrecht verloren und den Gerichtssaal zum Tummelplatz persönlicher oder politischer Sym- und Antipathien werden läßt. Wir können in die Applaudissements nicht einstimmen, die sich nach dem „Nicht schuldig" der Geschworenen gestern Abend erhoben und die Stimme des Präsidenten übertönten, ja wir haben nicht einmal ein Verständniß für diese vox populi, die mit einer vox dei ja nicht zu verwechseln ist". — Den Rückblick auf das Jahr 1880, den die „St. Petersburger Zeitung" am 1. Januar 1881 brachte, leitete Paul von Kügelgen mit den Worten ein: „Das Jahr 1880 ist abgelaufen und kaum Einer wird ihm dankbar nachschauen in den Abgrund der Vergangenheit". „Auch dieses Jahr ist noch befleckt von den blutigen, entsetzenerregenden Umsturzversuchen einer Partei, die auf ihr Banner geschrieben hat das böse Wort „Je schlimmer, desto besser"!". Wer konnte es ahnen, daß diese blutigen Umsturzversuche schon nach zwei Monaten ihr frevelhaftes Ziel erreichen sollten? Aber es war so, und am 2. März 1881 mußte Paul von Kügelgen in seiner „St. Petersburger Zeitung" verzeichnen: „So ist das Entsetzliche zur Wirklichkeit geworden. Der gütigste, der großherzigste Monarch, Alexander der Befreier, dessen Andenken durch alle Zeiten der Geschichte als das eines unermüdlichen Wohlthäters des Volkes leuchten wird, ist gefallen, inmitten seiner Residenz, inmitten seines Volkes, blutgierigem Fanatismus und wahnwitziger Verblendung zum Opfer gefallen; sein theures Herzblut hat den Boden des geschändeten Vaterlandes getränkt und ganz Russland ist in tiefste Trauer und in die bitterste Schande versenkt". — Und als das Jahr 1881 dahingeschwunden und das neue gekommen war, da schrieb der Chefredakteur: „Wiederum ist ein Jahr hinabgerollt in den Schooß der Vergangenheit. Tröstlich ist der Gedanke, daß dieses Jahr mit seinem Schmerz und Zorn nie wieder zurückkehren kann. Aber es hat uns etwas zurückgelassen, das nicht stirbt, so lange wir leben: die Erinnerung. — Von allen 365 Tagen, die wir im letzten Jahre in wechselnder Stimmung, wenn auch meist ernst und gedrückt und traurig, verlebt haben, hat sich ein Tag mit unauslöschlichen Zügen in unsere Seele eingegraben: der 1. März! Er hat uns zu viel genommen, dieser Unglückstag, als daß wir es je verschmerzen könnten".

In demselben Artikel vom 1. Januar 1882 giebt Kügelgen, nachdem er zu allgemeinen Betrachtungen übergegangen, noch einem anderen Schmerze Ausdruck:

„Um so größer", bemerkt er, „ist das Bedürfniß nach fruchtbringender, aufbauender Arbeit und darum nach jenem inneren Frieden, der keinerlei ethische oder materielle Kräfte in unfruchtbaren, ja direkt schädlichen Reibungen lahm legt, sondern sie alle zu nützlichem Wetteifer eint. „Friede ernährt, Unfriede verzehrt", sagt der Mund des Volks. Nirgends mehr als in Russland sollten sich die Staatsbürger ohne Rücksicht auf Glauben oder Sprache die Hand reichen, denn das Vaterland bedarf der Arbeit Aller. Das Gemeinwohl hängt von der erfolgreichen Leistung aller Einzelnen ab. — Daher können wir nur mit tiefem, patriotischem Schmerz sehen, daß Unvernunft und böser Wille den Christen gegen den Juden, den Finnen gegen den Schweden, den Letten und Esten gegen seine deutschen Mitbürger, den Russen gegen den Deutschen aufregt und aufreizt. Daraus kann nur Schaden und Unglück entstehen. Wer Wind säet, erntet unausbleiblich Sturm.

Wir können nur Gott bitten, daß seine gewaltige Hand die böse Drachensaat vernichte, die schon aufzukeimen beginnt".

Wir haben bis jetzt nur mit den Worten des Chefredakteurs der „St. Petersburger Zeitung" geredet, aber es versteht sich von selbst, daß die Ausführungen der politischen Mitarbeiter des Blattes denselben Geist athmeten, denn wenn die Zeitung auch kein Prokrustesbett sein wollte und sein will, so verlangt sie doch, daß die Gesinnung die gleiche sei. Gäbe sie dieses Postulat auf, so verlöre sie gleichzeitig auch die Bedeutung eines sittlichen, politischen Faktors, nicht erforderlich ist es aber, daß alle Männer der „St. Petersburger Zeitung" auf dasselbe praktische politische Programm eingeschworen seien, wenn sie nur in dem Endzwecke ihres Strebens, der Erhaltung und Festigung des Friedens und der Förderung des inneren gedeihlichen Fortschritts, mit einander übereinstimmen. Bestimmte internationale politische Kombinationen erstrebt die „St. Petersb. Ztg." nicht, und bei aller Freundschaft für den deutschen Nachbarstaat, dem eine große Zahl ihrer Leser auch als Unterthanen angehört, sehnt sie sich z. B. nicht nach der Rückkehr der Zeiten der Heiligen Allianz, und steht auch noch heute auf dem Standpunkt, den ihr Leiter am 1. Januar 1883 mit den Worten kennzeichnete: „Eine Erneuerung des Dreikaiserbündnisses scheint uns keineswegs nothwendig, oder auch nur erstrebenswerth. Russland braucht keine Alliirten, es bedarf nur des Friedens." Unbedingt erstrebenswerth ist ihr aber die Erhaltung der traditionellen Freundschaftsbeziehungen, und warme Begeisterung hat sie für Kaiser Wilhelm I und dessen großen Staatsmann empfunden, die Deutschland den Weg zum Glücke führten und gleichzeitig vollbewußte Träger jener Traditionen waren. — Von den Männern, die in dieser Periode auf dem Gebiete der auswärtigen Politik Mitarbeiter des Blattes gewesen sind, nennen wir: Dr. Heinrich Klee, Dr. R. Vogel, Czavardy, Prof. Caro, Dr. Julius Eckardt, Gustav Keuchel, Prof. Nissen, Prof. Wagner, Dr. W. Hermann, Arthur Levysohn, S. G. v. Chappuis, Prof. Eichelmann, P. v. Bojanowski und Hugo Herold.

Auf dem Gebiete der inneren russischen Politik hat die „St. Petersb. Ztg." als ein deutsches Blatt am allermeisten mit dem unseligen nationalen und konfessionellen Hader zu thun gehabt, dessen unheilvolle Wirkungen wir durch das Citat aus dem Neujahrsartikel des Jahres 1882 bereits gekennzeichnet haben. In dem Leitartikel der ersten von ihm gezeichneten Nummer der „Nordischen Presse" (12. Mai 1873) hatte Kügelgen einst von den Ostseeprovinzen des russischen Reiches gesagt: „Sie sind nicht todte Glieder eines Organismus, denen erst die Politik eines „Golos" Leben einzuhauchen hätte, sie bethätigen sich in allen Gebieten des staatlichen Lebens und ihre Bürger, mögen sie in der Heimath wirken, mögen sie im weiten Reiche verstreut ihres Berufes warten, sind nützliche Bürger des Reiches." Die Grundgedanken dieses Artikels hat Kügelgen sein ganzes Leben hindurch verfochten, und die Heimathsgenossen sind glücklich gewesen, in seinem Blatte die Stätte zu finden, an der sie ihren Gedanken und Gefühlen Ausdruck verleihen konnten. Mitarbeiter des Blattes für innere Politik sind unter Anderen: der ehemalige Redakteur der „Nord. Presse" Wilhelm Lindes, der Historiker Theodor Schiemann, die Baronin v. Prittwitz („der alte Romantiker"), die Stadthäupter von Reval Oskar von Riesemann und Mag. Wilhelm Greiffenhagen, der Rathsherr und nachherige Stadtsekretär von Dorpat Max Stillmark, Dr. L. Holst, Dr. Georg Falck, R. Carlberg und der Redakteur der estnischen Zeitung „Tallinna Söber" Wilhelm Friedrich Eichhorn.

Vielfach behandeln diese politischen Mitarbeiter auch wirthschaftliche Fragen. Spezialisten für diese letzteren waren in der „St. Petersb. Ztg." unter

Anderen: Friedrich Matthäi, W. v. Stieda, A. v. Broecker, Dr. Johannes v. Keußler, Erhard Dehio, Friedrich Hoch, Andreas Blau, Julius Hesse, August v. Raison, Dr. Alexis Markow (Finanz-, Handels- und Agrarpolitik), Dr. Bühring, Prof. Arthur Hasselblatt, Mag. J. Martenson, Dr. Biel (Industrie, Technologie Chemie), H. v. Liphart, C. Pfingsten, Prof. Lindemann, E. Ender (Landwirthschaft).

Aber so sehr die hohe Politik, die durch den immer noch herrschenden, vielfach auch auf das konfessionelle Gebiet hinübergreifenden modernen Nationalismus hervorgerufenen Beziehungen von Volk zu Volk und die wirthschaftlichen Fragen Beachtung heischten und Beachtung fanden, so möchten wir doch die spezielle Bedeutung der „St. Petersb. Ztg." dieser Periode in vielleicht noch höherem Grade auf einem anderen Gebiete suchen — auf dem gesellschaftlichen in des Wortes weiterem Sinne. Durch seine Vorgänger im Besitze eines reichen Erbes herzlicher Beziehungen zu der deutschen Kolonie St. Petersburgs, durch Geburt und Freundschaft in ständigem Kontakt mit der baltischen Gesellschaft, hat Kügelgen es sich angelegen sein lassen, nicht nur an der Thätigkeit der für das Leben dieser Kreise in Kirche, Wohlthätigkeitspflege, Schule und Geselligkeit maßgebenden Institutionen persönlich Antheil zu nehmen, sondern auch die Zeitung in noch höherem Maße diesen Interessen dienstbar zu machen, als es bisher der Fall gewesen. Die „St. Petersb. Ztg." hat sich's nicht anfechten lassen, daß sie durch die regelmäßig wiederkehrenden, zu einem großen Theil aus der Feder Paul von Kügelgens stammenden eingehenden Berichte über die Thätigkeit verschiedener evangelischer Institutionen in in den Ruf eines Pastorenblattes gekommen ist: sie ist stolz auf diesen Titel, denn in der Förderung des evangelischen Geistes erblickt sie eine ihrer vornehmsten Aufgaben. Und die Zeitung hat allen Grund, mit den in ihr selbst zu Tage getretenen Früchten dieses Geistes zufrieden zu sein: in allen Anlässen — ob es nun galt, die nothleidenden deutschen Kolonisten in Süd- und Ostrussland zu unterstützen, ob andere, nicht von Deutschen bewohnte Gegenden des russischen Reiches der Hilfe bedürftig waren, ob die entsetzliche Seuche der Lepra bekämpft werden mußte, Hospitäler und andere wohlthätige Institute zu errichten waren oder armen Kindern ein fröhliches Weihnachtsfest bereitet werden sollte — stets haben die Leser der „St. Petersburger Zeitung" durch reiche Spenden bewiesen, daß evangelische Nächstenliebe warm ihr Herz erfüllt. Bei der Gründung des deutschen Alexander-Hospitals für Männer und des Alexandra-Stifts für Frauen hat die „St. Petersburger Zeitung" als Organ der Gesellschaft gedient.

Auch in Bezug auf das gesellschaftliche Leben sind Kügelgen und Fenner Hand in Hand gegangen. Fenner war der erste Präsident des im Jahre 1885 gegründeten Vereins der Angehörigen des Deutschen Reiches, zu dessen Ehrenmitglied er im Jahre 1894 erwählt wurde. — Besonders viel Aufmerksamkeit, noch mehr als in der vorhergegangenen Periode, hat die „St. Petersb. Ztg." unter Kügelgen dem Handwerkerverein „zur Palme" geschenkt. Von den deutschen musikalischen Vereinigungen Petersburgs, welche der Zeitung nahe stehen, nennen wir die „Liedertafel", die lange Zeit von einem Freunde Kügelgens, dem Professor Franz Czerny, geleitet wurde, und den „Sängerkreis", der sich in kurzer Zeit eine hochgeachtete Stellung errungen.

Unter den Männern, welche auf kirchlichem und philanthropischem Gebiet die „St. Petersburger Zeitung" als das Organ ihrer Bestrebungen benutzt haben, stehen natürlich die evangelischen Pastoren in erster Reihe. Ein hervor-

ragender Mitarbeiter des Blattes ist Pastor Hermann Dalton gewesen, dem wir auch noch auf anderen Gebieten der Publizistik begegnen werden, ferner Bischof Conrad Freifeldt, die Generalsuperintendenten Fr. Hollmann und Guido Pingoud, die Pastoren Nikolai von Ruckteschell, R. Bidder, E. Gelderblom, R. Hasenjäger, Armin Findeisen, Gottlieb von Keußler, Samuel Keller, Propst Allendorf, Propst Faltin und viele andere. Von den Laien nennen wir besonders die Herren G. von Doepp, O. von Buxhöwden und Carl Feldmann, welcher Letztere viele Jahre hindurch auch als politischer Mitarbeiter der Redaktion der „St. Petersb. Ztg." angehört hat. Hier sind auch die Aerzte zu nennen, da sie mit ihren Beiträgen zu einem Tagesblatt meist rein philanthropische, keine wissenschaftlichen Zwecke verfolgt haben, so vor Allem die Doktoren O. von Grünewaldt, Leibchirurg Hirsch, die Professoren E. Bidder, C. Dehio, W. Zöge von Manteuffel, Leibokulist Graf Magawly, Emanuel Moritz, Oscar Petersen und Alexander Selenkow. Auf dem Gebiete des Schulwesens unterstützten die „St. Petersb. Ztg." durch ihre Beiträge: Doktor Josef König, Direktor der St. Annen-Schule, der frühere und der jetzige Direktor der St. Petri-Schule Ernst Friesendorff und Carl Schneider, Dr. Arthur Brehme, Eugen Loev, Dr. Emil Schmidt und Ch. von Schwanebach. P. von Kügelgen, selbst ein praktischer Schulmann, hat auf diesem Gebiete viel geschrieben. Auf dem Gebiete des Vereinslebens hat die „St. Petersb. Ztg." sehr viele Mitarbeiter gehabt und es scheint unmöglich, einzelne Persönlichkeiten besonders hervorzuheben.

Unter Kügelgen hat die „St. Petersburger Zeitung" auch wieder das Streben bekundet, auf wissenschaftlichem Gebiete etwas Selbstständiges zu bringen, wobei natürlich nur Themata von allgemeinerem Interesse berücksichtigt werden konnten. Gelehrte Kataloge, wie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, kann die „St. Petersburger Zeitung" jetzt nicht mehr veröffentlichen. Wie in der Periode von 1831—1859 finden wir auch jetzt auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften eine Reihe von Trägern berühmter Namen, die an der „St. Petersb. Ztg." mitarbeiten: Akademiker O. von Struve (Astronomie), Akademiker Heinrich Wild (Meteorologie), die Akademiker Gregor von Helmersen, Friedrich Schmidt und Alexander Strauch, Dr. Gustav Radde, Dr. Emil Bretschneider, Nikolai von Seidlitz, O. Obrutschew, Th. Baron Ungern-Sternberg, Dr. Wilhelm Junker, Dr. Georg Schweinfurth (ein Beitrag), Nikolai Baron Kaulbars, Eduard Baron Toll, Eduard Stelling (Geographie, Geologie, Berichte über Forschungsreisen). Andere Reiseberichte, so die Hermann Dalton's, Ernst v. Hesse-Wartegg's und H. Baron Rosen's haben einen mehr feuilletonistischen Charakter. Großes Interesse hat die „St. Petersburger Zeitung" der Frage der Kalenderreform geschenkt (Professor Carl Weihrauch, Mag. Theodor von Bunge, Pater Bruno Wollinger). Auf der Grenze der exakten und historischen Wissenschaften steht der einzige Beitrag, den der hochbetagte Carl Ernst von Baer in dieser Periode der „St. Petersb. Ztg." geliefert zu haben scheint. Er behandelt „Homers Kenntniß von der Nordküste des Schwarzen Meeres" und befindet sich im Montagsblatt der „St. Petersburger Zeitung" vom 14. Juli 1875. — Historische Aufsätze stammen in dieser Periode aus der Feder Alexander Brückner's, Friedrich Bienemann's, Julius Eckardt's, Theodor Schiemann's, B. von Köhne's, Paul von Kügelgen's, Dr. Oskar Heyfelder's, C. v. Philippaeus', F. v. Keußler's, Axel v. Gernet's, Oscar Wulff's (Archäologie) und vieler Anderen. Hierher gehören auch die Nekrologe und Biographien, die zumeist den Chefredakteur zum Autor haben. Von an-

deren Autoren nennen wir die Akademiker Gregor von Helmersen (Nekrolog C. E. von Baer's), Leopold von Schrenck (die wissenschaftlichen Verdienste C. E. Baer's) und O. v. Struve (die wissenschaftlichen Verdienste des Grafen Fedor Petrowitsch Lütke), Fr. Th. v. Köppen (Nekrolog des Akademikers Maximowicz; zur Erinnerung an P. von Köppen), Pastor Dr. Hurt (Am Grabe des Akademikers Wiedemann), Dr. Max v. Lingen (Aufsätze über C. E. v. Baer), Professor Reinhold Seeberg (Dr. Ed. Schneider, ein baltischer Pädagoge), L. Nohl (MusikerBiographien).

Der Thätigkeit ihres Mutterinstitus, der Akademie der Wissenschaften, hat die „St. Petersb. Ztg." stets die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. In den letzten Jahren ist O. von Haller, der auch über die Sitzungen der Geographischen Gesellschaft referirt, auf diesem Gebiete der Berichterstatter des Blattes.

Sehr reich ist die „St. Petersb. Zeitung" dieser Periode an litterarischen und litterarhistorischen Besprechungen. Wir nennen hier die Namen Julian Schmidt, Alexander von Oettingen, Max von Oettingen, Christoph Mickwitz, P. von Bojanowski (Goethe-Gesellschaft), R. Boyle (Shakespeare), Emilie von Hörschelmann, J. P. Polonski (Turgenjew), Dr. Waldmann, Th. Schiemann, Andreas Ascharin, Alexander von Reinholdt, Dr. Böhling, Leonhard Marholm. Ein sehr großer Theil der litterarischen Rezensionen sind von Paul von Kügelgen (Litterarische Briefe an eine Freundin), viele von Constantin von Jürgens, Julius Hasselblatt.

Es entspricht der modernen Entwickelung des Zeitungswesens, daß wir belletristische Originalbeiträge in ganz anderem Maße in der Zeitung vertreten finden, als früher. Selbst die Jahre 1852—55, in denen C. F. Meyer die Belleristik kultivirte, werden weit übertroffen, und zwar besonders dadurch, daß die Zeitung jetzt umfangreiche Romane veröffentlicht. Wie in jenen 50er Jahren, wird die russische schöne Litteratur bevorzugt, da sich die Zeitung ihrer Aufgabe, das Ausland mit den vortrefflichsten Erzeugnissen dieser Litteratur in wirklichen guten Uebersetzungen (von Andreas Ascharin, L. v. Jessen, Constantin von Jürgens, Johannes Eckardt, Arnold Hollmann, Wilh. Arnold Christiani und And.) bekannt zu machen bewußt ist. Die Zeitung beschränkt sich hierbei nicht auf die vor kürzerer Zeit erschienenen Dichtungen, sondern greift auch auf ganz alte zurück, die noch gar nicht, unvollständig oder unvollkommen übersetzt waren. So beginnt Dr. Alexis Lupus (Wolff) im Jahre 1880 mit einer kommentirten Uebersetzung von Puschkin's „Jewgeni Onegin" (er beendigte aber die Uebersetzung ebenso wenig, wie es 1836 in Schmalzens „Refractor" geschehen war), so übersetzt C. v. Jürgens im Jahre 1891 einen Abschnitt (Comtesse Mary) aus Lermontows „Ein Held unserer Zeit" (ein anderer — Bela — war, wie erwähnt, schon 1854 in der „St. Petersb. Ztg." erschienen), so übersetzt Th. Heyse Puschkins Gedicht „Petersburg", Andreas Ascharin Gogol's „Taras Bulba" „Wih", „Jahrmarkt von Ssorotschinzy", „Die Nacht vor Weihnachten" und „Wie sich Iwan Iwanowitsch und Iwan Nikiforowitsch mit einander entzweiten". Ferner erscheinen in dieser Periode in der „St. Petersburger Zeitung" Turgenjews Romane „Neuland" und „Clara Militsch", Abschnitte aus seinem „Tagebuch eines Jägers" und seine „Gedichte in Prosa", Gontscharow's „In der Heimath," Dostojewski's „Erniedrigte und Beleidigte", Leo Tolstoi's „Geschichte meiner Kindheit" und „Auferstehung", Grigorowitsch's „Schule der Gastfreundschaft", Gedichte von A. Tolstoi und Golenischtschew-Kutusow, Werke Ssaltykow-Schtschedrins, Danilewski's, Korolenko's, Wssewolod Garschin's, A. Potechin's, Ssergei Atawa-Terpigorew's, Potapenko's, Tschechow's, Maxim Gorki's und vieler Anderen. — Unvergleichlich viel weniger,

als die russische, ist die zeitgenössische Litteratur der übrigen nichtdeutschen Kulturvölker in der „St. Petersburger Zeitung" vertreten, aber wir finden doch Uebersetzungen aus dem Polnischen (Henryk Sienkiewicz), aus dem Finnischen (Pietari Päiwarinta und Juhani Aho), aus dem Schwedischen (Strindberg, Jakob Ahrenberg, Ola Hansson), aus dem Norwegischen (Jonas Lie), aus dem Französischen (Eugen Melchior de Vogué, Ribout), aus dem Englischen (Bret Harte, Mark Twain, Mackay, Stockton), aus dem Italienischen (Salvatore Farini) und aus dem Spanischen (Caballero).

Von den deutschen Dichtern, welche Romane, Novellen und Erzählungen in der „St. Petersb. Ztg." haben erscheinen lassen, nennen wir Berthold Auerbach („Der Forstmeister"), Rossegger, Levin Schücking, Wilhelm Jensen, Adolf Wilbrandt, Hans Hopfen, Karl Emil Franzos, Fritz Mauthner, Alexander Baron Roberts, E. von Dincklage, Max Kretzer, Rudolf Stratz. Kurz vor dem Tode Caroline Bauer's sind in der „St. Petersb. Ztg." ihre „Petersburger Erinnerungen" und zwei Erzählungen und bald nach ihrem Tode ihre vertraulichen Briefe an Alexander von Königk-Tollert erschienen. — Mit Vorliebe hat die „St. Petersb. Ztg." Werke einheimischer deutscher Schriftsteller aufgenommen: Viktor v. Andrejanow, Eberhard Kraus, Samuel Keller, Helene von Engelhardt, Lilly Bar. Vietinghoff, Hanna Schomaker, A. von Holmblad und viele andere einheimische Dichter gehörten zu ihren geschätzten Mitarbeitern.

Von den spezifisch „feuilletonistischen" Mitarbeitern der „St. Petersb. Ztg." nennen wir Eugen Zabel, Ludwig Pietsch, Julius Stettenheim, Josef Lewinsky, die Baronin von Prittwitz (den alten Romantiker), Lucie Baronesse Bruiningk, Elise Baranius, Hugo Herold, Moritz Busch, Julius Hasselblatt, Theophil Pezold, Nikolai Lewy, Adolf Fedorow.

Auch Theater, Musik und bildende Kunst erhalten unter Kügelgen erheblich viel mehr Raum, als früher. Das deutsche Theaterleben St. Petersburgs erlitt in dieser Zeit allerdings eine schwere Schädigung: das deutsche Hoftheater hörte im Jahre 1890 auf zu existiren, und die Verehrer der deutschen Schauspielkunst sahen sich seitdem in der Hauptsache auf ein sechswöchentliches Gesammtgastspiel während der großen Fasten beschränkt. In der „Palme" etablirte sich freilich ein ständiges deutsches Theater, das zeitweilig sogar recht gut war, das Publikum ließ sich aber trotz aller Bemühungen, mit denen auch die „St. Petersb. Ztg." nicht gekargt hat, für die „Palmen"-Bühne nicht erwärmen, und mit der Saison 1900/1901 hatte auch dieses Theater ein Ende. Die Theaterrezensionen hat vielfach der Chefredakteur selbst geschrieben, dann lange Zeit hindurch Constantin von Jürgens, ferner Julius Hasselblatt (J. Norden), dessen Gebiet vor Allem das französische Theater ist, Adolf Fedorow, W. A. Christiani und eine ganze Reihe Anderer. Als Balletkritiker ist L. Silvo zu nennen. Als die bedeutendsten Musikreferenten nennen wir Wilhelm v. Lenz (den „Beethoven-Lenz"), Alexander Faminzin, Prof. Ernst Meyer' den jetzigen Direktor des St. Petersburger Konservatoriums Prof. A. Bernhard, Adolf Fedorow, Prof. Joseph Wihtol, E. Bormann, E. Melngailis. Ueber die Erscheinungen auf dem Gebiete der bildenden Künste referirten: In St. Petersburg Paul v. Kügelgen, Baron Bruiningk, Julius Hasselblatt, F. Groes, F. Buek; aus Deutschland — Leopold Pezold und Julius Hasselblatt. — Von Berichterstattern aus anderen Gebieten erwähnen wir R. Graf Pfeil (Militärisches), Bronislaw v. Guzkowski, M. Hübner (Rennsport), Wilhelm Stahl, Theophil Krause (Wassersport), C. Cordes (Gerichtschronik).

Zu einer einigermaßen erschöpfenden Aufzählung aller Jener, die auf den Gebieten der Staats- und Wirthschaftspolitik, des Kirchen-, Schul- und Wohlthätigkeitswesens, der schönen Litteratur, der Wissenschaft und der Kunst der „St. Petersburger Zeitung" in dieser heute noch fortdauernden Periode ihr Bestes gegeben und sie hierdurch auf ihr heutiges Niveau gehoben haben, sieht sich der Verfasser dieses Buches noch weniger im Stande, als bei der Schilderung der früheren Zeiten, da sich die Zahl der Mitarbeiter in dem Maße vermehrt hat, wie es die fortschreitenden Bedürfnisse erheischten und die sich immer günstiger gestaltenden Raumverhältnisse des Blattes gestatteten. Die in dem Obenstehenden gebotene Zusammenstellung hat demnach nur den Zweck, der Darstellung mehr Farbe zu geben, und erhebt nicht einmal den Anspruch, daß sie in den einzelnen Listen die Namen aller gleich hervorragenden Mitarbeiter enthalte. Ohne jeden Zweifel ist so mancher hochbedeutende und treue Mitstreiter des Blattes übergangen worden, aber der Autor hielt sich nicht für berechtigt, wegen dieses Uebelstandes, dem er nicht aus dem Wege gehen konnte, eine Aufzählung ganz zu unterlassen.

* * *

Niemals im ganzen Laufe ihrer 175jährigen Geschichte hat die „St. Petersburger Zeitung" so lange unter einer völlig einheitlichen Leitung gestanden, wie unter Paul von Kügelgen, der nun seit 27 Jahren Chefredakteur und seit bald 25 Jahren Chefredakteur und Herausgeber des Blattes gewesen. Nachdem Kügelgen seit dem 4. April 1877 an John Baerens' Stelle auch als Herausgeber der „St. Petersburger Zeitung" anerkannt war, ist sein rechtliches Verhältniß zu der Regierung immer wieder erneuert worden so daß ihn dieser konstante Besitz in die Möglichkeit versetzt hat, in der „St. Petersb. Ztg." jene zeitgemäßen Verbesserungen durchzuführen, die bei einer unsicheren Lage undenkbar gewesen wären. Deutlich kommen diese Fortschritte in der Aenderung der Rubrizirung des Inhaltes der Zeitung zum Ausdruck: die wachsende Mannigfaltigkeit und Vollständigkeit des Nachrichtendienstes verlangte gebieterisch auch eine Aenderung der Form. Von hoher Bedeutung ist die schon erwähnte Schaffung der Rubrik „Chronik und Lokalnachrichten", die im Jahre 1879 erfolgte. Unter Meyer hatten die Lokalnachrichten, wie wir schon wissen, eine Unterabtheilung des Titels „St. Petersburger Nachrichten" gebildet, als sie aber in der zweiten Hälfte der 70er Jahre an Mannigfaltigkeit, Umfang und Bedeutung immer mehr zunahmen, da die Redaktion dessen inne geworden war, daß die Leser gerade auf diesem Gebiete eine Reform verlangten, wurde ihre Abtrennung unerläßlich. Diese Reform, der wir sogar eine sittliche Bedeutung zuerkennen möchten, da sie ein Zeichen der Unterordnung unter die berechtigten Wünsche des Publikums ist, ohne die eine Zeitung ihrer vermittelnden Aufgabe nicht gerecht werden kann, ist vor Allem ein Werk H. G. Fenners. Bei der Feier des 25jährigen Jubiläums seines Freundes und Schwagers hat P. v. Kügelgen erklärt, Fenner habe „von vornherein erkannt und betont, daß die „St. Petersb. Ztg.", möge sie auch den Interessen der Deutschen über ganz Rußland hin dienen, vor Allem Lokalblatt sein und sich durch praktische Mittheilungen aller Art unentbehrlich machen müsse, unbeschadet der Pflege höherer Interessen in Leitartikeln, Feuilleton und Korrespondenzen." — Nach der

Ausscheidung des lokalen Theiles bestanden die „St. Petersb. Nachrichten“ aus Mittheilungen vom Hofe und aus Regierungskreisen, Meldungen von verschiedenartigen obrigkeitlichen Maßnahmen und Projekten und aus den Referaten über die Auslassungen der russischen Presse. Diese letzteren Referate waren wie schon unter Meyer, häufig polemisirenden Charakters, betrafen die wichtigsten Tagesfragen und nahmen den größten Theil des Titels ein, so daß sie schließlich, ihrer selbstständigen Bedeutung entsprechend, eine besondere ständige Rubrik erhielten. Es war der Chefredakteur selbst, der den Titel „Russische Presse“ am 20. März 1884 mit dem Artikel „Die Universität Dorpat und die Nowoje Wremja“ inaugurirte. Lange Zeit hindurch hat er diese Rubrik selbst redigirt. — Schon einige Jahre vorher hatte es sich als nothwendig herausgestellt, das seit 1867 bestehende „Montagsblatt“ der „St. Petersb. Ztg.“ abzuschaffen. Es war unmöglich geworden, einen Tag der Woche (seit 1878 erscheint die Zeitung selbst an den Tagen nach hohen Festen, also 365 mal im Jahre) fast vollständig für das Feuilletonistische und Wissenschaftliche festzulegen, und so wurde denn seit 1883 auch an den Montagen ein gewöhnliches, nur weniger umfangreiches Blatt herausgegeben. Als Ersatz wurde eine Feuilleton-Beilage geboten, die anfangs einmal wöchentlich, seit 1898 dreimal wöchentlich erschien. Eine andere Beilage, die wirthschaftliche, war schon 1878 geschaffen worden. Seit 1885 in eine land- und hauswirthschaftliche und eine industrielle Beilage geschieden, erscheint sie jetzt nicht mehr so häufig, wie früher: von jeder dieser paginirten Beilagen, die am Schlusse des Jahres mit einem Index versehen werden, kommt nunmehr monatlich eine Nummer heraus. — In der allerletzten Zeit sind neue Reformen in der Rubrizirung durchgeführt worden, die vor Allem durch das übermäßige Anschwellen des lokalen Theiles, der meistentheils auch die eingehenden Musik- und Theaterreferate enthielt, nothwendig geworden waren. Nach und nach wurden die selbstständigen Rubriken „Kunst und Wissenschaft“, „Gerichtschronik“, „Sport“, „Bunte Chronik“ geschaffen. Seit dem 16. Oktober 1895 besitzt die „St. Petersb. Ztg.“ eine vom Oberlehrer der Mathematik H. Seyboth redigirte „Schachspalte“, die an jedem Montage erscheint. Im Jahre 1897 veranstaltete die „St. Petersb. Ztg,“ für ihre Schachspalte ein internationales Problemturnier, zu dem 89 Konkurrenzprobleme einliefen (darunter 2 aus Hawaii, 2 aus Java); vier von ihnen wurden mit Preisen gekrönt. Als Preisrichter fungirten J. Berger in Graz, Carl Behting in Riga. — Seit dem 1. Dezember 1897 wurde in der „St. Petersb. Ztg.“ eine kleine zeitungshistorische Rubrik eingerichtet. Unter dem Titel „Aus alten Zeiten“ werden bemerkenswerthe Notizen, die vor 170, 150, 125, 100, 75 und 50 Jahren in der „St. Petersburger Zeitung“ erschienen sind, an den entsprechenden Tagen wieder abgedruckt.

Von durchgreifender Bedeutung war die im Jahre 1894 erfolgte Reform der Administration des Blattes. Als der langjährige treue Administrator des Blattes Theodor Graff am 27. Juli 1894 verschieden war, konnte sich P. von Kügelgen der Einsicht nicht verschließen, daß die Zeitung, wenn sie sich in einer der aufgewandten Arbeitskraft entsprechenden Progression materiell entwickeln solle, eines innigeren Verhältnisses zwischen der Administration und Redaktion bedürfe, daß der Administrator gleichzeitig Redakteur sein und sich in einer den Redakteuren der einzelnen Spezialrubriken übergeordneten Stellung befinden müßte, da der geschäftliche Leiter von den Wünschen der Leser, ihrer Befriedigung oder Unbefriedigung, häufiger und unzweifelhafter Kunde erhält, als der Chefredakteur selbst. Der Administrator, der gleichzeitig Redakteur in maßgebender Stellung ist, wird gleichsam zum un-

mittelbaren Anwalt des Publikums, zum Vermittler zwischen diesem und der Zeitung, die dadurch bei der Verfolgung ihrer allgemeinen vermittelnden Zwecke wesentlich unterstützt wird. Wie weit die Zeitung den Wünschen des Publikums willfahren kann und soll, und wo sie auch im Gegensatz zu ihren Lesern oder der Majorität derselben den eigenen Willen durchzusetzen hat, um ihren sittlichen Prinzipien und höheren Aufgaben nicht untreu zu werden — sagt dem administrirenden Redakteur das eigene Empfinden und entscheidet in letzter Instanz der Chefredakteur des Blattes. Hat der Chefredakteur einer großen Zeitung außer dem disponirenden Redakteur auch noch einen solchen administrirenden zum Gehilfen und wird ferner den Redakteuren der einzelnen Rubriken jenes Maß von Selbstständigkeit gewährt, das zu freudiger Geistesarbeit unerläßlich ist, so wird die Zeitung ohne Zweifel nicht nur selbst am besten gedeihen, sondern auch das allgemeine Wohl im größten Maße fördern können.

Die geeignete Persönlichkeit für den Posten eines Administrators und Redakteurs fand sich im Jahre 1894 in der Person Hans Fenner's, des am 11. Februar 1861 zu Wilna geborenen ältesten Sohnes H. G. Fenner's. Von Jugend auf mit der „St. Petersburger Zeitung" auf das Engste verknüpft, hatte Hans Fenner schon zu Beginn der 80er Jahre zum Bestande der Redaktion gehört und sich auf den mannigfachsten Gebieten des Zeitungswesens bethätigt, fungirte dann, ohne die Mitarbeiterschaft an der „St. Petersburger Zeitung" aufzugeben, als leitender Redakteur der russischen illustrirten Zeitschrift „Wssemirnaja Illustrazija", und übernahm nun am 1. Oktober 1894 den neu geschaffenen Posten an der „St. Petersb. Ztg.". Der Aufschwung, den die „St. Petersb. Ztg." gerade seit dieser Zeit genommen, hat die Berechtigung der Maßregel und der getroffenen Wahl bewiesen. Nach seines Vaters Tode hat Hans Fenner auch dessen Obliegenheiten als alter ego des Chefs übernommen.

Die Entwickelung der Zeitung äußert sich auch in der wachsenden Zahl der Abtheilungsredakteure, deren es augenblicklich acht giebt: Theodor Ogren, Emil Thomson, Oskar Grosset, Anton Stürzwage, Arthur Jahnentz, Oskar Grosberg, Dr. Arthur Zwintscher, Carl Eichhorn. — Ueber die russischen Monatsschriften referirt Axel von Gernet, über die Börse Wilhelm Friedländer.

Die Auflage des Blattes, die am 1. Juni 1874 5215 Exemplare betrug, hat sich bis zur Mitte der 90er Jahre ziemlich konstant erhalten, obgleich im Jahre 1875 eine zweite deutsche Tageszeitung, der „St. Petersburger Herold", in's Leben gerufen wurde, und dieses Blatt auch heute noch besteht. Nur einmal, in der letzten Februarwoche und den beiden ersten Märzwochen des Jahres 1879, wo der Einzelverkauf der „St. Petersb. Ztg." verboten worden war, sank ihre Auflage auf 3800, 3700, ja 3600 Exemplare, um aber bald nach der Aufhebung des Verbots, am 18. März (das Verbot erfolgte am 21. Februar und wurde am 14. März aufgehoben), wieder auf 5300 zu steigen. Immerhin waren die Zeiten recht schwer, da der Erweiterung des Blattes und der Vergrößerung der Kosten eine bedeutende Steigerung der Auflage hätte entsprechen müssen, und die „St. Petersb. Ztg." ist daher denen, die ihr in bösen Tagen die uneigennützigste Unterstützung haben angedeihen lassen, zum tiefsten Danke verpflichtet. Eine kleine Aufbesserung tritt am Anfang der 90er Jahre ein und der entschiedene materielle Fortschritt beginnt dann in der Mitte der 90er Jahre — seit jener Reform der Administration. Zur Illustrirung der Fortschritte in den weiteren Jahren wählen wir die Auflage an dem sogenannten „goldenen Sonntage", d. h. an dem Sonntage

vor Weihnachten, wo sich eine erhöhte Nachfrage bemerkbar macht. Am 18. Dezember 1894 betrug die Tagesauflage — 6095, am 17. Dezember 1895 — 6185, am 22. Dezember 1896 — 6505, am 21. Dezember 1897 — 7055, am 20. Dezember 1898 — 7620, am 19. Dezember 1899 — 8580 am 17. Dezember 1900 — 8930. An gewöhnlichen Tagen beläuft sich jetzt die Auflage auf ca. 8000 Exemplare.

In demselben Maße hat die Zahl der Annoncen und die Bogenstärke des Blattes zugenommen. Im Jahre 1895 hatte das Blatt nur wenig über 10000, im Jahre 1900 dagegen schon am 15. Dezember über 17000 Annoncenaufträge aufzuweisen. Am „goldenen Sonntage" des Jahres 1874 war die Zeitung nur 2 Bogen stark (4½ Seiten Annoncen), 25 Jahre später dagegen 5 Bogen (11½ Seiten Annoncen). Einmal — in der Zeit vom 16. bis zum 30. November 1897 — ist der Druck von privaten Bekanntmachungen in der „St. Petersb. Ztg." sistirt gewesen. Der Annoncenpreis beträgt seit dem November 1894 12 Kopeken für die einspaltige Petitzeile.

Die Vergrößerung der Auflage und die Besserung des Annoncenstandes mußte natürlich auch auf die Druckerei der „St. Petersb. Ztg.", die am 14. April 1884 alleiniges Eigenthum des Herrn Adolf Laschinsky wurde und sich seit dem 30. Juli 1884 im Kirpitschny Pereulok (Nr. 3) befindet, ihren Einfluß ausüben: seit dem 1. Januar 1901 arbeitet die Druckerei mit einer Rotations-Maschine.

Die Redaktion hat im Laufe dieser Periode zweimal ihr Lokal gewechselt: am 4. August 1875 wurde sie aus der Offizierstraße ins Haus Nr. 4 am Wosnessenski Prospekt (gegenüber dem Kriegsministerium) übergeführt und seit dem 14. Dezember 1881 befindet sie sich am Newski Prospekt im Hause der Holländischen Kirche (Nr. 20).

* * *

Um die Wende des 19. Jahrhunderts — im Sommer des Jahres 1899 — hat es für Paul v. Kügelgen, H. G. Fenner und den gesammten Bestand der Redaktion Freudentage gegeben, deren Bedeutung sich über das Persönliche erhebt, die für die ganze Geschichte der „St. Petersburger Zeitung" von Wichtigkeit sind, da sie zum Ausdruck gebracht haben, was die „St. Petersb. Ztg." im Laufe ihres 175jährigen Bestehens geworden.

Paul von Kügelgen, der am 23. Januar 1895 in einem engeren Kreise sein 25jähriges Schriftsteller-Jubiläum und am 10. April 1899 in einem großen Freundes- und Verwandtenkreise das Fest seiner silbernen Hochzeit gefeiert hatte, war es vergönnt, am 1. Juni 1899 vereint mit H. G. Fenner das Jubiläum ihres 25jährigen gemeinsamen Wirkens an der „St. Petersburger Zeitung" zu begehen, und diese Feier gestaltete sich zu einer Kundgebung, die für die Theilnehmer tief ergreifend und hoch erhebend war, und in der Geschichte der „St. Petersb. Ztg." immer denkwürdig dastehen wird. Eine ausführliche Schilderung dieser Festlichkeiten ist am 6. Juni 1899 unter der Verantwortung einer besonderen Redaktionskommission unter dem Titel „Bericht über die Feier des 25jährigen Jubiläums der Herren Paul von Kügelgen und H. G. Fenner" erschienen.

Der erste Tag des Festes, der 30. Mai, war speziell H. G. Fenner als dem anordnenden Redakteur geweiht, der ja 25 Jahre vorher auch schon vor dem verantwortlichen Redakteur, welcher erst zum 1. Juni von seiner Hochzeitreise eintraf, die Uebernahme der Zeitung vorbereitend auf dem Posten gewesen war. Als

der getreue Eckart, als das gute Gewissen der Zeitung, wurde H. G. Fenner an diesem Tage von Paul Kügelgen, den jüngeren Kollegen und den Vertretern der deutschen Kolonie gefeiert, und das Fest, das in der Privatwohnung des Chefredakteurs stattfand, trug jenen traulich familiären und dabei doch weihevollen Charakter, der dem Wesen des Gefeierten so sehr entsprach.

Die Feier am 1. Juni, die in erster Linie Paul von Kügelgen galt, können wir ebenfalls hier nur kurz schildern, indem wir nur diejenigen Aeußerungen des durch Korporationen, andere gesellschaftliche Institutionen und einzelne Persönlichkeiten vertretenen Publikums hervorheben, die uns am bedeutsamsten scheinen. Nach der intimen Feier in der Wohnung Paul von Kügelgens, ward der Festaktus in der Aula der St. Petri-Schule abgehalten und hier hielt, nachdem die Klänge der von der „Liedertafel“ unter Professor Czernys Leitung gesungenen machtvollen Weise „Das ist der Tag des Herrn“ verklungen waren, der Direktor der St. Annen-Schule Dr. Josef König die Festrede:

Hochansehnliche Festversammlung!

Es ist ein schönes, ein göttliches Erbtheil der Menschenseele, daß sie, wie eine Saite, gewissermaßen mitklingt, wenn in ihrer Nähe Töne des Wahren, Guten und Schönen angeschlagen werden. Freudig erbebt sie dann, als wärens Heimathklänge, die sie treffen, und ein Gefühl des Dankes regt sich in ihr gegenüber dem, der solch ein heimathlich Erinnern in ihr wachgerufen: So danken wir's dem Lehrer unser Leben lang, der in die junge Seele den guten Samen gestreut, so danken wir's dem Freunde, der in ernster Stunde ein erhebend Wort für uns gefunden, so dem Prediger, dem Dichter, dem Schriftsteller — so danken wir auch der Tagespresse, wenn sie auf ihrer Höhe steht und, der Glocke gleich auf hohem Stuhle, „erbaulich weiterklingt, was unten tief dem Erdensohne das wechselnde Verhängniß bringt.“

Solch ein Dankgefühl ließ diese Festversammlung zusammen strömen in diesen Saal, heute — an dem Tage, an dem Sie, hochverehrter Jubilar, vor 25 Jahren zum ersten Male ihren Namen unter die „St. Petersburger Zeitung“ setzten. Seit jenem Tage haben Sie jahraus — jahrein, tagaus — tagein Tausende von Seelen erbeben machen durch jene Klänge aus der Höhe. Sie haben zum Publikum gesprochen, und heute umgiebt Sie hier in stattlicher Korona das Publikum in seinen besten Vertretern, um seine Dankesschuld zu tilgen. Freilich, wo erstünde der Redner, der in wenige Worte prägte den Dank für eine Lebensarbeit, wie Sie sie geleistet — doch Eins sollen Sie, hochverehrter Jubilar, herausfühlen aus dieser Jubelfeier, Eins sollen Sie selbst aus meinen schwachen Worten heraushören — daß Sie verstanden worden sind in Ihrem edlen Streben — und dieses Bewußtsein mag dem edlen Menschen immerhin die Krone der Jubelfeier bilden.

Sie haben durch ihr deutsches Blatt aus der russischen Residenz dem Auslande ein richtiges Verständniß russischer Verhältnisse eröffnet — dem deutschen Publikum Rußlands die Kenntniß der russischen Litteratur vermittelt — Sie haben es sich zur Aufgabe gestellt — und haben die Aufgabe gelöst, darzuthun, daß für die deutschen Unterthanen Rußlands die Heilighaltung der Bande der Nationalität und der Religion, die sie an ihre Väter knüpfen, gar wohl vereinbar ist mit unverbrüchlicher Treue und Liebe zum Kaiser und zum russischen Vaterlande. Sie haben das geleistet unter schwierigen Verhältnissen, zumal ja die Worte des Weisen von

16*

Sanssouci „Gazetten müssen nicht genieret werden“, noch lange nicht zur allgemeinen Norm erhoben sind. Sie haben auch unter den schwierigsten Verhältnissen dem Unrecht Ihre Feder nie geliehen, nein, Sie haben mit männlichem Freimuthe jede Verdächtigung zurückgewiesen, die den blanken Ehrenschild des Deutschrussen beflecken wollte.

Sie haben mit belehrendem Worte die Tagesereignisse begleitet und an den großen Festen des Jahres, sowie in jenen für Kaiserhaus und Vaterland bedeutenden Momenten freudiger und schmerzlicher Art stets die der Größe des Gegenstandes entsprechenden Akkorde anzuschlagen gewußt. Mit einer Vielseitigkeit des Interesses, wie sie Ihr Beruf wohl erfordert, wie sie aber nur auserwählten Berufsgenossen eigen ist, haben Sie alle Erscheinungen des sozialen Lebens verfolgt und in's rechte Licht gestellt, sei es auf dem Gebiete der Kirche oder der Schule, der Kunst und Wissenschaft, des Handels und Gewerbes — und immer war das Leitmotiv Ihrer Artikel: jedes edle Streben zu fördern, zu ermuntern. Galt es ein Fest zu feiern, dem eine gute Idee zu Grunde lag, — Sie riefen dazu auf, Sie waren unter den Festgenossen, und wenn die übrigen Theilnehmer festesmüde sich zur Ruhe begaben, dann saßen Sie noch in später Nachtstunde an Ihrem Pulte und so mancher konnte schon im Morgenblatte die Rede lesen, die er auf dem Feste, wenn auch nicht immer wirklich gehalten, aber doch gern gehalten hätte.

Ja, Fördern und Ermuntern, wo edles Streben keimte, das ist stets Ihr Leitmotiv gewesen, und wenn kleinliche Nörgelsucht finden wollte, daß Sie zu viel gelobt, habe ich oft der trefflichen Verse P. Heyse's gedenken müssen:

„Nur nicht gleich das Schwert gewetzt
Und das Beil geschliffen!
Was Ihr niemals überschätzt,
Habt Ihr nicht begriffen.“

Ist's doch ein Merkmal erhabenen Sinnes — „er legt das Große in das Leben, er sucht es nicht darin.“

Wo es galt, Angriffe zurückzuweisen, da wußten Sie als echter Ritter vom Geist die Feder gleich einem blanken Schwerte zu führen, — wo es aber galt, ein edles Werk anzuregen, da wurde dieselbe Feder zum Zauberstabe, der felsenharte Herzen sprengte, ungeahnte Quellen fließen machte und mächtige Bauten erstehen ließ. Es wäre gewiß ein imposanter Anblick, die Summen beisammen zu sehen, die Sie mit ihrer Feder zusammengeschrieben haben. In Ihrem Geldschrein freilich würde man sie vergeblich suchen, sie sind aber gar wohl und sicher angelegt und Tausende von Bedürftigen genießen ihre Zinsen.

So sind Sie im weitesten Sinne des Wortes zum Wohlthäter der Gesellschaft geworden, so haben Sie die „St. Petersburger Zeitung“ zu der Idealgestalt gemacht, wie sie des Künstlers Meisterhand hier gebildet (bei diesen Worten enthüllte das Mitglied des Festausschusses[1]) Direktor Carl Feldmann eine silberne

[1]) Der Festausschuß bestand aus den Herren: A. Amburger; Dr. Anders; Franz Czerny; F. Drögmöller; F. Feiser; C. Feldmann; Dir. E. Friesendorff; Pastor Dr. Gelderblom; B. Glasow; G. Heyse; W. M. Hinze; Dr. Hörschelmann; Dr. Koch; Dir. Josef König; L. König jun.; R. Krümmer; Dir. R. Lange; Maron; Morgenstern; Dr. E. Moritz;

auf einem Porphyrblock ruhende Statuette, welche die „St. Petersburger Zeitung“ als weibliche Idealfigur darstellt — ein Werk des Bildhauers Adamson) aus edlem Stoff, auf felsenfestem Grunde stehend, mit sinnendem Blick den Weltlauf durchdringend, den Kranz der Anerkennung der Besten zu ihren Füßen.

Doch nicht nur in todtem Erz wollten wir dieser Feierstunde ein Monument setzen — ich soll die Summe von 5000 Rbl. in Ihre Hände legen, auf daß Sie dieselbe einer Stiftung nach Ihrer Wahl zuführen, einer Stiftung, die den uns allen so theuren Namen Paul von Kügelgen auch kommenden Generationen vor die dankbare Seele führen soll.

Und ich soll endlich im Namen aller Ihrer Verehrer dem innigen Wunsche Ausdruck verleihen, es möge Ihnen noch viele, viele Jahre beschieden sein, in rüstiger Kraft mit Gottes Segen weiter zu wirken — wie bisher.“ [1])

Nachdem der Gefeierte seinen Dankesgefühlen Ausdruck verliehen und die ihm dargebrachten 5000 Rbl. dem Alexandra-Stift für Frauen überwiesen hatte, traten die Deputationen und Delegirten vor, um ihre Glückwünsche auszusprechen und Adressen zu überreichen. Sie kamen: von der St. Annen-Kirche und -Schule, von der St. Petersburger evangelischen Geistlichkeit beider Konfessionen, von einer Reihe evangelischer Wohlthätigkeitsinstitutionen der Stadt, von dem Deutschen Wohlthätigkeitsverein, von dem „St. Petersburger Herold“, der damals von Dr. Bocké, einem in St. Petersburg und in den baltischen Landen hochangesehenen Manne, geleitet wurde, von der deutschen Presse Rigas, von der kurländischen Ritterschaft, von der Korporation „Estonia“, vom Evangelischen Hospital, vom Alexander-Hospital für Männer, vom Alexandra-Stift für Frauen, von der Englischen Schule, von der „Palme“, vom Evangelischen Jünglingsverein, von der „Liedertafel“ und vom Gesangverein der St. Petri-Gemeinde. Groß war die Zahl der eingetroffenen Glückwunschschreiben und Glückwunschtelegramme. Im Namen der livländischen Ritterschaft hatte der Landmarschall an den Jubilar ein Schreiben gerichtet, vom estländischen Ritterschaftshauptmann war eine Glückwunschdepesche eingetroffen. Den Inhalt der Adresse der kurländischen Ritterschaft und die Antwort Paul von Kügelgen's wollen wir nach dem in dem zitirten Bericht enthaltenen Referat, die beiden anderen Glückwunschbezeugungen der baltischen Ritterschaften ihrem Wortlaute nach anführen. Die von Baron Stempel überreichte, vom Landesbevollmächtigten Grafen Keyserling, dem Kreismarschall Rudolf von Hörner und dem Ritterschaftssekretär G. Baron Behr unterzeichnete Adresse der kurländischen Ritterschaft schildert das Wesen der „St. Petersburger Zeitung“ unter Paul von Kügelgen folgendermaßen:

Evangelisch in ihrer Ueberzeugung, treu ihren politischen Grundsätzen, hat sie die Erkenntniß des Werdenden vermittelt, hat nie den eigenen Standpunkt verleugnet, hat gesprochen, wo es möglich war, für ihre Ueberzeugung, daß staatliche und gesellschaftliche Einheit etwas Anderes ist, als Homogenität, — daß sie als organische Einheit die Verschiedenheit gar nicht entbehren kann, und für den inneren

---

Baron v. Mirbach; A. Müser; M. Neuscheller; H. v. Gilse v. d. Pals; L. v. Perl; M. Perl; Gen.-Sup. G. Pingoud; Baron Rausch von Traubenberg; O. Säkkow; H. Schierenberg; Dr. E. Schmidt; Joh. Schmidt; L. Schröter; A. Spies; G. Schernikau; C. Siegel; R. Thielemann; E. Tillmanns; Dr. Wiedemann; B. Zeitschel; F. Zillesen.

[1]) In ihrem vollem Wortlaute wird diese Rede hier zum ersten Mal veröffentlicht.

Zusammenschluß der staatlichen Theile und Organe nicht Gleichheit in Konfession, Sprache und Nation braucht. — Sie hat den Beweis gebracht, daß evangelische Gesinnung und deutsche Treue auch dem russischen Staatswesen dienstbar sein können und ist konservativ und fortschrittlich zugleich gewesen.

„Möge Paul von Kügelgen noch lange im Kampf gegen die auflösenden und zerstörenden Tendenzen einer leidenschaftlichen und nervösen Zeit ausharren," schließt die bedeutende Schrift.

In seiner Antwort auf die außerordentlich ehrende Adresse der kurischen Ritterschaft erwähnte der Jubilar, daß auch der estländische Ritterschaftshauptmann ihn durch ein amtliches Telegramm, der livländische Landmarschall durch ein längeres eigenhändiges Schreiben geehrt hätten, und bat um Erlaubniß, seine Antwort an Baron Stempel im Geiste an alle drei Ritterschaften der baltischen Heimath richten zu dürfen. Diese Antwort könne nur in einem von tiefster Verehrung durchdrungenen Dank bestehen. Nicht nur, daß der baltische Adel, auch der Kurlands, trotz der Verspätung aller politischen Nachrichten, einen sehr beträchtlichen und unverbrüchlich treuen Theil des Leserkreises der „St. Petersburger Zeitung" bilde, so habe er, der Jubilar, diesem Adel, den er ob seiner treuen Landesdienste, seiner trefflichen Wirthschaft, der alle Kreise der heimathlichen Gesellschaft umfassenden Fürsorge, von Kind auf kennen gelernt und hoch zu verehren gewohnt sei, überhaupt seine und der Seinen Existenz zu danken. Es sei ja schon seit Jahren durch russische Zeitungsnotizen bekannt, in wie selbstloser und großmüthiger Weise der baltische Adel der „St. Petersburger Zeitung" über wirthschaftlich außerordentlich schwere Jahre hinweggeholfen zu einer Zeit, als von einem wirklichen publicistischen Kampfe der Zeitung für die baltische Heimath überhaupt gar nicht mehr die Rede war und nicht sein durfte. Der Jubilar bat den Delegirten der kurischen Ritterschaft, für alle drei Ritterschaften seinen Dank entgegenzunehmen, der, ob er auch ebenso ohnmächtig und wirkungslos sei, wie weiland manches Wort der Vertheidigung, doch jedenfalls aus tiefster Seele komme.

Das Telegramm der estländischen Ritterschaft lautete:

Reval, 1. Juni 1899.

„Dem treuen und hingebenden Vertreter der Sache unserer Heimath, gemeinsamer Grundsätze und Liebe, sage ich in Anlaß seines heutigen Ehrentages herzlichsten Glückwunsch und innigsten Dank, und hoffe ihn als den rechten Mann am rechten Platze noch lange wirken und nützen zu sehen."

Ritterschaftshauptmann Baron Budberg.

Die Zuschrift der livländischen Ritterschaft:

Hochverehrter Herr von Kügelgen!

Die 25 Jahre schwerer und verantwortungsvoller Arbeit, die sich am 1. Juni für Sie, den Leiter der deutschen „St. Petersburger Zeitung," vollenden, stehen auch im Zusammenhang mit der Livländischen Ritterschaft und derselben gereicht es zu großer Befriedigung, Ihnen an diesem Tage ihre dankende Anerkennung aussprechen zu können.

Die Bedeutung, die Sie Ihrem Blatte verschafft haben, reicht weit über die Grenzen des großen Reichs hinaus, in dessen Mitte die „St. Petersburger Zeitung"

erscheint. Die ruhige und vornehme Haltung, welche derselben eigen ist, hat es dahin gebracht, daß Sie eine nach Tausenden zählende Anhängerschaft gefunden haben, die in Ihrem Blatte den Sammelpunkt für den gebildeten, dem deutschen Geiste huldigenden Leserkreis sieht.

Es dankt Ihnen die Livländische Ritterschaft, daß Sie dazu beigetragen haben, diesem Geiste, von dem auch die Livländische Ritterschaft durchdrungen ist, Anerkennung zu verschaffen.

Sie dankt Ihnen auch noch mehr!

Als ein Kind des Baltischen Landes haben Sie stets ein lebhaftes Verständniß gehabt für die Nöthe und das Ringen, welche die Livländische und auch alle übrigen Baltischen Ritterschaften durchzumachen haben.

Wenn Sie in Ihrer Zeitung, die die großen Tagesfragen behandelt, auch gewußt haben, unter unsäglichen Schwierigkeiten, — in der Ihnen eigenen abgeklärten Form, diesem Ringen der Ritterschaft die Unterstützung Ihrer Feder zu geben, so beweist es, daß Sie in dem Bestreben der Ritterschaft nicht lokale, provinzielle Strömungen sehen, sondern Kulturaufgaben von hohem Werthe, die sich fernhalten von ständischen Interessen. Das dankt Ihnen die Livländische Ritterschaft ganz besonders, mit dem Wunsche, daß es ihr vergönnt sein möge, Sie noch lange in Ihrer fruchtbringenden Thätigkeit erhalten zu sehen.

Landmarschall Baron von Meyendorff.

Alt-Bewershof, den 30. Mai 1899.

Ihren Abschluß fand die Jubelfeier in einem Diner, welches direkt nach dem Festaktus im deutschen Klub gegeben wurde. Hier trat auch, wie Kügelgen später bei der schmerzlichsten Gelegenheit hervorhob, die Person H. G. Fenners, der sich während des Festaktes im Petri-Schulsaale bescheiden als Zuschauer im Hintergrunde gehalten hatte, gebührend in den Vordergrund.

* * *

Nur eine kurze Spanne Zeit trennt in der Geschichte der „St. Petersb. Ztg." diese Tage der Freude von den Tagen der tiefsten Trauer — am 21. November 1900 starb H. G. Fenner. Schon früher einmal, im November 1891, wo ihn an seinem Schreibtisch ein Schlaganfall getroffen, hatte man um sein Leben gebangt, aber wenn ihm damals auch auf Monate hinaus jede Arbeit unmöglich gemacht wurde, so war er doch den Seinigen und der „St. Petersburger Zeitung" wieder geschenkt worden und der alljährliche Sommeraufenthalt in Finnland stellte die durch die Winterarbeit verlorenen Kräfte stets wieder her. In geistiger und körperlicher Frische und Elastizität konnte er im Jahre 1899 das Jubiläum feiern und rüstig arbeitete er weiter, bis ihn im Juli 1900 ein seltsames Ermatten, eine schwere Apathie — wohl ein Vorbote und erster Beginn der tödtlichen Krankheit — dazu zwang, die Arbeit niederzulegen und in das geliebte Parrikkala zu fliehen. „Zwar erholte er sich wieder, aber als er im Herbst wiederkehrte, erschien er ungewöhnlich matt und gedrückt. Hin und wieder brach sich wohl die alte Frische noch Bahn, aber im Ganzen machte sein Zustand ernste Sorge. In der Nacht auf den 2. November brach die Krankheit aus. Zwar stand er am Morgen auf, setzte sich

gewohntermaßen an die Arbeit, aber sein Wesen war seltsam verändert, der beredete Mund verstummt, und was er schrieb, war kaum zu lesen. Der herbeigerufene Arzt konnte bald einen Bluterguß im Gehirn konstatiren infolge Bruchs eines verkalkten Gefäßes. Er hat noch 20 Tage gelebt, aber über eine Liebkosung, über ein dankbares Streicheln, einen freundlichen Händedruck, ein kurzes Ja oder Nein sind die Zeichen seines Lebens nicht mehr hinausgegangen. Alle Organe waren sonst gesund, die Glieder beweglich; die Leitung vom Gehirn aus war unterbrochen." Am Morgen des 21. November machte ein sanfter Tod diesem Zustande ein Ende.

Am 24. November wurde H. G. Fenner beerdigt. In der St. Annen-Kirche hielt Bischof Freifeldt, selbst ein Leidtragender, die Trauerrede, und dann trug man Fenner hinaus, um ihn auf dem Wolkowo-Friedhofe (Abteilung XIX. 57. 17) der Erde zu übergeben. Tief ergreifend waren die Worte, welche Paul Kügelgen und Emil Thomson dem Dahingeschiedenen am Grabe nachriefen, und dann „gingen alle wieder in ihre Häuser, an ihre Pflichten, an ihre Arbeit, um weiter zu wirken, so lange es noch Tag ist, ganz im Sinne des Entschlafenen."

* * *

Ein einziges Jahr ist vergangen, seit Paul von Kügelgen diese Worte niederschrieb, und wir stehen nicht an, auch unser Buch über die 175 jährige Geschichte der „St. Petersburger Zeitung" mit ihnen zu beschließen. Weiter wirken, so lange es noch Tag ist, im Kampfe für die als heilig erkannten Güter, das sei der Wahlspruch der „St. Petersburger Zeitung" jetzt und immerdar.

Berichtigungen.

Auf Seite 42, Zeile 2 von unten, lies „ist uns" statt „ist für uns".
„ „ 50, „ 8 „ „ „ „Fälle" statt „Fülle".
„ „ 53, „ 1 „ „ „ „Seht" statt „Steht".
„ „ 83, „ 18 „ „ „ „welche" statt „welcher".
„ „ 131, „ 9 „ oben, „ „der Wille" statt „ein Wille".
„ „ 131, „ 6 „ unten, „ „machten" statt „machte".
„ „ 135, „ 1 „ „ „ „Güldenstädt" statt „Güldenstedt".
„ „ 150, „ 16 „ „ „ „placirt" statt „plazirt".
„ „ 169, „ 17 „ oben, „ „Bollborth" statt „Bollbarth".
„ „ 181, in der Anmerkung 2, lies „Walther" statt „Walter".
„ „ 211, Zeile 2 von oben „ „60-er Jahre" statt „40-er Jahre".
„ „ 238, „ 11 „ „ „ „Rosegger" statt „Rosseger".

Die auf Seite 174 zitirte Edition trägt den Titel „Записки Имп. Акад. Наукъ" nicht „Ученыя Записки".

In Bezug auf die Schreibart der Personennamen, die vielfach in der Orthographie der Quelle gegeben werden, verweisen wir auf das Personen-Register.

Personen-Register.

St. Petersburgische Zeitung.



No. 38.

Dienstags den 13. May. 1729.

Benevento vom 12. April. Nachdem der Pabst heute vor 8 Tagen glücklich allhier angekommen, so befindet sich derselbe wiederum in ziemlichen Gesundheits-Zustande. Se. Heiligkeit verrichten alle Geistliche Functionen, so wie dieselbe in Dero ehmahligen Ertz-Bischöfflichen Stande allhier zu thun gewohnt waren, und haben noch vorgestern als am Palm-Sonntage 3 von einer Mutter gebohrne Kinder der Christl. Kirche durch die Hl. Taufe einverleibet; dabey sie denen armen Eltern derselben etwas Geld zu reichen befohlen haben. An statt des verstorbenen Herrn Pittoni haben Ihre Heiligkeit den Cardinal Fini zu Dero Auditorn ernennet.

Rom vom 16 April. Gestern paßirte ein Courier aus Franckreich hierdurch zu Sr. Päbstl. Heiligkeit nach Benevento, um von Deroselben die Dispensation wegen der bevorstehenden Vermählung des Hertzogs von Orleans mit einer Printzeßin von Lothringen zu erhalten.

Der Cardinal Barberini ist nach seinem Bischoffthum Velletri abgereiset, um daselbst die Functions der Hl. Woche zu verrichten, welche Se. Eminentz sonst als Decanus des Cardinals-Collegii während der Abwesenheit des Pabstes in hiesiger Stadt hätte verrichten sollen. Wie aber der Pabst solches ohne vorhergegangene Einwilligung des Kaysers nicht hat wollen geschehen lassen, und der Courier, welcher dieserwegen nach Wien abgefertiget ist, schwerlich vor Ostern zurück kommen kan, so hat der Herr Cardinal sich lieber nach besagtem seinem Bischofthum retiriren wollen.

Guastalla vom 20. April. Gestern Abends ist der hiesige regierende Hertzog Anton Ferdinand aus dem Geschlecht Gonzaga im 42 Jahre seines Alters mit Tode abgegangen, dessen Erbschaft nunmehro von dessen nachgebliebenen Bruder Hertzog Joseph Maria übernommen wird.

Meyland vom 19. April. Den 13. dieses kam der gewesene Vice-König von Neapolis Cardinal von Althan mit einer kleinen Suite von Bologna allhier an, um seinen Weg ferner auf Wien zu nehmen. Briefe so wohl von Genua als Gartze-See geben, daß der verstrichene lange anhaltende Winter, sonderlich die letztere Kälte an den Citronen und Pomerantzen grossen Schaden gethan, daß dieses Jahr nicht der 8 Theil, gegen die Sammlung des vorigen Jahres zu rechnen, werde können zusammen gebracht werden; daher denn auch zu vermuthen sey, daß gemeldete Früchte in einen hohen Preiß kommen würden.

Venedig vom 23. April. Ein unsriger Schif-Capitain von Trapani kommend, hat berichtet, welcher Gestalt er daselbst von einem Malteser Schiffe, so von Gallipolis gekommen, vernommen habe, daß die Malteser abermahls ein Algierisches Raub-Schif mit 48 Stücken und 400 Mann aufgebracht; welches Schif der Malteser selbst in den Hafen von Maltha einlauffen sehen.

Genev vom 28. April. Von Turin wird berichtet, daß man daselbst Zeitung erhalten, als wenn der Groß-Hertzog von Florentz mit Tode abgegangen sey. Andere Briefe aber aus Italien melden davon nichts, sondern thun bloß Meldung, von dem tödlichen Hintritt des Hertzogs von Modena: welches gleichwohl auch noch Confirmation erfordert.

Paris

Paris vom 29. April. Den 21. dieses kamen die drey jungen Königlichen Printzeßinnen in Begleitung der Hertzogin von Ventadour und ihren Hofmeisterinnen zum ersten Mahle bey Ihro Majest. dem Könige eine Visite abzulegen, und Deroselben eine glückliche Reise anzuwünschen: An welchem Tage auch alle Friedens-Gevollmächtigte nach Compiegne und Soißons abreiseten. Nachts zwischen den 24. und 25. entstund in dem hiesigen Zeughause ein Brand, welcher dasselbe nebst etlichen anliegenden Gebäuden der Hertzogin von Maine gäntzlich in die Asche geleget hat. Zu grossem Glück ist das Magazin noch unbeschädigt geblieben. Man schätzet unterdessen den Verlust auf eine Million Livres, und schreibt man dieses Unglück denen Bedienten der bemeldeten Hertzogin zu, welche spâth zu Hause gekommen.

Von Madrit erwartet man alle Augenblick die Zeitung, daß der König von Spanien die Effecten von den Gallionen habe austheilen lassen, und daß der Indult auf 15 pro Cent fest gestellet sey: Aus einer anhero geschickten Liste von der gegenwärtigen See-Macht des Königreichs Spanien erhellet, daß Se. Cathol. Majest. würcklich 25 Kriegs-Schiffe, als 17 zu Cadix, 4 in America, und 5 zu Biscaya in See habe. Der Hertzog von Bournonville soll in Begrif stehen, in etlichen Tagen zurück nach dem Soißonnischen Friedens-Congreß aufzubrechen.

Die hiesige Königl. Academie der Wissenschaften hat bekannt gemacht, daß sie in ihrer öffentlichen Zusammenkunft, welche dieselbe im Jahr 1731 vierzehn Tage nach Ostern halten wird, den 2. durch den Herrn Rouillé de Meslay gestiffteten Preiß demjenigen ertheilen will, der am geschicktesten die Aufgabe auflösen wird: **Welches die beste Methode sey, die Abweichung der Magnet-Nadel zur See zu bemercken.**

Ein hiesiges junges Frauenzimmer hat neulich eine grosse Hertzhaftigkeit von sich blicken lassen, wie sie sich in Manns-Kleider vermummet, und in die Abtey de la Trappe als einen Layen-Bruder aufnehmen lassen, bloß um ihren Liebhaber zu sprechen, welcher sich dahin retiriret gehabt. Man sagt sie habe darin alle Reguln des Ordens auf das genaueste in acht genommen, in einem gantzen Monath aber keine Gelegenheit finden können, um sich zu erkennen zu geben: Mittlerweile denn ein gewisser anderer Bruder einigen Verdacht wegen ihrer Ver-

Verkleidung mochte geschöpfet, und solches dem Abt entdecket haben, welcher die Verkleidete so gleich vor sich kommen lassen, und sie zur Geständnuß ihres Verbrechens gebracht; darüber sie groß Leid bezeuget, und gebeten, daß man ihr zur Busse das allerschärffeste Jungfern-Kloster anweisen solle, da hinein sie sich begeben könne. Darauf ihr der Abt das Closter von Ave Maria in Vorschlag gebracht.

Amsterdam vom 6. May. Man siehet hier folgendes Verzeichnuß von den Geschencken, zu welchen sich die Cron Schweden in dem letztern Friedens-Tractat mit der Republic Algier an dieselbe zu liefern verbunden hat, und welche bereits an Boord eines Krieges-Schiffes unterwegens sind, um abgegeben zu werden: als 80000 Pfund Pulver, 800 Flinten-Läuffe, 800 Degen-Klingen, 40 Stück Canonen, worunter 10 von Metall, 800 Paar Pistolen, 16 Ancker-Tauen, 12 Zoll dick, und 130 Klaffter lang, 80000 Kugeln, und 50 ausgesuchte Schif-Masten.

Trier vom 2 May. Die Wahl eines Ertz-Bischofs und Churfürstens von hiesigem Stift ist heute als am bestimten Tage vor sich gegangen, und hat dieselbe den Dom-Dechanten, Grafen von Schönborn betroffen, welcher dieserwegen auch bereits die Glückwünschungs-Complimente angenommen hat.

Aus dem Hollsteinischen vom 6. May. In Kiel ist verwichenen 30. April der Hohe Geburths-Tag Ihro Königl. Hoheit, des Hertzogs Carl Friedrichs von Schleßwich-Hollstein, da dieselbe in das 30 Jahr Dero Alters getreten, mit grosser Magnificentz celebriret worden. Die Gemahlin des Fürstens von Anhalt-Zerbst, welcher in Königl. Preußischen Krieges-Diensten stehet, eine gebohrne Printzeßin von Hollstein-Gottorp, ist zu Stettin den 2 dieses mit einer jungen Printzeßin glücklich entbunden, und Deroselben der Nahme Sophia Augusta Friederica beygeleget worden. Zu Dantzig soll der Graf Moritz von Sachsen vor wenig Tagen incognito arriviret, und weiter nach Königsberg abgegangen seyn; worüber man aber noch Confirmation erwartet. Man rechnet daselbst, daß der König von Pohlen den 30 April oder 1. May in Warschau angekommen sey.

Планъ
Императорскаго
столичнаго города
Санктпетербурга
1 7 · Plan 3 7
der Kayserlichen
Residentz Stadt
St. PETERSBURG

Малая Нева Kleine Newa

Der Grosse Newa Strohm

Большая Нева

D

C

B

E

Erklärung zum Plane von St. Petersburg vom Jahre 1737

aus dem wohl im Jahre 1744 erschienenen Werke:

Gebäude der Kayserl. Academie der Wissenschaften Bibliothec und Kunst-Kammer in St. Petersburg nebst einer kurtzen Anzeigung allen daselbst vorhandenen Kunst- und Natur-Sachen zum Gebrauch derjenigen, welche die Academie besehen wollen.

Gedruckt in St. Petersburg bey der Kayserl. Academie der Wissenschaften *), p. 10, 11 und 12.

A. Die Petersburgische Insel.

1. Festung St. Petersburg nebst denen Fortifications-Wercken
2. Cron-Werck.
3. Ort, wo vorhin der so genannte Gast-Hof, oder die Buden gestanden.
4. Fleisch-Bäncke.
5. Herbergen.
6. Victualien-Marckt.
7. Kirche St. Petri und Pauli.
8. Alte Haupt-Kirche zur heil. Dreyfaltigkeit.
9. Kirche zur Himmelfarth Mariä.
10. Kirche des heil. Apostels Matthei.
11. Kirche zur Einführung unserer lieben Frauen in das Heiligthum.
12. Kirche zur Verklährung Christi.
13. Apothecker-Garten.
14. Krestowskoy-Ostrow oder die Insel des heil. Creutzes.
15. Kamennoi-Ostrow.
16. Petrowskoi-Ostrow.

B. Die Admiralitäts-Insel.

1. Kayserl. Sommer-Pallais und Garten.
2. Altes Winter-Pallais.
3. Neues Kayserl. Winter-Pallais.
4. Admiralität.
5. Kayserl. Stall-Hof.
6. Wohnungen derer Stall-Bedienten.
7. Neu-Holland nebst der Reper-Bahn.
8. Scheunen, alwo das Eichen-Holtz zum Schiff- u. Galeeren Bau aufbewahrt wird.
9. Galeeren-Werfft.
10. Proviant-Magazine für die Admiralitäts-Bediente.
11. Thier-Hof und Jagd-Platz.
12. Orangerie zum Hof-Garten.
13. Elephanten-Hof.
14. Perspectiv nach dem Newski-Kloster.
15. Neuer Gast-Hof oder Buden.
16. Marckt.
17. Abgebrandter Platz, welcher anjetzo von Stein bebauet wird.
18. Lust-Höfe.
19. Mittleres Perspectiv.
20. Perspectiv nach der Kirche zur Himmelfarth Christi.
21. Abgestochener Platz, da die Admiralitäts-Bediente wohnen sollen.
22. Prospect-Thurm.
23. Pergament-Fabrique.
24. Krugloi-Ostrow, oder die so genannte runde Insel.
25. Kirche des heil. Isaacks aus Dalmatien.
26. Kirche zur Geburth unserer lieben Frauen.
27. Himmelfarths-Kirche.
28. Lutherische St. Petri-Kirche.

C. Die Moskowische Seite.

1. Particulair-Werfft.
2. Hof-Proviant-Hauß.
3. Kirche d. Märtyrers Pantelei.
4. Kirche Simeons und St. Annä der Prophetin.
5. Fasanen-Hauß.
6. Italiänischer-Garten.
7. Gieß-Hauß.
8. Feuerwercks-Laboratorium.
9. Ställe der Garde zu Pferde.
10. Casernen der Garde zu Pferde
11. Kloster des heil. Alexander Newski.
12. Moskowische Jemskoy.
13. Wasser-Leitung zu den Fontainen im Kayserl. Garten.

D. Die Wiburgische Seite.

1. Groß-Ochta.
2. Kirche zur heil. Dreyfaltigkeit.
3. Alte Alexander-Schantze oder Rudera von Nien-Schantz.
4. Klein-Ochta.
5. Pflantz-Garten von Eichen-Bäumen.
6. Kasatschia Sloboda oder so genanntes Quartier der Cosacken.
7. Reper-Bahn.
8. Holländische Bier-Brauerey.
9. Land- u. See-Hospital nebst der Spital-Kirche.
10. Zucker-Siederey.
11. Teutscher Kirch-Hof.
12. Samsons-Kirche und Rußischer Gottes-Acker.
13. Sinäwins-Bataillon.

E. Wasili-Ostrow.

1. Schiff-Brücke über die Neva nach Wasili-Ostrow.
2. Collegia.
3. Academie der Wissenschafften nebst der Bibliothec und Kunst-Cammer.
4. Feuerwercks-Theatrum.
5. Backhauß.
6. Zoll-Hauß und Börse.
7. Brücke, da die Kauffardey-Schiffe anlegen und ihre Waaren ausladen.
8. Hanf-Niederlage.
9. Pallast des adel. Cadetten-Corps.
10. Grosses Perspectiv nach dem Galeeren-Hafen.
11. Kleines Perspectiv.
12. Galeeren-Hafen.
13. Kirche des heil. Apostels Andreas.
14. Hafft nach Cronstadt.
15. See-Academie.

*) Ueber dieses Werk, welches im Wesentlichen ein Abdruck des im Jahre 1741 in Imperialfolio erschienenen Buches „Gebäude der Kaiserlichen Academie der Wissenschaften" etc. (Палаты Академии Наукъ) ist, vergleiche Ученыя записки I. 1852, pag. 341 ff.

Beilage

zu der St. Petersburgischen Zeitung Nr. 75.

Dienstag, den 17. September 1812.

Zur allgemeinen Nachricht.

Auf Allerhöchsten Befehl.

Mit dem äußersten Kummer, der jedem Sohne des Vaterlandes das Herz bricht, wird hiermit die Nachricht ertheilt, daß der Feind am 3. September in Moskwa eingerükt ist. Aber es lasse die große Russische Nation dadurch den Muth nicht sinken. Hingegen schwöre ein jeder und alle, von neuem Geiste des Muthes, der Standhaftigkeit und der zuverläßigen Hoffnung zu entbrennen, daß alles Böse und aller Schaden, die uns von dem Feinde zugefügt werden, zulezt auf sein eignes Haupt zurük fallen werden. Der Feind hat Moskwa nicht dadurch in Besiz genommen, daß er über unsere Kriegsmacht die Oberhand behalten, oder sie geschwächt hat. Der Oberbefehlshaber hat es, nach Berathung mit den ersten Generalen, für nüzlich und nöthig gefunden, der Nothwendigkeit auf einige Zeit zu weichen, um hernach durch sicherere und bessere Mittel den kurzen Triumph des Feindes in sein unvermeidliches Verderben zu verwandeln. Wie schmerzend es auch einem jeden Russen seyn muß, zu hören, daß die erste Residenzstadt Moskwa Feinde des Vaterlandes in sich faßt, so faßt sie dieselben doch ganz leer, und von allen Schätzen und Einwohnern entblößt, in sich. Der stolze Eroberer hoffte, als er in dieselbe einrükte, Gebieter des ganzen Russischen Reichs zu werden, und demselben einen Frieden, so wie er ihn für gut befände, vorzuschreiben; aber er betrügt sich in seiner Hoffnung, und wird in dieser Residenz nicht nur keine Mittel zu herrschen, sondern auch keine Mittel zu seiner Existenz finden. Unsere in den umliegenden Gegenden von Moskwa versammelten und sich stündlich mehr und mehr anhäufenden Streitkräfte werden nicht aufhören, ihm alle Wege zu versperren und täglich alle die Detaschements, die von ihm zur Herbeischaffung von Lebensmitteln ausgeschikt werden, zu vernichten, bis er sehen wird, daß seine Hoffnung auf die Niederschlagung der Sinne durch die Besiznahme der Residenz Moskwa vergebens gewesen ist, und daß er wider Willen sich einen Weg aus derselben mit den Waffen wird eröffnen müssen.

Seine Lage ist folgende: in unser Land rükte er ein mit dreimal hundert tausend Mann, von denen der größte Theil aus Leuten von verschiedenen Nationen besteht, die ihm nicht aus Eifer, nicht zur Vertheidigung ihres Vaterlandes, sondern aus schimpflicher Furcht und Zagheit dienen und gehorchen. Die Hälfte dieser seiner, aus verschiedenen Nationen zusammen gesezten Armee ist theils von unsern tapfern Truppen, theils durch Desertionen, Krankheiten und durch den Hungerstod aufgerieben. Mit den übrig gebliebenen ist er nach Moskwa gekommen. Ohne Zweifel wird das dreiste, oder besser zu sagen, das verwegene Vordringen desselben in die Brust

von Rußland und sogar in die aller älteste Residenzstadt, seinen Ehrgeiz befriedigen, und ihm Anlaß zum Prahlen und Großthun geben; aber das Ende krönt die That. Er ist nicht in ein Land vorgedrungen, wo ein kühner Schritt alle mit Schrekken darnieder schlägt, und die Kriegemacht und die Nation zu seinen Füßen beugt. Rußland ist nicht gewohnt, zu gehorsamen, es leidet keine Unterjochung, übergiebt nicht seine Gesetze, seine Religion, seine Freiheit, sein Eigenthum. Es wird sie mit dem lezten Blutstropfen in der Brust vertheidigen. Der allgemeine Eifer, der überall zu sehen ist, und das Streben bei der willigen und ungezwungenen Bewaffnung gegen den Feind zeugen klar, wie fest und unerschütterlich unser Vaterland ist, das von dem tapfern Geiste seiner treuen Söhne vertheidigt wird. Verzage daher niemand; und kann man auch zu einer Zeit verzagen, wo alle Stände des Reichs Muth und Standhaftigkeit athmen? Wo der Feind mit dem Ueberreste seiner von Stunde zu Stunde mehr verschwindenden Truppen, entfernt von ihrem Lande, sich mitten unter einer zahlreichen Nation befindet, umringt von unsern Armeen, von denen die eine ihm gegen über steht, und die andern drei sich bemühen, ihm den Rükweg abzuschneiden und keine neue Truppen zu ihm durchzulassen? Wo Spanien nicht nur das Joch desselben von sich abgeworfen hat, sondern ihn auch mit einem Einfalle in sein Land drohet? Wo der größte Theil des erschöpften und von ihm ausgeplünderten Europa's, welches ihm wider Willen dient, zusieht und mit Ungeduld den Augenblik erwartet, in welchem es sich von seiner drückenden und unausstehlichen Macht losreißen könne? Wo sein eignes Land kein Ende der Blutströme sieht, die es und fremde Völker für die Ruhmsucht vergießen? — Wird nicht bei diesem betrübten Zustande des ganzen Menschengeschlechtes die Nation hochgepriesen werden, die alle mit dem Kriege unzertrennlichen Verwüstungen erträgt, und endlich durch ihre Geduld und ihren Muth es so weit bringt, daß sie nicht nur sich selbst eine dauerhafte, unverlezliche Ruhe erwirbt, sondern sie auch andern Mächten, und sogar selbst denjenigen verschafft, die wider ihren Willen mit ihm in den Krieg ziehen? — Einer guten Nation ist es angenehm und eigen, Böses mit Gutem zu vergelten.

Allmächtiger Gott! Richte Deine barmherzigen Augen auf die Russische Kirche, die mit Knieverbeugung zu Dir betet. Schenke Deinem treuen, für die gerechte Sache kämpfenden Volke Muth des Geistes, und Geduld. Ja, möge es hierdurch über seinen Feind triumphiren, möge es ihn besiegen, und indem es sich rettet, die Freiheit und die Unabhängigkeit der Könige und der Königreiche retten.





